

Polsterlucke mit Spitzmauer (li.), Klinserscharte, Brotfall und Großer Priel (re.) vom Schiederweiher  
Aufnahme: Alfons van den Hove, OAV-Sektion Wels — 1969 verstorben







# Alpenvereins= Jahrbuch 1971

(„Zeitschrift“, Band 96)

*Schriftleitung:*  
WERNER HEISSEL  
(OeAV)

*Herausgegeben  
vom Österreichischen und vom Deutschen Alpenverein  
Innsbruck, München  
1971*

(1970/76, 2. Aufl.)

Nachdrucke, auch auszugsweise,  
aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die  
Herausgeber gestattet

Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen  
bleiben vorbehalten

Die Verfasser tragen die Verantwortung  
für Form und Inhalt ihrer Angaben

*Bild des Schutzumschlages und Innentitelblatt*

Polsterlucke mit Spitzmauer (li.), Klinserscharte, Brotfall und Großer Priel (re.)  
vom Schiederweiher

Nach einer Farbaufnahme von Alfons van den Hove,  
ÖAV-Sektion Wels, 1969 verstorben



*Drucktechnische Gesamtausführung:*

Wagner'sche Univ.-Buchdruckerei Buchroithner & Co.,  
6010 Innsbruck, Erlersstraße 5-7

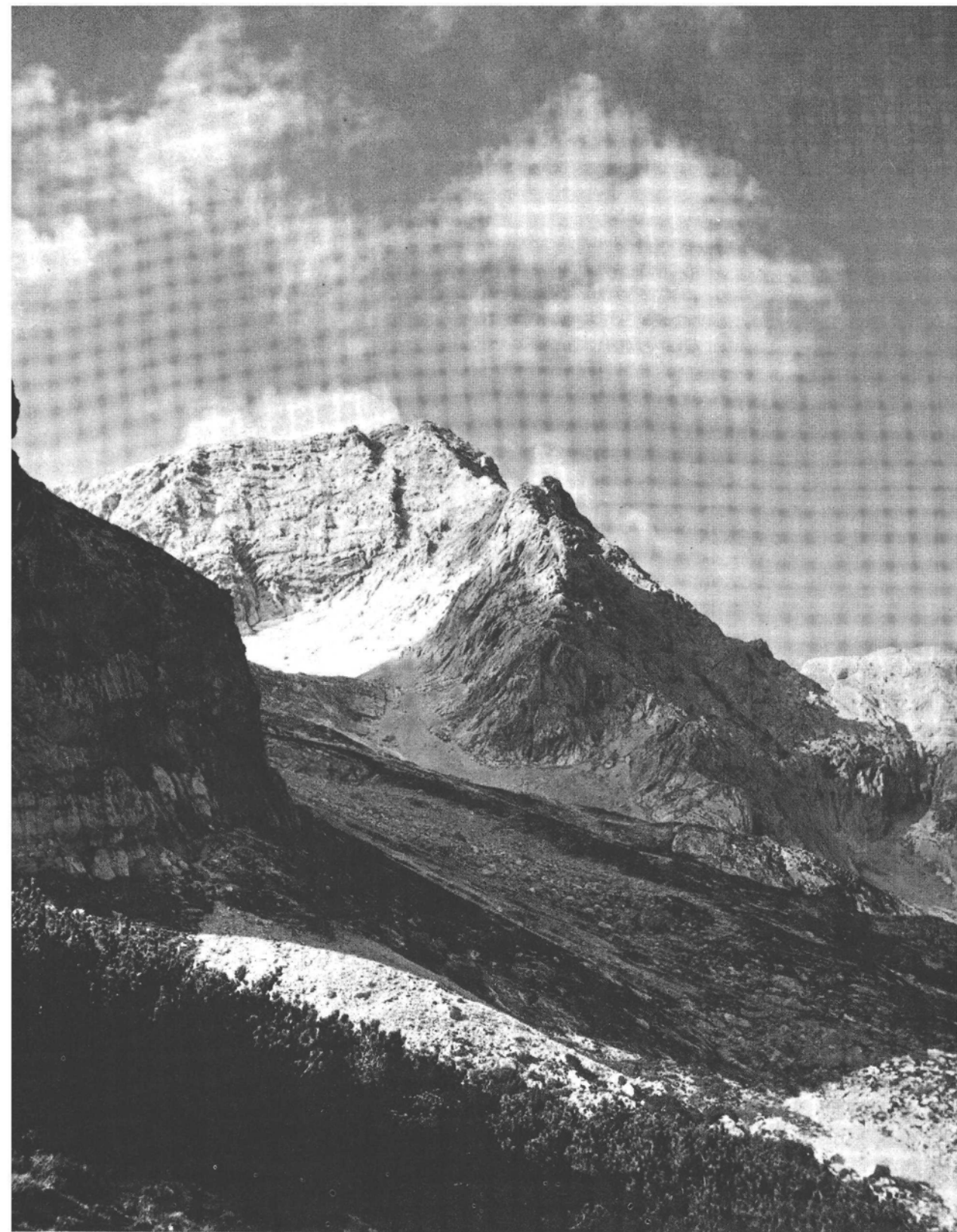
Bindearbeit: Druck- und Verlagshaus Kiesel  
5021 Salzburg, Rainerstraße 19-23

# Inhaltsverzeichnis:

	Seite
<i>Herrmann Ernst:</i>	Von Hütte zu Hütte quer durch das Tote Gebirge ..... 5
<i>Toth-Sonns Werner:</i>	Das grün-weiße Paradies — Eine Darstellung des Mitterndorfer Seenplateaus und seiner Gipfelwelt ..... 11
<i>Finsterwalder Karl:</i>	Um Tauplitz und Mölbing. Namenkundliches vom Rande des Toten Gebirges ..... 19
<i>Krenmayr Erich:</i>	Der Schermberg ..... 29
<i>Wallner Sepp:</i>	Der Große Priel, 2515 m ..... 35
<i>Scharfetter Hermann:</i>	Waidland im Toten Gebirge ..... 43
<i>Krenmayr Ludwig:</i>	Die Welser Hütte am Großen Priel — Geschichte einer Hütte .. 49
<i>Troyer Gerhard:</i>	Die große Überquerung. Auf Schiern über die Hochfläche des Toten Gebirges ..... 57
<i>Toth-Sonns Werner:</i>	Frühjahrsschifahrten im Bereich der Welser Hütte ..... 69
<i>Kobl Hermann:</i>	Poljen und poljenartige Formen im Toten Gebirge ..... 73
<i>Ebers Edith:</i>	Die Felsbilderwelt in den Alpen ..... 79
<i>Buchnauer Liselotte:</i>	Bergheimat Großfragant ..... 87
<i>Fels Edwin:</i>	Die Stauseen der Alpen ..... 95
<i>Lang Eugen:</i>	Gewürztraminer mit Eisengehalt ..... 103
<i>Kolar Karl:</i>	Im Schweizer Nationalpark ..... 105
<i>Busch Walter:</i>	Goethe als Bergsteiger ..... 115
<i>Herrmann Ernst:</i>	Wanderwege rund um das Berner Oberland ..... 121
<i>Koblauf Robert:</i>	Leuchtende Farben — lockende Düfte ..... 127
<i>Ther Horst:</i>	Die Eroberung des Skagastölstind ..... 133
<i>Moser Roman:</i>	Die Besteigung des Bobotov Kuk ..... 145
<i>Gall Helmut:</i>	Über Getreidespeicher ..... 153
<i>Hasse Dietrich:</i>	Illampu-Südgrat, 1. Begehung. Jubiläumsexpedition zum 100jährigen Bestehen der Alpenvereinssektion Berlin .... 157
<i>Grancy Roger S. de:</i>	Photoecodoliten am Koh-e-Keshnikhan ..... 165
<i>Lindner Rudolf und Helga:</i>	Bergabenteuer zu zweit im Hindukusch ..... 173
<i>Kobl Müller Eduard:</i>	Österreichische Karakorum-Expedition 1970 ..... 187
<i>Fuchs Gerhard:</i>	Geologie des Himalaja und ihre Probleme ..... 197
<i>Bertelmann Friedhelm:</i>	Vulkanberge im Dschungel Sumatras ..... 211

Liste der Veröffentlichungen des Alpenvereins

Alpenvereinskarte Hoher Priel — Tauplitz (Totes Gebirge II), 1:25.000



Großer Priel, 2515 m, Südgrat

Aufn.: Albert Rastl, Bad Aussee



# Von Hütte zu Hütte quer durch das Tote Gebirge

ERNST HERRMANN

Die Nördlichen Kalkalpen zeigen im westlichen Teil vom Bodensee bis zum Kaisergebirge im wesentlichen Ketten- oder Kammformen, im östlichen Teil dagegen von den Salzburger Kalkalpen bis zur Hohen Wand bei Wien Hochflächen oder Plateaformen; der Übergang von einer Form zur anderen vollzieht sich in den Loferer und Leoganger Steinbergen; hier sind an die noch scharfen Kämme und Gipfel bereits Hochflächen angelagert.

Unter den Plateaubergen nimmt das Tote Gebirge eine Sonderstellung ein; nicht nur weil es mit 1130 Quadratkilometer Ausdehnung neben dem Steinernen Meer und der östlichen Dachsteinhochfläche zu den größten gehört, sondern weil die ungeheure Hochfläche die Karsterscheinungen besonders schön zeigt; darüber und über Karrenbildungen handeln andere Aufsätze dieses Jahrbuches, weshalb hier nicht darauf eingegangen wird.

Durch die beiliegende neue AV-Karte des Toten Gebirges (Mittleres Blatt — das Blatt West erschien bereits 1967) werden nun viele Bergsteiger den Wunsch haben, einmal selbst eine Überquerung des Toten Gebirges durchzuführen, um so die eigenartige Landschaft dieser Karsthochfläche kennenzulernen; freilich sei gleich hier darauf hingewiesen, daß diese Landschaft nicht die „heitere, frohe Stimmung“ anderer Gebirgsgruppen aufweist, sondern einen mehr ernsten Charakter hat, ja bei trübem Wetter fast melancholisch wirkt. Besonders betont muß auch werden, daß diese Hochflächenberge an die Orientierungsgabe viel höhere Anforderungen stellen; denn auf den riesigen Hochflächen würde — wenn man die Orientierung verloren hat — ein Irrgang zu Erschöpfung und tragischem Ende führen. Selbst wenn es gelänge, irgendwo den Plateaurand zu erreichen, so ist ein Abstieg wegen senkrechter Felswände — abseits der bezeichneten Wege — nicht möglich. Deshalb sind die Alpenvereinskarten und ein Kompaß unentbehrlich. Dazu kommt noch die fast völlige Wasserlosigkeit der Hochfläche; man darf nicht hoffen, eine Quelle anzutreffen, und muß sich daher mit einem entsprechenden Wasservorrat versorgen.

Ausrüstung: Die bergsteigerische Ausrüstung ist wohl die gleiche wie für andere Hochgebirgswanderungen; ein Eispickel ist — besonders im Frühsommer — wegen zahlreicher Schneefelder auf der Hochfläche von Vorteil.

Zufahrt: Dies ist vor allem die Salzkammergutbahn Attnang-Puchheim bis Stainach-Irdning für die West- und Südseite, die Pyhrnbahn von Linz nach Selzthal für die Ostseite; von Norden her ist es die Almtalbahn von Wels nach Grünau; ferner Autobuslinien zum Almsee, vom Bahnhof Hinterstoder nach dem gleichnamigen Ort und vom Bahnhof Bad Aussee nach Altaussee und zum Grundlsee.

Einteilung des Gebirgsstockes: Das Tote Gebirge besteht aus der westlichen Hochfläche und der östlich angegliederten niedrigeren und in ihrem Charakter durch die stärkere Vegetation freundlicheren Warschedlgruppe, getrennt durch den Einschnitt des Salzsteigjoches (1684 m), über das übrigens ein sehr interessanter drahtseilgesicherter Weg vom Stodertal zur Mitterndorfer Seenplatte (Tauplitzalm) in etwa 7 bis 8 Stunden

führt; der Name Salzsteigjoch kommt vom Salztransport über dieses Joch zur Zeit der Reformation und Gegenreformation.

### *Schutzhütten und Wege im Toten Gebirge*

In der Frühzeit der Touristik wurde das Tote Gebirge vernachlässigt, weil es sozusagen „im Schatten des Dachsteins“ stand, der mit seinen blinkenden Eisfeldern die Bergsteiger mehr anzog; auch viele Wegverbote durch die Jagd hinderten an einem Besuch. Doch nach und nach wurde auch das Tote Gebirge bekannter, als das Salzkammergut und seine Sommerfrischen „in Mode“ kamen. Bad Ischl und Bad Aussee wurden wichtige Ausgangspunkte, und besonders der aussichtsreiche Loser (1836 m), „Hausberg der Ausseer Gegend“, wurde als Randberg des Plateaus viel besucht, so daß sich die AV-Sektion Bad Aussee entschloß, schon 1882 die Loserhütte, später mehrmals vergrößert, als Stützpunkt zu erbauen; an der Nordostseite zog wieder der höchste Gipfel des Toten Gebirges, der Große Priel (2515 m), die Bergsteiger an, und hier erbaute auf der Oberen Polsteralm die Sektion Linz des Österreichischen Touristenklubs, ebenfalls 1882, ihr Prielhaus, durch den Beitritt dieser Touristenklubsektion zum AV jetzt AV-Hütte. Ich könnte nun die Gründung der weiteren Schutzhütten in zeitlicher Reihenfolge bis zur jüngsten, der Spechtenseehütte der AV-Sektion Stainach, die erst vor wenigen Jahren erbaut wurde, schildern. Wichtiger aber für den Bergsteiger sind die geographische Lage und ihre Bedeutung als Stützpunkt für Bergfahrten und Übergänge, und deshalb sollen nun die schönsten Wanderungen von Hütte zu Hütte kurz beschrieben werden. Außerdem wurde ein gutbezeichnetes Wegenetz angelegt; ferner wurden auch einige Schimarkierungen errichtet, denen man aber im Sommer nicht folgen darf, weil sie durch Gelände führen, das wegen zahlreicher Karrenfelder und Dolinen für den Sommerwanderer unwegsam ist.

Hochflächenüberquerung von Osten nach Westen mit der Besteigung des Großen Priel, sehr schön und viel begangen.

Wir fahren in das herrliche Stodertal, das von der jungen Steyr durchflossen wird und teilweise klammartigen Charakter aufweist, bis wir den reizenden Ort Hinterstoder erreichen (585 m); Autobusverbindung vom Bahnhof Hinterstoder. Die edle Gestalt der Spitzmauer (2246 m) beherrscht den Talschluß. Beim Gasthof „Johannishof“ zweigen wir westlich ins Tal der Krumpfen Steyer ab und wandern, zuerst sanft steigend, in den Talschluß der Polsterlucke, dann aber in vielen steilen Kehren auf die Obere Polsteralm, auf der das Prielschutzhaus (1420 m) steht. Die Lage des Hauses ist sehr schön, besonders wieder der Blick auf die Spitzmauer. Am nächsten Tag führt der rot bezeichnete Weg durch ein Kar, das im oberen Teil bis in den Spätsommer ein steiles Schneefeld aufweist (zum Schluß mittels Drahtseilsicherung), in die Brotfallscharte (2370 m) mit Unterstandshöhle; weiter auf dem Grat und über diesen zum nahen Gipfel mit dem riesigen, über 2000 Kilo schweren Kreuz, 3 Stunden von der Hütte. Die Aussicht ist sehr schön, der Blick über die Hochfläche, die wir in ihrer gewaltigen Ausdehnung erfassen können, und der Tiefblick in die Täler sind einmalig. Der Abstieg führt zuerst über den Grat wie im Aufstieg zurück und dann zum Fleischbanksattel (2100 m) hinunter, wo der Aufstieg von der Welser Hütte heraufkommt; nun immer über das Plateau, bald sanft fallend, bald eben auf dem gut ausgebauten „Ausseer Weg“ schließlich in 3½ Stunden zur reizend gelegenen Pühringerhütte (1703 m) der AV-Sektion Wels am Elmsee, in einer „Oase“ der Kalkwüste gelegen. Die Hütte wurde 1924—1927 erbaut und nach einem Gönner der Sektion benannt; übrigens kann man vom Prielhaus ohne Prielgipfel über die Klinserscharte nach einer blauen Markierung den Ausseer Weg erreichen und dadurch die Wanderung kürzen. Von der Pühringerhütte setzen wir die Hochflächenwanderung zunächst abwärts in die Elmgrube fort, dann, den Talweg zum Grundlsee verlassend, nördlich um den Wildgössl herum zum Albert-Appel-Haus (1660 m) des Österreichischen Touristenvereins in 4 Stunden.

Am nächsten Tag geht es über die Hochfläche zur Augstwiesenalm und dann in süd-östlicher Richtung zum Plateaurand beim Hochklopfersattel (1502 m); nun aber nicht steil zum Altaussee See hinunter, sondern, oberhalb der Weißen Wand querend, auf die Hochfläche unter dem Loser mit der Loserhütte (1497 m), die einen herrlichen Blick auf den Dachstein mit dem Hallstätter Gletscher und den Tiefblick auf den Altaussee See bietet, etwa  $4\frac{1}{2}$  Stunden vom Appelhaus. Von der Loserhütte muß man natürlich noch auf blau bezeichnetem Weg zum Felskopf des Losers (1836 m) in 1 Stunde hinaufsteigen, um einen Abschiedsblick am Ende unserer Überquerung zu tun; dann geht es zurück zur Loserhütte und entweder bequemer auf dem blau bezeichneten Weg, zuletzt auf einer kleinen Straße, nach Altaussee (Straße zur Loserhütte im Bau) oder auf rot bezeichnetem steiler, aber kürzer, direkt zum Fischerwirt am See hinunter (2 Stunden). Man wird also etwa vier bis fünf Tage, gutes Wetter vorausgesetzt, für diese Überquerung brauchen.

Nun noch die kürzeren, zwei bis drei Tage erfordernden Überquerungen, die in der Nord-Süd-Richtung am günstigsten sind.

Steinkogl—Hochkogelhaus—Wildenkogel oder Schönberg (2093 m)—Ischler Hütte—Bad Ischl.

Ausgangspunkt: Haltestelle Steinkogl (südlich von Ebensee); man wandert zunächst auf der sehr schmalen Offenseestraße in östlicher Richtung zum Gimbachelektrizitätswerk; hier zweigt man auf einer Straße nach Süden ab und wandert zuerst eben, später auf Fußweg, zuletzt in kurzen Windungen steil an der Ostseite des Hochkogels zur Ebenseer Hochkogelhütte (1558 m) der „Naturfreunde“. Von der Hütte führt dann ein bezeichneter Weg zuerst nach Süden zum Westrücken des Schönberges und über diesen leicht zum Gipfel, etwa 2 Stunden. Er ist der höchste Gipfel im Bereich des Westrandes der Hochfläche. Über den Westrücken wieder zurück und dann in südlicher Richtung zur reizend gelegenen Ischler Hütte (1368 m) auf der Schwarzenbergalm. Nun nach einer roten oder blauen Bezeichnung (über den Ahornkogel) zur Rettenbachalm hinab und durch den gleichnamigen Graben nach Bad Ischl (4 Stunden).

Steinkogl—Offensee—Rinnerkogelhütte (1520 m)—Wildenseehütte (1560 m)—Altaussee oder Grundlsee.

Von Steinkogl auf der Offenseestraße bis zum reizenden Offensee, 2 Stunden, bis hierher auch mit Pkw fahrbar, dann am westlichen Seeufer entlang, schließlich in ein Felskar östlich des Rauchfangs und nun steil auf Holzstiegen und Felstrepfen sehr romantisch in einen Felskessel, in dem die Rinnerkogelhütte des Bergsteigerbundes Ebensee liegt. Von der Hütte nun fast eben über die Hochfläche zum reizenden Wildensee und weiter zur kleinen Wildenseehütte (1560 m) der AV-Sektion Bad Aussee (nicht bewirtschaftet, AV-Schloß), 1 Stunde von der Rinnerkogelhütte. Abstieg entweder über die Augstwiesenalm zum Plateaurand beim Hochklopfersattel und dann steiler hinab zum Altaussee See mit Prachtblick auf den Dachstein und am Westufer des Sees entlang nach Altaussee, von wo uns das Postauto zum Bahnhof Bad Aussee in kurzer Fahrt bringt; oder über das Albert-Appel-Haus (1660 m) des Österreichischen Touristenvereins, das zunächst in kurzem Aufstieg erreicht wird, und dann über die Brunnwiesenalm zum Plateaurand beim Backenstein, dessen Gipfel leicht mitgenommen werden kann, und über den Almbergweg (rot-blau bezeichnet) zum Ort Grundlsee, von wo ebenfalls ein Postauto zum Bahnhof Bad Aussee fährt.

Grünau—Almsee—Sepp-Huber-Steig—Pühringerhütte—Grundlsee.

Von Grünau (Endstation der Flügelbahn von Wels) oder von Gmunden mit dem Postauto zum herrlichen Almsee unter den Nordwänden des Toten Gebirges, denn hier zeigt unser Gebirge ein richtiges Hochgebirgsbild; im AV-Jahrbuch 1923 hat Sepp Huber gerade diese Seite in seinem Aufsatz „Das Almtal und die Nordseite des Toten Gebirges“ liebevoll beschrieben, worauf besonders hingewiesen sei.

Im Seegasthaus am Süden des Sees befindet sich auch eine AV-Jugendherberge der AV-Sektion Wels. Am nächsten Morgen wandern wir in den Felskessel „in der Röll“,

und dann führt ein gut gesicherter, leichter Klettersteig — nach Sepp Huber benannt — auf den Röllsattel (1750 m) und zur uns bereits bekannten Pühringerhütte, etwa 4 Stunden. Abstieg auf dem wunderschönen Hüttenweg über die beiden Lahngangseen in 3 Stunden nach Gößl am Grundlsee und Rückfahrt mit dem Postauto zum Bahnhof Bad Aussee.

Grünau—Jagersimmerl (Postautohaltestelle)—Almtaler Haus—Welser Hütte—Großer Priel—Hinterstoder oder Pühringerhütte—Grundlsee.

Von Grünau auf der Almseestraße bis zum Gasthaus Jagersimmerl und von hier auf schmaler Straße zum Almtaler Haus (714 m) in der Hetzau der AV-Sektion Wels, das als Talhütte dient. Von hier erst mäßig steigend zu den Felsmauern und dann auf drahtseilgesichertem Steig in ein Kar unter der Nordwand des Großen Priels, in dem die Welser Hütte (1740 m) der gleichnamigen Sektion liegt. Sie wurde mehrmals von Lawinen zerstört, jedoch im Sommer 1971 als großer Neubau wiedereröffnet. Ein guter Steig über Felsbänke und Schneefelder — einige Stellen drahtseilgesichert — führt zum Fleischbanksattel und dann über den Grat in 2½ Stunden zum Prielgipfel. Abstieg — wie schon bei der großen Plateauwanderung beschrieben — nach Hinterstoder oder zur Pühringerhütte.

### *Die Warscheneckgruppe*

Der östliche Teil des Toten Gebirges heißt so nach dem Hauptgipfel; hier ist das Plateau wesentlich schmaler und besonders auf der Südseite begrünter und almenreich, ja teilweise sogar bewaldet.

In den Vorbergen im Süden zwischen Wörschach und Klachau liegt am Spechtensee die jüngste AV-Hütte, die Spechtenseehütte (1045 m), die der AV-Sektion Stainach gehört und erst vor einigen Jahren für Wanderer und Badegäste des Sees errichtet wurde. Straßen führen von Wörschach (6 km) oder Tauplitz (7 km) bis nahe an die Hütte, zu Fuß von der Bahnstation Tauplitz etwa 2 Stunden.

### *Quer durch die Warscheneckgruppe*

Ausgangspunkt dieser schönen Wanderung ist die Tauplitzalm mit drei AV-Hütten, und zwar an der Westseite das Theodor-Karl-Holl-Haus (1609 m) der AV-Sektion Austria und in der Nähe die Schermerhütte (1650 m) als unbewirtschaftete Jugendhütte der AV-Sektion Graz sowie an der Ostseite der Tauplitzalm das sehr große und moderne „Linzer Tauplitzhaus“ (1650 m) der AV-Sektion Linz; außerdem gibt es noch zahlreiche Hotels, Gasthäuser und Schihütten. Aufstieg vor allem von Klachau über Tauplitz in etwa 3 Stunden, von wo auch ein langer Sessellift auf die Alm führt; außerdem von Mitterndorf—Zauchen eine Autostraße mit Autobusverkehr zum Hollhaus. Vom Hollhaus sollte man den Lawinenstein (1964 m) auf bezeichnetem Weg in einer Stunde besteigen (auch Sessellift bis zum Vorgipfel). Nun wandern wir vom Hollhaus über die Sesselliftbergstation und in der Nähe des Linzer Tauplitzhauses vorbei in eine Mulde hinunter, in der der kleine Steirersee liegt; an seinem Nordufer entlang zum Schwarzensee und weiter zur Leistalm (unbewirtschaftete Sektionshütte der AV-Sektion Linz); in östlicher Richtung weiter über die verfallenen Interhütten zum Grimmbach hinunter, diesen ein Stück bachaufwärts, dann in scharfer Biegung nach Süden wieder steiler hinauf zur Sumperalm und bald darauf zur Hochmölbingshütte (1702 m) des Osterreichischen Touristenklubs auf der Niederhüttenalm, etwa 4 bis 5 Stunden. Talort dieser Hütte ist Wörschach-Schwefelbad, Aufstiegszeit 4 Stunden. Eine halbe Stunde weiter östlich von der Hochmölbingshütte liegt die unbewirtschaftete Liezener Hütte (1760 m) der gleichnamigen AV-Sektion am Nordfuß des Raidling; von beiden Hütten kann der Hochmölbing (2331 m) in 2½ Stunden auf rot bezeichnetem Weg bestiegen



werden; vom Hochmölbling aus kann man eine etwa 5 Stunden dauernde bezeichnete Gratwanderung über das Pyhrner Kampl — hier einige Kletterstellen — zum Warscheneck (2386 m) durchführen — sehr lohnend, aber anstrengend.

Unsere Hochflächenwanderung setzen wir von der Hochmölblinghütte über die Brunnalm fort (letztes Wasser!), und nun durch das bewaldete Brunntal mit Dolinen und Karrenfeldern (Achtung auf die Wegbezeichnung!) bald eben, bald steigend über einige Sättel fort, bis wir schließlich zum großen Linzer Haus (1385 m) der gleichnamigen AV-Sektion in etwa 5 bis 6 Stunden kommen; vom Linzer Haus könnten wir mit der in der Nähe befindlichen Gondelbahn zur Pyhrnpaßstraße hinunterfahren, südlich von Spital am Pyhrn (näher die Haltestelle „Linzer Haus“ der Pyhrnbahn).

Wenn wir aber unsere Wanderung von Hütte zu Hütte noch fortsetzen wollen, dann wandern wir vom Linzer Haus nordwärts am Hochmoor des Filzenbaches entlang über die Stubwieswipfelalm zum Halssattel und jenseits zur Dümmlerhütte (1523 m), auf der Stofferalm gelegen, die der AV-Sektion Touristenklub Linz gehört; Talort ist Roßleithen nächst der Pyhrnbahn, 2½ Stunden Aufstieg. Der schöne Abschluß unserer Wanderung ist die Besteigung des Warschenecks; von der Dümmlerhütte auf den Kamm und dann über die gutgestuften Felsen des Ostgrates („Toter Mann“) zum Gipfel mit prächtiger Aussicht (2½ Stunden); den Abstieg nehmen wir nordwärts über den breiten Kamm zum Lagelsberg und in mehreren Windungen hinunter zur reizend gelegenen Zeller Hütte (1566 m) auf der Lagelsbergalm der AV-Sektion Touristenklub Windischgarsten (am Wochenende bewirtschaftet, sonst AV-Schloß), etwa 2 Stunden. Nun steigen wir auf dem Hüttenweg über einen Waldrücken schließlich nach Vorderstoder ab (808 m), von wo uns ein Autobus nach Windischgarsten an die Bahn bringt.

Es ist ein langer Weg, der uns durch die beiden Teile des Toten Gebirges führte, aber er hat uns einmalige Bilder dieser Hochflächenlandschaft in ihren höheren und niedrigeren Teilen gewährt und uns eine noch ganz ursprünglich erhaltene Landschaft gezeigt.

„Das Tote Gebirge ist eine Urlaubswanderung wert!“

#### *Schrifttum:*

*Sepp Huber:* „Das Almtal und die Nordseite des Toten Gebirges“, AV-Jahrbuch, 1923.

*Sepp Huber:* „Führer durch das Tote Gebirge“, 1927 und 1948, Artaria-Verlag (vergriffen).

*Dr. Ludwig Krenmayer:* „Totes Gebirge“, AV-Führer, Bergverlag Rother.

#### *Karten:*

AV-Karte „Totes Gebirge“, Westblatt, 1967, 1:25.000.

AV-Karte „Totes Gebirge“, Mittelblatt, 1971, 1:25.000.

AV-Karte „Totes Gebirge“, Ostblatt (in Vorbereitung) 1:25.000.

Freytag und Berndt: Touristen-Wanderkarte, 1:100.000, Blatt 8 (Östl. Salzkammergut), Blatt 6 (Ennstal).



Prielschutzhaus gegen Hochmölbing

Aufn.: Albert Rastl, Bad Aussee

# Das grün-weiße Paradies

*Eine Darstellung des Mitterndorfer Seeplateaus und seiner Gipfelwelt*

WERNER TOTH-SONNS

## *Vorwort*

Die Tauplitzalm, die mit ihren weiten Böden und ihren lichtdurchfluteten Lärchen- und Fichtenwäldern wie ein großer Naturpark inmitten der gewaltigen obersteirischen Bergwelt liegt, ist im Lauf der letzten Jahre nicht ganz zu Unrecht in den Ruf geraten, reichlich übererschlossen zu sein. Die damit verbundene Meinung freilich, daß „die Tauplitz“ deshalb des Besuches „echter Bergsteiger“ nicht mehr würdig sei, liefert nur den Beweis, daß auch diese echten Bergsteiger im Bannkreis von Liftanlagen und Bergstraßen selber nur zu leicht dem Herdentrieb verfallen und dort alle abseits der Pisten und der Familienausflugswegen liegende Berglandschaft bloß als Schaustück betrachten, das kaum noch jemanden zum Vordringen in diese einsameren Bereiche verlockt. Ihnen nun die lohnendsten Ziele für Schifahrten, Wanderungen und Klettereien im weiteren Umkreis der allzu belebten Tauplitz-Höhensiedlung in Erinnerung zu bringen oder überhaupt erst vorzustellen, soll vor allem der Zweck dieses Berichtes sein, weiters aber auch, jenen Bergfreunden, denen die Alm- und Gipfelwelt der Tauplitz noch gänzlich fremd ist, dieses wunderschöne Stück steirischer Berglandschaft bestmöglich vertraut zu machen.

## *Geographische Einführung*

Jener südlichste Teil des Toten Gebirges, dem diese „Landbeschreibung“ gewidmet ist, liegt in einem Raum, der im Kartenbild durch die Verbindungslinien zwischen folgenden Punkten annähernd umgrenzt ist: Traglhals — Ödernalm — Lawenstein — Mitterndorf — Tauplitz (Dorf) — Kampbüheln — Almkogel — Traglhals. An der Südabdachung des Toten Gebirges ist durch fortschreitende Erosion und glaziale Ausschürfung entlang mehrerer Faltungsbrüche eine Reihe tiefer, von den unzerstört gebliebenen Resten des Kalkmassivs umschlossener Trogtäler entstanden. Über dem südlichsten dieser Einbruchstäler, dem Öderntal, erhebt sich der ausgeprägteste unter jenen ausgewitterten Gipfelkämmen, der beim Traglhals von der geschlossenen Hochfläche abzweigt, über den in 2175 Meter Höhe gipfelnden Traglkamm und den kühnen Felszahn des 1903 Meter hohen Sturzhahns südwestwärts ins Steirertörl zieht, sich dort westwärts wendet und über den 1928 Meter hohen Traweng ins Öderntörl und weiter über den 1762 Meter hohen Schneiderkogel zum 1961 Meter hohen Lawenstein verläuft. Östlich vom Traglhals bilden die oberste flache Mulde des Sigistales und die kurzen, von ihrem Rand südwärts und ostwärts abzweigenden Käme des 2028 Meter hohen Grubsteins und der 2001 Meter hohen Gamsspitze den südöstlichen Vorbau des Toten Gebirges. Der steile Ostabfall der Gamsspitze fußt im Salzsteigjoch, der Nahtstelle zur östlich anschließenden Warschenedckgruppe, deren westlichster Kammabschnitt bis zum 2122 Meter hohen Gipfel des Almkogels hinauf noch in enger Verbindung zum Tourenbereich der Tauplitzalm steht.

Die Nordseite und die Kammlagen dieser langen Gipfelreihe vom Lawenstein bis zum Almkogel zeigen das für die Randgebiete des Toten Gebirges typische Gepräge: in

der Hochregion einerseits schwach eingetiefte Kare zwischen runden Gipfelkuppen und Kammhöckern, andererseits hohe, jähe Wandabstürze, von deren Fuß die im Winter lawinenverdächtigen steilen Schuttkegel und weiter hinab schütterte Bergwälder und schmale Wiesenstreifen bis in die Talböden ziehen. Nach Süden hin dagegen treten unterhalb der felsigen Kambildungen nur im Bereich zwischen dem Öderntörl und dem Salzsteigjoch (vorwiegend am Traweng, am Grubstein und an der Gamsspitze) noch einige niedrige Wandstufen und Gratabbrüche auf, während alle übrigen sonnseitigen Gipfelhänge als mehr oder weniger steiles Schigelände anzusprechen sind. Die besondere Eigenart dieser südlichen Gebirgsabdachung aber ist darin zu sehen, daß sie sich in einer Höhe von 1600 Metern, also im Mittel 400 Meter unterhalb der Kammlinie, zu einer zehn Kilometer langen, zwischen einem und zwei Kilometern breiten, reichgliederten Terrasse verflacht. Auf zwei Dritteln dieser Terrassenlänge ist am Fuß der Gipfelhänge eine Dolinenfalte eingesenkt, die vom übrigen Teil des Plateaus durch einen langgestreckten, größtenteils bewaldeten Riegel abgesondert ist. In die größeren Vertiefungen dieser Bruchfalte sind in Höhen zwischen 1600 und 1460 Metern der Krallersee, der Großsee, der Steirersee und der Schwarzensee eingebettet, denen dieser westliche Teil der Almterrasse die Bezeichnung „Mitterndorfer Seenplateau“ verdankt. Jenseits der östlichen Uferschwelle des Schwarzensees öffnet sich das weite Plateau der Leistalm, das talseitig vom 1884 Meter hohen Roßkogel, den etwas niedrigeren Kampbüheln und dem Südostrücken des Almkogels eingefast wird und als das einsame Gegenstück zu der am Westende der Terrasse gelegenen Tauplitzalm gelten kann. Im ganzen Bereich der Leistalm und auch westlich davon bis unter den 1710 Meter hohen Mitterberg, der sich über dem Südufer des Steirersecs erhebt, bricht der Plateaurand teils in felsigen Absätzen, teils in sehr steiler Waldböschung zum Tal des Grimmingbaches ab. Vom Rande des Tauplitzplateaus dagegen ziehen die Waldhänge — etwa bei der 1500-Meter-Schichtlinie beginnend — in sehr unterschiedlicher Neigung über den restlichen Höhenunterschied von 500 bis 700 Metern in das Tauplitzer und das Mitterndorfer Talbecken hinab, doch ergibt sich hier bei einer Luftlinienentfernung zwischen Plateaurand und Talboden von 3,5 bis 4,5 Kilometern ein so mäßiges Durchschnittsgefälle, wie es nur selten irgendwo am Fuß eines Kalkhochgebirges anzutreffen ist.

Der Rundblick, der sich von den Gipfeln des Tauplitzgebietes, fast im gleichen Umfang aber auch von den höheren Lagen des Almplateaus bietet, umfaßt das gesamte obersteirische Hochgebirge: südwärts den das Bild weithin beherrschenden Grimmingstock, dahinter von Südost bis Südwest die lange Kette der Niederen Tauern, westwärts das mächtige Dachsteinplateau, nordwest- und nordwärts die Hauptmasse des Toten Gebirges und ostwärts die Warscheneckgruppe und die Ennstaler Alpen.

#### *Zugänge, Unterkünfte, Pistenbetrieb und Ausflugsverkehr*

Die Entwicklung des Unterkunfts wesens auf der Tauplitzalm zu einer der größten Herbergsansammlungen, die es in den Ostalpen oberhalb der Waldgrenze gibt, ist wohl in erster Linie dem sanften Charakter des zuvor beschriebenen, von den Talorten Mitterndorf und Tauplitz zur Alm hinaufziehenden Waldgeländes mit seinen guten Zugangswegen zu verdanken, auf denen man die Plateauhöhe auch zu Fuß in gemächlichen zwei bis drei Wanderstunden erreichen kann. Mittlerweile sind freilich diese Wege — mit Ausnahme derjenigen, die zu Schipisten verbreitert wurden — schon seit der Eröffnung des Zubringersesselliftes von Dorf Tauplitz zur Plateaumitte und noch mehr mit dem Ausbau der staubfreien Bergstraße von Mitterndorf zum westlichen Plateauende immer einsamer geworden. Einerseits bedient sich ja auch der begeistertste Fußtourist im Zeitdrange eines Wochenendes gerne der Möglichkeit, die Anreise ins alpine Gelände um gut zwei Stunden zu verkürzen, und andererseits ist für längere Aufenthalte (zumeist Schiwochen) so viel Ausrüstung nötig, daß man eines dargebotenen Transportmittels schwer-



lich entraten mag. Für noch völlig Gebietsfremde sei dazu ergänzt, daß die Talorte Mitterndorf und Tauplitz an der von Bad Ischl über den Pörschenpaß nach Bad Aussee und weiter nach Stainach-Irdning führenden Salzkammergut-Bundesstraße bzw. an der annähernd parallel dazu verlaufenden Bahnstrecke liegen. Von der Station Mitterndorf-Zauchen fährt ein Omnibuskurswagen über die Bergstraße zur Plateauhöhe, vom Bahnhof Tauplitz ein Bus zur Sesselliftstation am oberen Dorfrand, von wo man mit dem Lift (zwei Teilstrecken) in 35 Minuten zur Alm hinaufschwebt. Alle sonstigen Zugänge zur Tauplitzalm führen von weit her durch die Randgebiete und auch quer über die Hochfläche des Toten Gebirges, sind also schon Bergwanderungen und Hochtouren mit mittleren bis großen Anforderungen und werden darum erst im Kapitel „Fahrtvorschläge“ im einzelnen genannt.

Als bergsteigerische Unterkünfte kommen vor allem die großen Schutzhäuser der alpinen Vereine in Betracht. Am westlichen Plateaurand, knapp oberhalb des Endpunktes der Zufahrtsstraße, steht der erste, schon mehr als 40 Jahre alte Schutzhüttenbau des Tauplitzgebietes, das Th.-K.-Holl-Haus des Zweiges „Austria“ mit 42 Betten und 20 Lagern, am östlichen Ende, dreiviertel Stunden vom Parkplatz und etwa 20 Minuten von der Sesselliftbergstation entfernt, das schöne neue „Linzer Tauplitzhaus“ der AV-Sektion Linz mit 68 Betten und 28 Lagern, schließlich in der Plateaumitte das große Haus des TV „Naturfreunde“ mit 80 Betten und 20 Lagern. Als Selbstversorgerhütten wurden von der Grazer AV-Jugend und der Sektion Liezen im Almgebiet die Schermerhütte (am Krallersee) und die Eßlschusterhütte eingerichtet, weiters vom TV „Naturfreunde“ die Steirerschütte und die Sturzhahnütte am Westufer des Steirersee. Die Liste der Privatunterkünfte reicht vom Touristenlager in primitiven kleinen Schutzhütten bis zum modern ausgestatteten Hoteleinzelzimmer.

(Anmerkung: ungeachtet der Zahl von über 700 Nächtigungsplätzen ist die ganze Tauplitzalm zu den sogenannten „Stoßzeiten“ — Weihnachtswoche, Osterferien und sonst günstig gelegenen Wochenenden — meist restlos „ausverkauft“, weshalb rechtzeitige Anfrage und Vorbestellung zu empfehlen ist.)

Der Aufnahmefähigkeit der Unterkünfte entspricht ziemlich genau die Leistungsfähigkeit der dem Schisport dienenden Transportanlagen, bei denen kaum je längere Wartezeiten in Kauf genommen werden müssen. Die größte und bei entsprechender bis ins Tal reichender Schneelage auch wichtigste Einrichtung ist nach wie vor der Zubringersessellift, der den Ruf des „längsten Sesselliftes der Welt“ in Anspruch nimmt. Mit seiner Hilfe kann man eine „Abfahrtsrunde“ (Schiabfahrt vom Plateau ins Tal und Rückfahrt zum Plateau) in etwa einer Stunde bewältigen, wovon die Abfahrt über knapp 700 Meter Höhenunterschied wegen etlicher Gegensteigungen im Plateaubereich durchschnittlich 20 Minuten dauert. Die nächstgrößere Anlage ist der Lawensteinessellift, der von seiner Talstation nächst dem Hollhaus über 300 Meter Höhe zum Rand des Gipfelplateaus führt. Auch dieser Lift ist — ebenso wie der Zubringerlift — in der Winterwie in der Sommersaison in Betrieb, dient freilich sommersüber nur den Spaziergängern, die ohne Aufstiegs mühe den freien Rundblick vom Lawenstein genießen wollen. An Schleppliften gibt es — nach Höhenunterschieden gereiht — den Schneidkogellift (180 m), den Großseclift (90 m), den Lärchkogellift (70 m) und schließlich die kleinen Lifte bei der Marburger Hütte, beim Naturfreundehaus und beim Hollhaus (50 bis 30 m Höhe). Das Gelände im Liftbereich läßt den Schiläufern jede erdenkliche, ihrem Können entsprechende Wahl. Die Normalabfahrt vom *Lawenstein* führt über stark wechselndes Gefälle, zuletzt durch schütterer Lärchenwald und verlangt immerhin einige Standsicherheit. In der Hangfallinie des *Schneidkogels* ist zumeist eine sehr steile Buckelpiste mit tiefen Wannern ausgefahren, der man mit einer langen Querfahrt ausweichen kann. Ausgiebiges Training im Buckelpistenfahren vermittelt der Großseehang, etwas sanfter ist schon der Lärchkogelhang; für alle Lehr- und Lernversuche geeignet sind die flach auslaufenden, von den kleinen Liften erschlossenen Hänge. Die Talabfahrten nach Mitterndorf und Tauplitz stellen keine besonderen Ansprüche; immerhin muß

man, um die Steilstufe im sogenannten „Kanonenrohr“ flüssig bewältigen zu können, die dem Anfänger eigene Hangescheu schon abgelegt haben.

#### *Fahrtenvorschläge:*

Wenngleich sich die Wegbeschreibungen für Schifahrten und Fußwanderungen weitgehend überschneiden, konnte der Übersichtlichkeit zuliebe auf die Zusammenfassung dieser so verschiedenartigen bergsteigerischen Unternehmungen in getrennten Abschnitten doch nicht verzichtet werden. Eine Unterteilung der Fahrtenvorschläge nach kalendermäßigen Jahreszeiten aber wäre wenig sinnvoll, weil ja der Tauplitzwinter weit in das Frühjahr hineinreicht und hierauf — nach einer „toten“ Übergangszeit mit schlechtesten Wegverhältnissen — etwa um die Sonnenwende der Bergsommer folgt, der fast unmerklich mit abnehmender Tageszeit in den Herbst übergeht, bis schließlich, nach ein paar föhnklaren Tagen, über Nacht der erste Schneefall kommt und die neue Schisaison ankündigt.

Und nun zu den *Schitouren!*

*Tauplitz im Tiefschnee:* Die überaus ergiebigen winterlichen Niederschläge, die sich mit seltenen Ausnahmen Jahr für Jahr an der Südseite des Toten Gebirges einstellen, bringen zuweilen ein völliges Erliegen des Pistenbetriebes mit sich, weil auch der fleißigste Räumdienst mit dem meterhohen Neuschnee einer einzigen Sturmnacht nicht sogleich fertigwerden kann. Unter solchen Verhältnissen könnten dann, sobald sich das Gewölk nur ein wenig lichtet, begeisterte Tiefschneefahrer wie in der guten alten Zeit kreuz und quer über die verwehte Tauplitzalm fahren, auf der sich aller „Betrieb“ hinter die Haus- und Hüttenwände zurückgezogen hat, könnten sogar entlang der als Stangenmarkierung dienenden Liftmastenreihe mit fellbewehrten Schiern auf den Lawenstein steigen und eine einsame Abfahrt bis hinab in den märchenstillen Zauberwald rund um den Parkplatz der Bergstraße genießen, wo das Vorhandensein einiger Autos gerade noch an den Aufwölbungen der alles einhüllenden Schneedecke zu erraten ist.

*Lawinensteingeheimnis:* Eine ganz andere Gelegenheit, hier in unberührtem Schnee zu schwelgen, bietet sich im Frühjahr, wenn die steilen Südhänge des Berges unter fester Firnlage lawinensicher geworden sind. Von der Bergstation des Sesselliftes steigt und fährt man noch ein Stück weit in Richtung des Gipfels, bis man die Einfahrt in die breiteste der zwischen Felsrippen hinabziehenden Steilrinnen findet. Nach kurzer Abfahrt gelangt man in weniger beengtes und auch minder steiles, tiefer unten zunehmend bewaldetes Gelände, das auf die mäßig geneigte Blöße der Loperalm und an den Hütten vorbei bis zum Jagdhaus an der letzten Kehre der Tauplitzstraße hinunterzieht. (Höhenunterschied zirka 500 m: Rückfahrt mit dem Bus zum Plateau.)

*Steirersee:* Vom Linzer Tauplitzhaus steigt man (zuweilen einer Langlaufspur folgend) in zirka 15 Minuten nordostwärts auf die lärchenbestandene, etwa 1660 Meter hohe Kuppe, die mit einem steilen, 200 Meter hohen Hang zum Steirersee abfällt. Dieser Hang bietet bei sicheren Schneesverhältnissen ein einzigartiges, wenn auch kurzes Abfahrtsvergnügen, das man sich dann nachträglich mit dem  $\frac{3}{4}$ stündigen Rückweg (mit Steigfellen) von der Steirersee hütte durchs „Stern gassel“ zum Linzer Haus verdienen muß.

*Leistalm — Schiziele:* Statt vom Steirersee gleich zur Tauplitz zurückzukehren, spurt man ostwärts über seine zugefrorene Fläche und steigt dann zum Schwarzensee hinauf, über den hin man die 1540 Meter hoch gelegene Leistalm erreicht. (1½ Stunden vom Linzer Haus.) Als Gipfelziele bieten sich hier der 1884 Meter hohe *Rosßkogel* (1 Stunde), dessen einladender Nordhang zu jeder Zeit des Winters gute Schneesverhältnisse aufweist, und der 2122 Meter hohe *Almkogel* (2 Stunden), der mit seinem schönen breiten Südwesthang eher als Ziel für die Firnzeit gelten kann, in der man allerdings vor 6 Uhr



Tauplitzalm. Blick vom Schneiderkogel gegen das Mitterndorfer Becken

Aufn.: Albert Rastl, Bad Aussee

Tauplitzalm, Steirersee, links Tragl und Grubstein, rechts Mitterkogel und Raßkogel

Aufn.: Albert Rastl, Bad Aussee



früh von der Tauplitzalm aufbrechen muß, um vom Almkogel noch im vielgeliebten „Traumfirn“ abfahren zu können.

*Tragln (mit Abfahrt zum Steirersee):* Vom Linzer Haus auf dem Sommerweg durchs Sterngassel, aus ihm noch oberhalb der Steirerseehöhlen nördlich einbiegend und durch latschen- und dolinenreiches Gelände unter dem steilen Ostabfall der Tragln (Vorsicht, Lawinengefahr!) ansteigend, erreicht man den ins Sigistal hinüberführenden Sattel (sogenannter „Kracherlstand“ zirka 2050 m Höhe), von dem man durch die oberste Mulde des Sigistales nordwestwärts zum Traglhals quert. (2100 m; zirka 3 Stunden vom Linzer Haus.) Von hier südwärts den Kamm entlang über den Kleinen und Großen Tragl (2159 und 2175 Meter, 1 Stunde vom „Hals“). Rückfahrt auf dem Aufstiegsweg. (Nur bei guter Sicht und ausreichender, alle Vertiefungen ausfüllender Schneelage empfehlenswert!)

*Traglunfabrung ins Öderntal:* Wie vorhin beschrieben zum Traglhals; von hier südwestwärts abfahrend durch die zuerst steile, dann sich verflachende Mulde zwischen Kleinem Tragl und Scheiblingtragl und weiter über die wieder steileren, mehr westwärts gerichteten breiten Hänge zwischen vereinzelt Felsabbrüchen, in großartiger Landschaft am Fuß der Trawengabstürze, hinab ins Öderntal und zur Ödernalm. (1200 m, 900 m Höhenunterschied!) Rückkehr zur Tauplitzalm durchs Öderntörl (1580 Meter, zirka 1 Stunde). Schönste Spätwinterfahrt im Tauplitzbereich! (Von der Ödernalm unmittelbar talaus nach Mitterndorf zu wandern, wäre landschaftlich gewiß reizvoll, aber schitechnisch unergiebig.)

*Sigistal — Salzsteigjoch:* Von der Sigistalhöhe (Kracherlstand) Abfahrt nordostwärts durch die oberste flache Mulde und rechts vom Kleinen Brieglersberg weiter in der Talteufe über drei Steilstufen, mehr an der rechten, schattseitigen Begrenzung unter den Abstürzen der Gamsspitze haltend (die sonnseitige Talböschung ist öfters lawinengefährlich) bis auf zirka 1060 Meter Höhe (Jagdhaus). Von hier Anstieg aufs Salzsteigjoch (1684 Meter, nur bei sicherer Schneelage) und Rückfahrt über die Leistalm zur Tauplitz. (Insgesamt 6 bis 7 Stunden, 1000 Meter Abfahrtslänge, der Ödernalmabfahrt schitechnisch fast gleichwertig.) (Nähere Beschreibungen im Schiführer Totes Gebirge von Gisbert und Gernot Rabeder.)

*Hochalpine Übergänge:* Die im Beitrag von Dr. Gerhard Troyer geschilderte Schidurchquerung des Toten Gebirges kann natürlich auch die Tauplitzalm zum Ausgangs- oder Zielpunkt haben. Die heutigen, auch in das Tourenfahren übernommenen schiläuferischen Begriffe von der Priorität der Abfahrtsgenüsse lassen es jedoch unzeitgemäß erscheinen, diese Schidurchquerung etwa in einer Tagesleistung auszuführen, da bei einem solchen Zeitplan keine Rücksicht auf die Sonnenlage bzw. die Schneebeschaffenheit der Abfahrtsstrecken genommen werden könnte. Für eine Hochflächenüberquerung in zwei Tagestouren ist auf jeden Fall die *Pühringerhütte* der ideale Stützpunkt. Die übrigen Einzelheiten sind dem erwähnten gesonderten Beitrag bzw. dem schon vorhin zitierten Schiführer der Gebrüder Rabeder zu entnehmen.

Landschaftlich reizvoll ist auch der Übergang von der Leistalm ostwärts zur *Wurzeralm* in der Warscheneckgruppe. Auf diesem Weg dienen die Hochmöllinghütte oder die Liezener Hütte (beide an der Nordseite des Raidling) als Zwischenstützpunkte, von denen man anderntags über das „Eiserne Bergl“ die Wurzeralm erreicht (1. Tag 4 Stunden, 2. Tag 5 Stunden).

#### *Sommerwanderungen*

Sämtliche als Schitouren beschriebenen Wege können auch in der schneefreien Jahreszeit in genußreichen Wanderungen begangen werden, deren Eindrücke im Almgebiet noch durch die vielgestaltige Vegetation und durch die Bergseen bereichert werden,



den Spiegeln für alle Farbtöne der Landschaft und des Firmaments zwischen Frühsommer und Spätherbst. Überdies bieten sich in diesen Monaten noch etliche Gipfelbesteigungen durch schrofiges, für Schifahrten zu steiles Gelände, darunter als nächstliegende der einstündige Südanstieg (an warmen Sommertagen nur in den Morgen- und Abendstunden empfehlenswert!) auf den 1928 Meter hohen *Traweng*, weiters die unschwierigen Wege auf die Gipfel der *Gamsspitze* (2000 m) und des *Grubsteins* (2028 m), die am besten in je einer halben Stunde von der Höhe des Sigistales („Kracherlstand“) zu erreichen sind, von denen geländekundige Leute aber auch Durchstiege zwischen Schrofenabbrüchen zur Leistalm hinunter auskundschaften können. Schließlich sei auch der direkten, je 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>stündigen Zugänge vom Dorf Tauplitz einerseits durch die Senke westlich des Mitterberges zum Steirersee und andererseits durch das Törl zwischen Mitterberg und Roßkogel zur Leistalm nicht vergessen.

*Kletterfahrten* (mäßig schwierig bis modern extrem)

*Lawenstein: Nordabsturz:*

Vom Öderntörl westwärts auf Steigspuren unter die Nordflanke bis außerhalb der im Tal sichtbaren Ödernalpe querend, dann durch Latschenfelder zu Steilrinnen aufsteigend, aus denen man schließlich über Felsbänder links von der Gipfelfalllinie das Plateau erreicht. (3 bis 4 Stunden vom Öderntörl, Schwierigkeitsgrad III.)

*Traweng:*

a) *Ostgrat:* vom Steirertörl über den Grat, zuletzt über den obersten Teil des Nordostabsturzes (1 Stunde, II, Variante: durch die Ostgratkamme, III).

b) *Nordwandhauptweg* (600 Meter Wandhöhe): Einstieg in der Falllinie der überhängenden Platten des Westgipfels; einige Meter empor, Querung nach l., wieder aufwärts in Richtung eines hoch oben sichtbaren Überhanges; aus einem Kamin auf eine glatte Platte bis unter sperrenden Überhang, darunter auf schrägem Band zu brüchigem Riß, durch diesen auf schmales Band (unweit des Überhanges). Nun über die schwarze, glatte Wand empor, auf Band nach l., durch Rinne hinauf und über eine Leiste unter stark abdrängender Platte nach l. zu Band (Steinmann mit Karten) und bald über zwei glatte Platten in Schrofengelände und unschwierig, zuletzt durch Felstor, zum Gipfel (4 Stunden, V).

c) *Nordwandabart:* Von kleiner Höhle in der glatten schwarzen Wand des Hauptweges rechts hinaus in überhängende Schrofen, über rotes Rinnsal in weniger schwieriges Gelände und über Steilband zur Höhle mit Steinmann und Büchse. Von hier über das obere (nicht waagrechte) Band hinauf und rechts eines Felsturmes empor, bis man neuerlich nach rechts gedrängt wird. Etwas abwärts auf kleine Terrasse. Links davon über ausgesetzte Kante (besonders schwierig) in die Wand und weiter nach links, wieder rechts aufwärts zu kleiner Höhle (Sicherungsplatz). Schräg rechts aufwärts zu Latschenbüschen und links aufwärts zum Kamm rechts des Westgipfels (6 Stunden, V).

d) *Norddiagonale\** (11 Seillängen): Aus dem tiefsten Einschnitt des Steirertörls nördlich steil absteigend (II); dann l. über Geröllfelder zum tiefsten Punkt der Nordwand. Von einem Pfeiler, der den Einstieg bildet, zieht sich deutlich ausgeprägt durch die ganze Wand eine Diagonale nach rechts, der man von Anfang bis zum Ende folgt. Wegführung: vom Pfeiler zwei Seillängen nach rechts entlang der Diagonale, zunächst an einer riesigen Höhle vorbei (III—IV). Unter einem Klemmblock kriechend über zwei Haken in eine begrünte Nische (V), rechts heraus (Bohrhaken) und über schlecht sitzende, holzgedübelte Haken, weiter Holzkeile, später frei über großen Überhang (VI). Nun zwei schöne, freie Seillängen (IV) bis zur Unterbrechungsstelle, die über schlecht sitzende Haken überwunden wird (VI). Eine Seillänge V, die nächste IV führen in der Diagonale in schrofiges Gelände und zum Gipfel (4 bis 7 Stunden).

*Sturzbahn:*

a) *Nordostweg:* Vom Steirersee über Schrofen in die Scharte nordöstlich des Sturzhahnes, einige Meter über schmalen Grat, dann in rechter Flanke und über schmales Band zum Gipfel (1½ bis 2 Stunden vom Steirersee, II).

b) *Südwand:* An der Kante der in halber Höhe der Wand ansetzenden Felsrippe erst links, dann gerade empor, weiter in Steilschlucht in der westlichen Wandhälfte hinauf und links ans westliche Ende der Gipfelschneide.

c) *Südostwand:* Etwas oberhalb der tiefsten Finsenkung der Wand lehnt sich eine steile Platte an die senkrechten Abstürze. Von rechts durch einen Riß auf die Höhe dieser Platte, dann gerade hinauf, an spärlichen Tritten links um eine Kante in grasige Steilrinne, darin besonders schwierig empor, auf steilem Band schwach rechts an Nische vorbei bis ans Ende des Bandes, von hier links zu Riß, durch diesen auf Gratturm rechts des Gipfels (3 Stunden, V).

d) *Westwand\** (8 Seillängen): Auf nicht markiertem Jagdsteig von den Steirerseehöhlen ins Steirertörl bis unter die *Südwand*. Vom Törl 30 Meter am Wandfuß nach rechts hinab, dann in gut gestuftem Fels in der S-Wand 60 Meter gerade empor (IV), 40 Meter leicht steigende Querung nach links bis zu Stand oberhalb eines gut sichtbaren Daumens (III), zu diesem hinunter; Stand. Vom Daumen 40 Meter fast waagrecht weiter nach links, zuerst IV, aber heikel, zuletzt V mit drei Haken. Stand auf steiler, glatter Platte. Seilquergang nach links (VI) und entlang der reichlich vorhandenen Haken 25 Meter empor, dann links um die Kante in die *Westwand* (V+). Stand auf Kanzel, gute Haken. Nun einigen Haken folgend 20 Meter gerade empor, zuletzt überaus schwierig zu zwei nebeneinander geschlagenen Haken (für die nächsten 20 Meter die letzten Sturzhaken!). Waagrecht freier Quergang nach links bis zu vier übereinanderstehenden Bohrhaken; über diese und weitere Haken folgend zu Stand (VI). Nach rechts 30 Meter äußerst schwierige Haken traverse, später weniger schwierig zwei Seillängen zum Gipfel (4 bis 7 Stunden). (Einstiegsvariante: vom Törl 15 Meter links auf schräge Platte, zwei Seillängen empor zu Stand vor Seilquergang (V). Ausstiegsvariante: Nach Bohrhaken-seillänge den Haken folgend links um eine Kante in Kamin (V+), durch diesen auf stark geneigte Platten und zum Gipfel (IV+.)

---

\* Erstveröffentlichungen nach Beschreibungen von Sportlehrer Robert Kittl, Linz.

# Um Tauplitz und Mölbing

*Namenkundliches vom Rande des Toten Gebirges*

KARL FINSTERWALDER

Die vorliegenden Blätter reihen sich dem Beitrag des Verfassers im Jahrbuch 1967, S. 55—67, an; sie sprechen diesmal von Namen des Kartenblattes 1971, Hoher Priel, und zwar von seinem Südteil (abgesehen von einzelnen Nachträgen zu 1967). Gegenstand solch weniger Seiten kann nicht eine erschöpfende Namenkunde des Gebietes sein. Die Herkunft der vielen fremdartig klingenden Namen, besonders der slawischen, zu klären, die Auseinandersetzung zwischen zwei Sprachen auf diesem Boden zu erforschen, aus ihnen die siedlungsgeschichtlichen Schlüsse über die zeitliche Aufeinanderfolge der slawischen und deutschen Schicht zu ziehen, das muß eingehender Sprach- und Urkundenforschung und besonders der Slawistik überlassen bleiben. Zu Wort kommen soll hier, was bei der Zusammenschau und Ausarbeitung des Namenschatzes für die Karte nach Klarstellung drängte, es mag die Schreibweise der Namen behandelt, über ganz wenige geringfügige Änderungen berichtet werden; um der schlimmen Verstümmelung eines bestimmten Namens entgegenzutreten zu können, muß seine verwickelte Überlieferung aufgerollt werden. Die etymologische Behandlung von Namen, besonders von solchen, die durch aufschlußreiche Urkundenstellen aufgehellert oder von namhaften Forschern erklärt wurden, ließ sich in diese Zusammenhänge einbauen. Sie werden in dem gleichen historischen Gefüge wie in jenem Beitrag von 1967 angeordnet. Die Namen-erhebung wurde vom Unterzeichneten sowie von Herrn Dr. Gernot RABFDER, Linz-Wien, dem Mitarbeiter am Führer durch das Tote Gebirge von Ludwig von KRENMAYR und Verfasser des neuen Schiführers (1970), sowie von dem Erforscher bairischer Mundarten und steirischer Ortsnamen Dr. Otto WEBER, Trofaiach-München, durchgeführt.

## *„Lawinenstein“ — der einladende Name eines Schiberges!*

Man erwartet nicht, in unserem Namenstoff etwas zu finden, was vor die Slawenzeit zurückreicht. Trotzdem scheint Låweahn, so heißt eine Alm an der Tauplitzstraße im Volk, einer älteren Herkunft zumindest verdächtig. Nach ihr wurde der Berg darüber Låweahnstein genannt. Das ganze ist eine harte Nuß für den Erklärer und für den, der eine schriftsprachliche Fassung dafür zu finden hat. Karten und Katastermappen haben für die Alm die Form Lopern, die direkt von mißglückten Schreibungen für „Loweahn“ abstammt, wie wir sehen werden; noch schlimmer, daß man da und dort diese buchstäblich als Lopern, mit Ton auf der ersten Silbe, ausspricht, was nicht einmal die Urheber dieser Schreibform beabsichtigten. Kanzleischreiber hatten bloß wieder einmal das unbetonte *a* einer Mundartform („Loweahn“) durch *r* ausdrücken wollen, um den Namen sozusagen gesellschaftsfähig zu machen. Anscheinend war es dann erst die Fremdenverkehrsperiode, die aus den historisch überlieferten Formen Labien (und ähnlich, s. unten) den Bergnamen Lawinenstein bildete, womit die bewegte Geschichte dieses Namens in einem Musterfall von platter Verballhornung gipfelte. Die reichlichen älteren Belege für dieses geschichtlich interessante Sprachdenkmal in unserem Gebiet rechtfertigen wohl einige Zeilen mehr, als sonst einem einzigen Namen gebührt.

1780 wird der Berg Lapienstein genannt, 1760 die Alm „die hohe Labienalm, in der Labien“ („Lapier alm“ in einer Urkunde von 1672 ist wohl als Lapien, nicht mit einem *r* zu lesen), in einer Ausseer Waldbeschreibung von 1786: La(e)bien Alm. In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts schreibt man den Bergnamen „Loperner Stein“, recht widersprechend 1823 im franziszeischen Kataster „Laperner- und Roßhüttenalpe, Lapiner Alpe, Lapiner Alpenweg“. Noch 1843 erscheint bei Gg. GOTH der Name an-

nähernd richtig als Lapineralpe, nicht „Lopern“<sup>1</sup>. Die Endung *-ien* der obigen Namenformen war regulär in der Mundart zu *-ean* geworden, das sollte durch die Kanzleischreibung „Lopern“ mit dem *-ern* ausgedrückt werden.

Noch weiter zurück! Im Gesamtkat. des Herzogtums Steiermark von 1280—1295 wird anscheinend in Mitterndorf eine Hube als „Laweronis huba“ angeführt. „Laweronis“ ist da der zweite Fall eines Personennamens, den man kaum als „Lawero“, sondern „Lauro, Lauron-“ zu sprechen hat. Ich kann in diesem Personennamen unmöglich den Namen der Alm Labien, Lâweahn wiedererkennen. Personennamen wie Lûro (das zu Lauro werden konnte) hat es im deutschen Personennamenschatz gegeben, die Sippe der Laurin-Zwergennamen hängt damit zusammen<sup>2</sup>, in einer Salzburger Urkunde ist i. J. 1050 ein solcher als „Luaran“ angeführt. Sicher gab es einen Bauern Lawero, der um 1290, 1300 auf einer Hube in der Gegend von Mitterndorf saß. Dieses Lauro ist aber kaum zu Lâweahn geworden! (â = in Mundart verdumpftes a)

Dagegen fällt ein besser passender reiner Orts- oder Gegendname in der örtlichen Überlieferung auf. In einer Beschreibung der Grenze des Immunitätsgebietes von Pürgg („Freiung“ von P.) aus dem Jahre 1453 läuft die Grenze nach „des Gundleins wisen“ (Wiesen beim Gindlhof im Wörschachwald) weiter „auf den Lepien“ (was als „lapien“ gesprochen werden darf<sup>3</sup>). (a = helles a)

Das scheint *sprachlich* mit dem späteren „Labien“ zusammenzugehören, kann aber unmöglich an der Gegend des „Lâweahnsteins“ haften, sondern nur einen Punkt im ostweststreichenden Zuge von Noyer, Leistenstein, Gindlhörndl bezeichnen, wie der weitere Gang dieser Grenzbeschreibung, nämlich zu einem Krumpenbach, dann zu dessen Mündung in den Wörschachbach und zum Schneitzgraben, beweist. Wir dürfen aber dieses Lepien wohl als weiteren Fall von Auftreten des gleichen Namentyps (nur freilich zirka 14 km von erstgenannten Loweahn entfernt) auffassen. Wen so etwas unwahrscheinlich dünkt, der wird erst recht überrascht sein, daß bei Bad Aussee (bei „Gassen“) i. J. 1480 ein *drittes* Mal der Name in den „Lapienwisen“ zum Vorschein kommt. Ein dreifaches Auftreten des gleichen Namens auf kleinem Raum — so etwas wird allenfalls dann verständlich, wenn die Namengeber einen im Leben der Alpenbewohner oft gebrauchten Begriff ausdrücken wollten. Nun, etwas Derartiges setzt auch der Namenforscher Simon PIRCHEGGER (Slawist und Germanist), der dem Namen von der Slawistik her nicht beikommen kann<sup>4</sup>, an. Seine Hypothese erklärt freilich noch nicht alles. Er sieht in Lowcahn (und im Namen Lopein in Aflenz) nicht mehr und nicht weniger als ein romanisches „*alpina (regione)*“ = „hochgelegene Gegend, Almgegend“. Durch die slawische Liquidenmetathese (das ist hier die Umstellung des *l*), die allgemein bis 840 n. Chr. im Alpenraum vollzogen gewesen sein muß, läßt sich nach ihm die Entstehung eines *lapin* wahrscheinlich machen. Besser scheint sich freilich dieser Hypothese obiges Lopein in Aflenz zu fügen, das *-cahn* in Loweahn wird von PIRCHEGGER nicht erklärt und ist noch ein Problem. Eine lokale Sprachentwicklung in dem begrenzten Sprachraum, wo die Lapien-Namen vorkommen, mag vorgelegen haben; ob das eine primär oder auch sekundär entstandene romanische Endung *-ena* in darauffolgender slawisch-deutscher Weiterentwicklung war<sup>5</sup>, das und andere Fragen um dieses Wort kann nur eine eingehendere Forschung klären. Daß nicht „Lawine“ in „Loweahn“ steckt, das sagt neben der sprachlichen Unvereinbarkeit dieser Wörter auch der Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts, der uns im Werk eines Alpenreisenden und Kenners der Schweiz zu jener Zeit entgegentritt: *Johann Wolfgang von Goethes*. Selbst Goethe hat zunächst nicht das Fremdwort „Lawine“ — mit dem undeutschen Akzent — gebraucht, er setzte dafür das volkstümliche, von ihm im Schweizer Volksmund gehörte, kraftvoll eingedeutschte „Lauinen“ (Ton auf *au*) ein. Erst Friedrich Schiller hat im „Wilhelm Tell“ in dem jambisch dahinschreitenden Rhythmus seiner Verse das fremd betonte „Schlâglawînen“ eingefügt — noch dazu in einen Dialog von Hirten<sup>7</sup>! Aber zusammen mit der hinreißenden Wirkung seines großen dramatischen Kunstwerkes auf die deutschsprachige Welt wurde auch der *Sieg des Fremdworts Lawine* entschieden. —

In die Volkssprache des bairisch-österreichischen Raumes, die für Lawine — von Westen her bis zum Stubai — „Lehn“, im mittleren Raum, Nord- und Südtirol, Kärnten und östlich davon, nur „Lahn“ hat, konnte die literarische Strömung, von der „Lawine“ getragen wurde, nie Eingang finden. Und gebildete Kreise im Raume Österreichs, die „Lawine“ eventuell selbständig aus Nachbarländern im Süden entlehnen hätten können, haben sicher nicht abgelegene Almnamen hervorgebracht.

Das unsinnige „Lawinenstein“ sollte durch das im 18., 19. Jahrhundert übliche Labien, Labienstein ersetzt werden! „Lowérn“ (mit falscher Verwendung des *r*) werden wir ebensowenig schreiben können, wie man für „Wien“, den Namen, der in Österreich, ja von Graz, Salzburg bis München und darüber hinaus als „wean“ ausgesprochen wird, deswegen nicht „Wern“ schreibt oder wie man das salzburgische „Deant'n“ (Dienten) nicht mit „Dernten“ wiedergibt. „Loweahn“ empfiehlt sich nicht, weil sich die Lautfolge *ea* in der Schriftsprache niemals einbürgern läßt — wohl aber ein „-ien“. Doch ist zu empfehlen, daß auch der Gebildete im Namen Labien, so lautet die historisch gewordene Normform des Namens, den Zwielaute *ie* (*ia*) spricht, den durchaus auch die Städter bei dem Ennstaler Stadtnamen Liezen anwenden.

#### Aus der Slawenzeit . . .

Ein geschichtlich sicherer einzureihender Name, *Mölbing*, ist nicht von einem Almnamen abgeleitet, er ist schon seit 1453 ausschließlich Bergname, damals für den Grenzpunkt der Freieung des Pfarrgebiets Pürgg „an den Melling“ geschrieben (durch ein teilweises Verlesen oder Verschreiben, da dies meines Erachtens als „Melbing“ zu lesen sein wird). Die Mundartaussprache ist, angenähert wiedergegeben, „Möwling“, also Mölbling. In einer der schlagwortartig kurzen Namendeutungen von Simon PIRCH-EGGER und Walter STEINHAUSER bei WISSMANN<sup>8</sup> wird er als *melniku* „Sandberg“ verstanden — wobei freilich das *-b-* des Stammes Mölbing unerklärt bleibt. Das kommt aber in anderen Wortstämmen der gleichen Wortsippe innerhalb des Slawischen zum Vorschein, so in serbokroatisch *mljevo* „Mahlgut“; freilich — die Weiterentwicklung des *melw-* zu einem Mölbing dürfte bei dem Ansatz dieses Stammes noch Fragezeichen enthalten.

Mit „Melbing“ hat man 1453 nur den niedersten der Mölbinggipfel, den Bärenfeichter Mölbing, gemeint. Wie weit ausgedehnt der slawische Name Mölbing hier erscheint (7 km), wie summarisch er auf ein großes, eigentlich ganz gut gangbares Gebiet angewandt ist, das keine solche „terra incognita“ wie „diu unkünde“ zwischen Pitztal und Vent war<sup>9</sup>, das zeigt doch, daß dieser Raum in der slawischen Zeit eine recht geringe Nutzung erfuhr.

*Schnehitze*: Nicht ganz geklärt ist auch, warum heute der Name Schneitz — ein lustiger Widerspruch im gleichen Wort, durch deutsche Umdeutung hineingekommen — an zwei verschiedenen Orten des Kartengebietes haftet. Im Grenzverlauf der Freieung von Pürgg 1453 geht die Grenze vom Gündlein (Gindllehen in Zlem bei Tauplitz) zum „Lepien“ und „Werßpach“ (Wörschachbach), weiter zum „Snesitzpach“ (= Schnecken-graben bei dem heute verlassenen Hof Schnehitzer), dann berührt sie alsbald den „Melling“, heute liegt am Mölbing noch die Schneitzalm; der verlassene Hof ist nach WISSMANN im Jahre 1501 Snesnitzer, nach ZAHN<sup>10</sup> schon 1350 als Snesnitz, die Alm 1766 als Schnecsitzer Alm angeführt. Aber auch im Kamm vom Salzsteigjoch und Almkogel zur Kreuzspitze ist im Führer von HUBER S. 105 ein Punkt . . . „Sneslitz“ nördlich des Almkogels verzeichnet. Das ist nun freilich eine Lautung, die in heutiger deutscher Mundart überhaupt nicht denkbar ist, sie sieht eher nach einer längst verklungenen Urkundensprache aus. Sie spricht gegen die Echtheit des Bergnamens an dieser Stelle. Wann und von wem der Name dorthin übertragen wurde, ist unklar. Kärnten weist für eine Talsiedlung genau das gleiche Sprachgebilde auf, als gut verbürgten Ortsnamen bei

Straßburg, Schnëßnitz, in der Schnëßnitz, schon 1226 Znesznitz, 1239 Snesniz — was von KRANZMAYER als slawisch šnesnica, „Schneegegend, Ort wo der Schnee lange liegenbleibt“, erklärt wird<sup>11</sup>.

Unter den in Urkunden schon früher genannten Namen erscheint 1464 „dy Gnaenitz“, d. i. die heutige große Alm *Gnanitz*<sup>12</sup>. Da der dortige Talbach immer schon, 1453 wie heute, „Stubenbach“ heißt, ist es fraglich, ob „Gnanitz“ jemals Bachname<sup>13</sup> war. „Gnanitz“ ist nur für die Alm seit jeher bezeugt. Man läßt sich daher die — freilich etwas kühne — Hypothese PIRCHEGGERS bei WISSMANN von einer deutschslawischen Mischform gefallen, die (hier in gemeinverständlicher Transkription geschrieben) *gnanica* lautete und „Alm der Talgenossen“ (ahd. *ginanno* „Genosse“) also „Talschaftsalm“ bedeutet hätte. Eine andere Erklärung zieht slawisch *gonu* „Jagd“, *gnati* „treiben“ in Betracht, ein Wort, das eine „Gegend für Jagd, fürs Treiben, Hetzen“ bezeichnet haben könnte<sup>14</sup>. (ahd. = althochdeutsch)

Nur in diesem langgezogenen Tal des Stubenbaches um die Gnanitz verdichten sich etwas die Belege für ältere Almnutzung, freilich mehr solche aus der deutschen Siedlungszeit. So wird als Name des weiten Almgeländes der *Sumperalm* schon 1382 „der Sumper“ geschrieben. Das deutsche Wort Sumper (männlich und weiblich) für eine Art Korb kann hier ursprünglich als Vergleich für die enge, tiefe Mulde, in der die Almhütten stehen, gemeint sein (siehe unten auch „Güetenfeld“). Schon zur Zeit der Grenzbeschreibung von 1453 war auch die heutige „Hale Wand“ gegenüber Gnanitz als Helenstein = „Haler, d. i. glatter Stein“, bekannt<sup>15</sup>; wie leicht begreiflich, wird ein Hauptarm des Gewässernetzes, die zwischen Mölbing und Hirscheckkamm entspringende Grimming, ebenfalls schon damals als Grenzlinie angeführt und zwar gleichlautend wie heute. Auch zu *ihrem* Namen — wie zu Schnehitze — gibt es in Kärnten anscheinend ein Gegenstück, nämlich den Bach „die Grimminitzen“, 1374 Grimnitz; es wird von KRANZMAYER im Ortsnamenbuch von Kärnten, Bd. II, S. 93, als slawisch *grm(ov)nica* „Donnerbach“, von altslawisch *gr(i)meti* „donnern“, erklärt.

Bei einem der wichtigsten Namen des Kartengebietes, *Tauplitz*, scheint es nicht unangebracht, die Erklärung von Eberhard KRANZMAYER aus seinen slawistischen Exkursen in der Arbeit von Margarete RADA<sup>16</sup> mitzuteilen und den Ortsbefund, die Naturbeschaffenheit des Geländes dazu sprechen zu lassen. Die Entstehung des Namens, 1321 *Tauplicz*, haben wir uns doch sicher in der Talgegend des heutigen Dorfes *Tauplitz* zu denken, nicht auf der *Tauplitzalm*; diese ist verständlicherweise erst nach dem Dorf benannt worden. Wenn ein Wort für „Höhle“ in „*Tauplitz*“ steckt, dann sind damit sicher nicht „Höhlen auf der *Tauplitzalm*“ gemeint gewesen (so RADA). Eine Höhle findet sich am Steig auf die *Traweng*, an Karstdolinen sind die nächsten unter den *Tragln* zu finden; all das kann niemals den Anlaß zur Entstehung des Dorfnamens gegeben haben. Da es ein russisches Wort *dupló*, serbokroatisch *duplja*, kärntner-slowenisch *duplo*<sup>17</sup> gibt, das „Höhle in einem Baumstamm“ bedeutet, kommt eher *diese* Bedeutung für die Gegend das Dorfes *Tauplitz* in Betracht. Slowenisch ist *duplo* auch „Bau (Versteck) des Wildes“, nur in letzter Linie wird es für „Höhle überhaupt“ gebraucht. — So unscheinbar ein hohler Baum und die Wohnhöhle von Tieren darin als namengebendes Motiv für einen Dorfnamen erscheinen mögen — die ersten slawischen Besiedler der Gegend werden die Höhle wohl in einem Urwaldriesen entdeckt haben, den wir heute als Naturwunder bestaunen würden; das kann schon zum eindrucksvollen Kennzeichen der Ortslage geworden sein. — Die Sprachform des Namens *Tauplitz* weist nach RADAs interessanten Folgerungen mit ihrem *p* auf Eindeutschung des Namens zwischen 1050 und 1200 hin, auch die von „*Zauchen*“ (ursprünglich Bachname, von slaw. *suba* „trocken“) ist aus lautlichen Gründen vor 1200 anzusetzen.

An den geographischen Namen *Tauplitzalm* knüpft sich eigentlich ein Kuriosum aus den Anfängen der Kartographie. Als im frühen 16. Jahrhundert Wolfgang LAZIUS die Erkundungen für seine geographischen Karten durchführte, hat er offenbar nichts von einer *Tauplitzalm* erfahren, wohl aber für ein ausgedehntes Gebiet die geo-

graphische Benennung „Bauernalm“ gehört („Bauer“ jetzt in mehreren zusammengehörigen Namen nördlich von Tauplitzalm und Labienstein). Denn er verzeichnete im ganzen Raum zwischen dem Talschluß des Stodertals (den er „mons Stoder“ nennt) und dem Ennstal mit „Schlanyng“ (Schladming) und „Staynach“ (Stainach) nur einen einzigen Namen, „Paurnse“, mit Andeutung eines Sees zwischen Baumbeständen (s. die Kartenwiedergabe im Jahrbuch 1967, S. 58); der Name Bauernalm scheint also damals teilweise oder ganz für die Tauplitzalm üblich gewesen zu sein. Der Kartograph des 16. Jahrhunderts hat, da er sicher nicht an Ort und Stelle war, lediglich von einem Hochsee auf der Terrasse der heutigen Tauplitzalm erfahren, aber er wußte weder deren Namen noch etwas vom Dorf Tauplitz und dem doch seit dem Hochmittelalter bestehenden Mittelpunkt der Landschaft, Mitterndorf. In diesem Abschnitt seiner Karte haben wir also einen — im Gegensatz zur dichten Nomenklatur des Almtals (Oberösterreich) — recht wenig durchforschten Teil seines Kartengebietes vor uns.

Über den slawischen Namen des *Raidlings* (nördlich von Wörschach) zu sprechen, dazu werden die gleich folgenden Zeilen über die Grundsätze der Namensschreibung Anlaß geben.

#### *Zu den deutschen Namen und ihrer Schreibweise*

Es wird wohl Verständnis finden, wenn der Bearbeiter des Namenschatzes an zwei, drei Namen, die der ältere Führer von HUBER und der vortreffliche neue von KRENMAYR enthält, geringfügige Änderungen vornahm, um sie den Grundsätzen der Namensschreibung, die seit 1928 auf den Alpenvereinskarten angewendet werden, anzupassen. Mit jenen Schreibregeln sollte die Mundartaussprache der Namen in wesentlichen Punkten klargestellt werden. Damit sollte nicht eine völlige Neuerung eingeführt, sondern an eine ältere Schreibtradition angeknüpft werden, die sogar bei den meisten amtlichen Namen heute noch in Geltung ist. Das betrifft z. B. die Schreibweise der Namen mit *ai* für das mundartlich gesprochene *oa* (das es hochsprachlich nicht gibt); diese ist auch in der amtlichen Form des Ortsnamens Kainisch bei Aussee (im Volk „in der *khoanisch*“), in Stainach und Aigen (Ennstal), im Salzburgischen bei Wagrain, Plain, Groß-Gmain, Maishofen u. a. angewendet. Ein interessanter slawischer Bergname im Gebiet der Langpoltenalm südlich der Liezener Hütte wäre dagegen zweckmäßig nicht als „Raidling“, wie bisher, zu schreiben, sondern als „Reidling“, da man hier kein *oa* spricht. Wie in vielen anderen Namen, so in Ruden, Kärnten<sup>18</sup>, wird hier slawisch *ruda* „Erz“ vorliegen, ein *rudniku*\* konnte im Deutschen mit Zwielauf und Umlaut Rüdning, dieses weiterhin Rüdling, durch den Prozeß der „Entrundung“ Reidling ergeben. Der Bergname Rudnig südlich der Mündung des Defereggens ins Iseltal ist zwar mit diesem identisch, hat sich aber infolge später Findeutschung seit slawischer Zeit weniger verändert als unser „Reidling“. Wenn man der sachlichen Möglichkeit nachforscht, ob hier ein „Erzberg“ sein könnte, so liest man bei WISSMANN, S. 80, daß Bergbauversuche, wohl erfolglos, im Mittelalter im Gebirge nördlich von Weißenbach gemacht wurden. Der deutschen Bergbautätigkeit am Reidling hatten also Mutungen auf Erz durch Slawen den Weg gewiesen.

Bewährt hat es sich auch, wie ich glaube, daß auf den Alpenvereinskarten seit der Glocknerkarte das *ie* dem mundartlichen Zwielauf *ie* (*ia*) wie in Liezen, Friesach, Liesing vorbehalten bleibt, daß der Monophthong *i* davon getrennt wird. Wörter wie Widder, mundartlich *wida* („Widerkar“), Rigl bzw. Ridl — „Bergrücken“, auf unserer Karte „Briglersberg“ — geben wir mit einfachem *i* wieder. Auch das war seit Jahrhunderten in einer historisch gewordenen Schreibsprache so gehalten worden, und daran wird in der fast allgemein geltenden Schreibweise für Bichl „Hügel“ (in Ortsnamen auch „Pichl“) seit jeher ohne Widerspruch festgehalten, ferner z. B. auch in Piburg (Tirol), Piber (bei Köflach, Steiermark), Lisens im Sellrain, Tirol, Giblen (Lechtal); Zimitz, Scimitz (am Grundlsee, s. Jahrbuch 1967), Zinödl (Gesäuse), Zinitzer bei Friesach, Zinzach am Großvenediger — obwohl alle diese *i* lang sind.



Durch die Trennung von *i* und *ie* in unseren Namensschreibungen wird es u. a. möglich gemacht, die Stoderer Namen „Priel, Dietl“, in denen der Zwielauf gesprochen wird, richtig wiederzugeben und auch den Namen der gern aufgesuchten Höhle oberhalb Tauplitz *Liegloch* etymologisch klarzumachen. Es ist das ein ursprüngliches „Lüegloch“ (später zu Liegloch „entrundet“) und kommt von mhd. *luoc* her, das „Höhle oder Schlupfwinkel des Wildes, auch von Großwild“ bedeutet<sup>20</sup>. Die Verkleinerung dazu, Lüegl, ist — anderwärts in der Steiermark — schon 1464 bei ZAHN, S. 321, belegt: „im Luegel“, was „im Lüegel“ zu lesen ist. Im Flur- und Ortsnamenschatz kommen auch „Fuchslueg, Vohenlueg“ für Baue von Füchsen bzw. von Füchsinnen (*vóbe*) in Steiermark vor, anderwärts Bärlueg, Saulueg = „Lager von Wildschweinen“, Saulueg ist auch die *amtliche* Schreibform für eine hochgelegene Weilersiedlung über dem Unterinntal bei Kundl. Da im Liegloch Reste von Großtieren gefunden wurden, paßt der Name „Lueg“ ganz besonders zu dieser Fundsätte.

Mehrfach liefern Familien- oder Hofnamen, die Bewohner des Ennstales (nach WISSMANN) schon vor Jahrhunderten trugen, auch den Schlüssel für Benennungen mancher Hochlagen. Nicht bloß ein so häufiger Name wie Planker ist es, der im Almannamen Plankerau steckt (siehe unten), auch ein so seltener Übername, wie ihn die Familie der ennstalischen „Oachedl“<sup>21</sup> (Oacherl „Eichhörchen“) getragen hat, lebt im Namen einer Alm, nämlich der Oacherlalm und des Oacherlkars fort (davon auch der Oacherlstein benannt, alles oberhalb von Maitschern bei Wörschach); der ennstalische Name Gigerl kommt im Gigerlschlag auf der Gnanitzalm wieder zum Vorschein, vom Hof Specht bei Wörschach mag der Spechtensee den Namen haben. Auf dem Almgelände der „Kamper Kester“ unter dem Mitter-Mölböng würde man einen Kamp („Kamm“) vergeblich suchen. Wohl aber ist bei WISSMANN auch „Kamper“ als Familienname nachgewiesen, der letzten Endes von weither stammen mag, in einer Ortslage entstand, wo wirklich ein „Kamp“ (Kamm) vorhanden war. — Da somit solche Namen nicht an Ort und Stelle geschaffen wurden, sagen sie wenig über Eigenart und Geschichte der Gegend aus. Zum interessanten Wort „die Kester“ s. Absatz im folgenden Abschnitt! (Der slawisch verstummte Reduktionsvokal wird hier behelfsweise am Wortende mit u wiedergegeben, im Wortinneren nicht geschrieben.)

#### *Namen in alphabetischer Folge erklärt:*

*Briglersberg* (Brigglersberg), 2152 Meter, westlich des Sigistals. Auf älteren Plänen wird östlich des Talschlusses von Ödern für die Verebnungen auf 1750 bis 1800 Meter Höhe „Brücklers Berg“ geschrieben und eine „Halterhütte“ angegeben. In einer Aufzählung der „bedeutendsten Höhen“ des Gebietes bei GÜTH (1843), S. 43, werden „die Groß Tragl Spitze, der Griesstein, Sigenstaler Höhe, *Großbrückelsberg*, Traweng, Hohenzölb, Kraller Scharte, Weiß Wand“ angeführt. Diese Erwähnung bei GÜTH gilt also bereits dem Hochgipfel Brigglersberg. Anscheinend ist irgendeinmal der Name eines Almgenossen, Brüggler, zuerst zu dem niedrigeren Brigglersberg, dann zum Hochgipfel *aufgewandert*. Was zur Form Brieglersberg (mit Dehnungs-e) Anlaß gab, ist unklar, es wird heute noch bei Leuten von Mitterndorf „Brigglersberg“ gesprochen.

Das „*Gastkar*“ auf der Hochfläche des Gebirges kann wohl nur ein Jägername sein, der das Wort „Ge-äß, G’äß“, „Äsung“ für das Wild, enthält.

„*Graben*“. Eine besondere Eigenart der Mundart am Hinterberg, den Mitterndorf—Tauplitzer Gebiet, die Einzahlform *grab'm* (mit hellem *a*) für „Graben“ konnte auf der Karte mit dem schon lange eingeführten *a* mit Punkt ausgedrückt werden, die Mehrzahl zu Graben lautet „*die grabma*“ (Hinweis von Dr. O. WEBER).

*Güetenfeld* über der Niederhüttenalm und der Liezner Hütte. In einer Urkunde vom 7. VII. 1382 wird „die alben ze Niderhu(e)tten pey Gu(e)tenveld auf dem Sumper“ genannt. Güetenfeld ist also althochdeutsch „in dem guotin velde“ = „auf dem guten Feld“<sup>22</sup>.

*Gwöbnlistein siehe Quendlingstein!*

*Hirzeck.* Für „Hirsch“ ist die ältere deutsche Form „Hirz“<sup>23</sup>. Sie ist in vielen Namen des deutschen Alpenraumes erhalten, z. B. in Hirzbach im Fuscher Tal, Glocknergruppe; auch im Namen des Hirzedts, das allerdings häufiger „Hirscheck“ genannt wird, östlich des Salzsteigs.

*Höß,* die Hutterer Höß (Nachtrag zu Jahrbuch 1967): Daß dieser Name von einem altdeutschen (mhd.) *hessen* kommt, das zwar sprachlich nicht identisch mit „hetzen“ ist, aber dem Sinne nach dasselbe besagt, wird auch durch das Vorkommen des gleichen Stammes in der „Hösswand“ in der Dachsteingruppe unterstützt. Eine Hösswand ist wahrscheinlich das gleiche wie das sonst vorkommende „Stellwand“, eine Wand als Hindernis, bei dem das gehetzte Wild gestellt werden kann. Somit ist auch die Hutterer Höss wohl ein Jagdgebiet gewesen, wo man Treibjagden veranstaltete (mhd. — mittelhochdeutsch).

*Kamper Kester* und *Kampa*, *Kamphütten*. Das mittelhochdeutsche Wort *der kôst*, im Zillertal der *khoascht* „Fach der Getreidetruhe“, liegt hier ebenso wie im Zillertaler Hochgebirge als Hochflurname vor — als Vergleich für einen abgeschlossenen Karwinkel gebraucht. So etwas sind die Kamper Kester oder, wie sie der Führer von KRENMAYER anführt, in der Einzahlform, „der *khâäst*“, dort geschrieben „der Kast“, nach dem Naturbefund auch wirklich.

Aber eine weite Verebnung südlich des Salzsteigjochs, auf der die Alm „Kamphütten“ lag (jetzt dort Jagdhütte), kann nicht diesen Hofnamen Kamper enthalten; die Verebnung selbst heißt *s'khâmpa* („Kampach“), offenbar ein Mengewort (Kollektiv) zu *khâmp*: und dies könnte man als ein hier fortlebendes romanisches *campu* „Feld“ auffassen, da das Wort als „Gamp“ für Verebnungen am Hang auch im Ausseer Land (nach UNGER-KHULL, S. 246)<sup>22</sup>, vorhanden war.

*Langpoltenalm*, mundartlich *lämpoitner äim*. Nach der Ortschaft Langpolten bei Weißenbach benannt. Diese heißt 1297 Laimpoting, ist also einer der Ortsnamen auf -ing im Ennstal. Er ist nach einer Person namens Lampot (Lantbot) gegeben (vgl. ZAHN, S. 293).

*Offensee* (Nachtrag zum Jahrbuch 1967). Ein Personennamen, der althochdeutsch *Offo* lautete, ist mit Sicherheit noch Ende des 13. Jahrhunderts im nahen Steyr, genauer in Gleink bei Steyr, lebendig gewesen. 1282 heißt es in einer Urkunde, ausgestellt in Steyr: „mins (meines) herrn . . . aptes (Abtes) Offen von Glunich“<sup>25</sup>. Offensee kann daher „See eines Offe“ bedeuten. Direkten Besitzzusammenhang mit dem Stift Gleink, mit seinem Abt Offe, wäre verlockend anzunehmen, da bei einem Fischwasser der Besitz eines Klosters immer naheliegt; aber bei der weiten Entfernung des Offensees von Gleink ist das doch nicht wahrscheinlich.

*Planka-Mira*. Wenn auf die seltsamen Namen unseres Gebirgsraumes die Rede kommt, so wird einem meist die „Planka-Mira“ — über der Ödernalm — als eine besonders harte Nuß zum Knacken vorgelegt. Aber wir finden ja auch die Alm Plankerau im Öderntal am Westfuß des Toten Gebirges, schon 1480 als „die Planngker Aw“ bezeugt. Der darin steckende Besitzernamen Planker kann von einem Hof „zum Planken“ südöstlich Irnding oder von einem „Plankchenhof“ (urkundlich) bei Liezen ausgegangen sein (dies bei ZAHN).

Das „Planka“ ist also = „Planker“. Der Zusammenhang der Hochflur mit der Alm Plankerau wird so lebhaft gefühlt, daß man im Volk auch noch „Plankerau-Mira“ spricht. Unter diesem Namen versteht man im Volk vor allem das breite Hochtal zwischen dem topographischen Punkt Planka-Mira (2188 Meter ü. M.) und der Weißen Wand (2200 Meter ü. M.). Der Name Planker-Mira ist nur weiblich.

Bei Mira darf man wohl an das steirische Mundartwort *miech'n*<sup>26</sup> „Mähre, weibliches Roß“ denken, da die Stutenweide gewöhnlich etwas Absonderliches ist; eine „Mierch-au“ konnte — mit Schwund des -ch<sup>27</sup> — „mira“ ergeben. Planka-Mira war also eine „Plankerauer Roßweide“. Der „Meraberg“, das Waldgebirge ungefähr zwischen Almsee

und Hetzau, konnte nach eingehenden Erkundigungen als das gleiche wie der im Urbar der Herrschaft Scharnstein von 1580 genannte „Merhenberg“, auch „Mörchenberg“, bestimmt werden (dies bei SCHIFFMANN; aber irrig unter „Merkenberg“ angeführt). Er ist ebenfalls zu mhd. *merbe* „weibliches Roß“ zu stellen.

*Quendlingstein.* Dem Kartenleser mag der Berg, über Wörschachwald, der als „Gwöhnlistein“ auf einigen Karten benannt ist, mit seiner komischen Assoziation an „gewöhnlich“ ein Rätsel sein. Aber schon WISSMANN hat ihn auf seiner Vegetationskarte 1:75.000 richtig benannt: „Quendelstein“. Der Quendel (Feldthymian) liegt also diesem Bergnamen, der auch als Quendlingstein zu hören ist, zu Grunde. Aber auch das Ufergelände eines der Seen auf der Tauplitzalm heißt „am Quendling“, und danach ist der dortige See benannt. Der Pflanzename kommt noch in zwei anderen Namen des Kartengebiets vor.

*Schluessen.* Ehemalige Alm an der oberen Grimming, mundartlich *di schluss'n* (Mehrzahl); die Schreibung „Schlurssen“ auf manchen Karten führt wieder ein *r* ein, das hier nie gesprochen wurde (um den Zwielauf *-ua-* auszudrücken). In Waldbeschreibung (Wald—Tomus XVIII, Nr. 61, Landesarchiv Graz) lautet der Name Schluß-Alm, das stimmt gut zur Mundartaussprache. Im Josefinischen Kataster ist „Schluisen Alpe“ und noch später gar „Schleißenalpe“ geschrieben. Man wird sich gegenüber diesen Schreibungen besser auf die Mundartüberlieferung stützen. Eine vage Vorstellung, daß der Name mit dem Wasser zusammenhängt, kann man bei Gewährleuten heute noch ermitteln. Zu dem hypothetischen Wassernamen, der hier vorliegen soll, kann man an die „Schnee-schloassen“ — in Tiroler Urkunden als Schneeschlüssen geschrieben — denken. Dieses Wort, das „Schmelzwässer“ bedeutet, müßte hier im Steirischen *schläss'n* lauten. Außerdem wäre denkbar, daß daneben noch ein anderes Wort „*di schluat*“ für „künstliches Wasserrinnal“ (heute noch in Osttirol gebraucht) hier lebte<sup>28</sup> und auf den Wortstamm *schläss'n* einwirkte, indem es seinen Zwielauf *ua* beisteuerte. Aus dieser Kreuzung kann auf einem begrenzten Raum ein eigenwillig geformtes *Schluss'n* entstanden sein.

Nachtrag: Für das *Sigistal* im innersten Stoder liefert das Werk von SCHIFFMANN, Ergänzungsband S. 428, Aufschluß. Wie Siegesbach bei Traunkirchen (mundartlich *šigašbā*, urkundlich Sigerspach) kann unser „Sigistal“ einen altertümlichen deutschen Personennamen *Sigher* enthalten. Dieser ist jedoch als Hofname in Stoder bisher nicht nachgewiesen.

*Stoder.* Von seiten eines vorzüglichen Archivkenners, Hans KRAWARIK, wurden seit meinem Beitrag im Jahrbuch 1967 (S. 55) neue Belege für den Namen Stoder geliefert<sup>29</sup>, die das Alter der Siedlung am Steyer-Oberlauf um mindestens zwei Jahrhunderte gegenüber dem großen Werk von SCHIFFMANN *hinaufzurücken erlauben*. Laut KRAWARIK wird in einem Kremsmünsterer Brief vom Jahre 1242 von einer Bevölkerung die „circa montes, qui dicuntur „Stader“, also „im Umkreis der Berglandschaft Stoder“ wohnte, gesprochen. Außerdem wird auch der Hof Stoderegg in Vorderstoder schon 1325 als *Stadenckh* (?) genannt. Die Besiedlung des Tales ist also eher noch ins 12. als ins 13. Jahrhundert zu setzen. Die Form Stader mit *a* drückt wohl ein offenes *o* aus und paßt zur Erklärung PIRCHEGGERS<sup>30</sup> für ähnliche Namen mit einem slawischen *stodora*, für das die Bedeutung „dürftiger, seichter Ackerboden auf felsigem Untergrund“ zu erschließen ist — dazu der Volksname der „Stodorjane“ im Havelland und die Landschaft Stodor in Böhmen. Es muß aber zu KRAWARIKS Aufsatz bemerkt werden, daß unser Stoder von Anfang an *Talname* und nicht Benennung „eines einzelstehenden Berges“ war; der Ausdruck „montes“ in der Urkunde von 1242 ist im Sinn „Gebirgstal“ zu verstehen, so wie die Alm des Stiftes Wilten (Innsbruck), *auf der Talsoble* des Lisenstales (Sellrain) gelegen, im 13. Jahrhundert ebenfalls „mons“, nämlich „mons Malusinus“ („Berg Malüsens“), genannt wird und die besiedelte Talsoble des Jochbergtals (Kitzbühel), kein „Berg“ in unserem Sinne, im 11. Jahrhundert als „mons Johperg“ bezeichnet ist. Zahlreiche Gebirgstäler sind in deutschen Namen

„berg“ genannt, Ober-, Unterberg, Innerberg, Außerberg — nicht zuletzt das Gebiet der alten Pfarre Grauscharn (Pürgg), die von Klachau bis Mitterndorf reichte und „der Hinterberg“ heißt. Außerdem weist die Überschrift „in Stoder“, die 1467 im Kremsmünsterer Stiftsurbar über die Aufzählung von 79 Höfen des Stodertales gesetzt ist, Stoder deutlich als *Talnamen* und nicht als ursprünglichen Namen eines einzelnen Berges aus.

*Sturzhahn.* Daß eine so kühne Bergform wie der Sturzhahn, ein Felskamm, in einen fürwitzig vorgestreckten Kopf oder Schnabel auslaufend, auch einen ganz ungewöhnlichen Namen erhielt, darf nicht wundernehmen. Zwar, daß ein Bergkopf — aus der Sicht des Jägers — den Namen „Hahn“ erhält, steht nicht so vereinzelt da<sup>31</sup>. Das kaum einen Sinn gebende „Sturz“ ist wahrscheinlich in der Sprache einer höheren Schicht (Jagdherren?) aus einer Mundartform umgedeutet, die „Storz“ lautete. „Storz“ bedeutet im Steirischen etwas Vorstehendes (besonders hieß so ein vorstehender Keil am Floßruder), vor allem besagt das Zeitwort *storzen* „herausragen, vorstehen“<sup>32</sup>; das kann jedenfalls eine eigenartige, bildlich gemeinte Namensschöpfung für eine eigenartige Naturform ergeben haben.

*Traweng.* 1841, bei GOTH, ebenso. Man hört sowohl „der Traweng“ wie die Traweng (Ton auf *e*). — Zwar sind Namen wie „Wengen“ (in der Schweiz) klare Mehrzahlformen zu dem Wort *der Wang* = „Grasland“ — aber die vielen Ortsnamen „Weng“, die es gibt, können nicht alle als Mehrzahlform gedeutet werden. Aus der Mehrzahlform „die Wenge“ scheint man doch auch — irrig — eine weibliche Einzahlform abgeleitet zu haben. In einem oberösterreichischen Urbar wird nämlich ein Ort im Jahre 1371 „in der Weng“ genannt<sup>33</sup>. So etwas liegt auch hier vor. Somit ist ein deutscher Ursprung für den Namen sehr wahrscheinlich. Die männliche Verwendung des Namens ist durch die Grundvorstellung „Berg“ bei Nennung von „Traweng“ veranlaßt. Die Betonung auf der zweiten Silbe, dem Wort „Weng“, ist hier kaum das Ursprüngliche, in zahllosen Namen des deutschen Alpenraums ist — wenn sie aus zwei Wörtern bestanden — der Akzent sekundär auf das zweite Wort hin verlegt worden, besonders oft auch in unserem Gebiet. In der Folge wurde dann das unbetonte Wort stärker reduziert als die Tonsilbe, so daß heute seine Wiederherstellung etwas Unsicheres ist. — In dieser tonlosen Silbe können auch Zwielaute wie *eu, oi* als *a* erscheinen. Eine Möglichkeit sehe ich darin, in Traweng die gleiche Silbe in abgeschwächter Form zu sehen, wie sie, betont, vielleicht im Hofnamen Treulehen im Wörschachwald gegeben ist; meines Erachtens ist sie dem Alpenwort mhd. *treue*, mundartlich *trou(en)* und, in deutscher Wortbeugung, auch *treien*. Es bedeutet „Wegspur, selbstgetretener Pfad von Tieren“<sup>34</sup>. Zu der schönen Verebnung auf der Traweng könnten schon in alter Zeit solche Spuren geführt haben. Außerdem möchte ich das gleiche Wort bzw. die deutsche Form *treien* im Namen der Almeterrasse *Traneben* nordwestlich der Gnanitzalm suchen, da auch hier das zweite Wort, *-eben*, betont wird und das unbetonte erste Wort zu „Tran-“ reduziert werden konnte („Treieneben“ zu Traneben).

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Georg GOTH, Das Herzogtum Steiermark, geographisch-statistisch dargestellt, Gratz 1843. Die weiteren angeführten Belege stammen (mit Ausnahme des Ausseer Belegs von 1780) aus dem Material des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz. Ich verdanke diese wie auch einige unten angeführte Urkundenstellen der großen Liebenswürdigkeit Herrn Hofrats Dr. Fritz POSCH, Leiter des Archivs, und seiner Mitarbeiter, denen ich meinen herzlichen Dank ausspreche. Das in den Namenformen des 18. und 19. Jahrhunderts in Loperin, Lapin noch festgehaltene *p* (auch heute noch geschrieben) muß einen ähnlichen Grund haben wie das *p* in Tauplitz (siehe dort), nur wurde es nicht mehr so konsequent wie in jenem Ortsnamen bewahrt.

<sup>2</sup> Personenname Luro bei E. Förstemann Alrdeutsches Namenbuch, Personennamen, 1912; die Zwergennamen Luaran und ähnlich bei Wolfgang Stammfer, Deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon Bd. III, unter „König Laurin“, S. 843.

- <sup>3</sup> Urkunde des Steiermärkischen Landesarchivs, Graz, Nr. 6436 vom 1. VIII. 1453, in „Steierische Taidinge“, Osterr. Weistümer, VI. Bd., als Weistum aus Pürgg abgedruckt.
- <sup>4</sup> Jos. ZAHN, Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter, Wien 1893.
- <sup>5</sup> Simon PIRCHEGGER, Die slawischen Ortsnamen im Müritzgebiet, Veröffentl. des Slaw. Instituts, Friedr.-Wilhelm-Universität, Leipzig, 1926, S. 47, Nr. 183.
- <sup>6</sup> Vgl. diese Annahme einer solchen bei „Gnanitz“.
- <sup>7</sup> TRÜBNER, Deutsches Wörterbuch, Bd. 4, S. 402 f.
- <sup>8</sup> Dr. Hermann WISSMANN, Das Mitter Ennstal, Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Stuttgart, 25. Bd. 1927/28.
- <sup>9</sup> Verf. im Jahrbuch 1951, S. 32.
- <sup>10</sup> ZAHN, S. 427.
- <sup>11</sup> Eb. KRANZMAYER, Ortsnamenbuch von Kärnten, II. Teil, Alphabetisches Siedlungs-namenbuch, Klagenfurt 1958, S. 200.
- <sup>12</sup> ZAHN, S. 215.
- <sup>13</sup> Dies wird von Steinhauser für seine Erklärung von Gnanitz als „eilender Bach“ vorausgesetzt. Aber das „Gnanitzbach“ auf neueren Karten ist eine junge Bildung, kann nicht weiter zurück nachgewiesen werden.
- <sup>14</sup> J. STUR, Die slawischen Sprachelemente etc., Sitzg.-Bericht d. Akademie d. Wissensch., Wien, 176. Bd., 6. Abhandlung, 1914, S. 84, nach dem Werk von MIKLOSICH.
- <sup>15</sup> In der Grenzbeschreibung von 1453, wie ein anderer Haelenstein, im 12. Jahrhundert bei Cilli, Zahn, S. 258, genannt. Irrig ist „Heiler Wand“ auf der Freytag-Berndt-Karte 1:100.000, das ist geschrieben für mundartlich „d'haije wänd“ = „glatte Wand“.
- <sup>16</sup> Marg. RADA, Die Ortsnamen des Salzkammerguts in Steiermark u. Oberösterreich, masch.-geschr. Dissertation, Wien 1955, S. 344, Nr. 1093.
- <sup>17</sup> Jul. POKORNY, Vergleichendes indogerman. Wörterbuch, S. 268, und JANEŽIČ, Slowenisch-deutsches Handwörterbuch, hrsg. von Frz. HUBAT, Klagenfurt 1893.
- <sup>18</sup> Eb. KRANZMAYER, Ortsnamenbuch II, S. 182.
- <sup>19</sup> Zu der häufigen Entstehung eines, -ling aus slaw. -*njku* vgl. den Namen des Jauerling (Wachau), der 830 Ahornic, 1305 Jaurnik geschrieben wird, W. STEINHAUSER, in Jahrbuch f. Landeskunde v. Niederösterreich, NF 25, 1932, S. 11.
- <sup>20</sup> Die Erklärung stammt von Dr. O. WEBER. Ähnliche Namen auch bei SCHIFFMANN, 2. Bd., S. 146 und 543.
- <sup>21</sup> WISSMANN a. a. O.
- <sup>22</sup> Urkunde im Landesarchiv Graz (3431a, Kop.), liebenswürdigerweise vom Archivvorstand Herrn Hofrat Fr. Posch mir mitgeteilt.
- <sup>23</sup> Darüber am eingehendsten nun Stef. SONDEREGGER, Ortsnamenbuch von Appenzell I., Huber, Frauenfeld 1956.
- <sup>24</sup> Verfasser, Zillertaler Berg- und Talnamen, Zeitschrift d. D. u. Ö. Alpenvereins, 1934, S. 21; J. SCHIATZ, Wörterbuch der Tiroler Mundarten, Schlern-Schriften 119/120, Innsbruck 1955/56, dort mein Wortartikel zu diesem Wort auf S. 527.
- <sup>25</sup> Friedr. WILHELM, Corpus der altdeutschen Originalurkunden, Bd. I, 1932, S. 437.
- <sup>26</sup> Bei PIRCHEGGER, S. 84: von mhd. merhe „Stute“.
- <sup>27</sup> Das -ch geschwunden in verschiedenen Ortsnamen Steiermarks, die das obige „merhe“, ferner, *pirche* „Birke“, *forche* = „Föhre“ enthalten. Das *a* von „mira“ kann auch wie im Namen Pirafeller 1476, 1577, Pirhenfeld u. ä. „Birkenfeld“, Pirawang, entstanden sein, siehe SCHIEFFMANN, 1. Bd., S. 101.
- <sup>28</sup> SCHIATZ, S. 527 u. 535.
- <sup>29</sup> H. KRAWARIK, Der Stoder, Blätter für oberdeutsche Namenforschung, hrsg. v. Karl PUCHNER, München, 11. Jg. 1970, S. 32—37.
- <sup>30</sup> PIRCHEGGER, S. 72.
- <sup>31</sup> Siehe solche Namen bei A. Kübler, Berg-, Flur- und Ortsnamen des Iller-, Lech- und Sannengebiets, Amberg 1912, S. 61, unter „Hahn“.
- <sup>32</sup> UNGER-KHULL, Steirischer Wortschatz, 1890, S. 581.
- <sup>33</sup> SCHIFFMANN, 2. Bd., S. 523.
- <sup>34</sup> Vgl. vom Verfasser, Familiennamen in Tirol, Schlern-Schriften 81, 1951, S. 190 „Trojer, Troyer“.

# Der Schermberg

ERICH KRENMAYR

In dem 30 Kilometer langen Nordabfall der Kalkhochfläche des Toten Gebirges bildet der Schermberg, 2396 Meter, die mächtigste geschlossene Wand, eine Mauer von 2 Kilometer Breite und 1400 Meter Höhe, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Razor in den Julischen Alpen aufweist, den Julius Kugy einmal den „Altar der Julischen“ und ihren formschönsten Berg genannt hat. Will man ihre Großartigkeit voll auf sich wirken lassen, so besteige man den Kasberg in den Grünauer Voralpen, auf dessen 1743 Meter hohem Gipfel man im wahrsten Sinn des Wortes mit diesem Nordabsturz des größten Karstplateaus der Ostalpen konfrontiert ist. Ersteigt man den 1915 Meter hohen Edlerkogel im Hetzaukamm, so gewinnt man einen völlig neuen Blick auf die Wand, der auch ihren Aufbau zu erklären scheint. Wie von keinem anderen Standpunkt erkennt man hier den harten Kern des Gipfelaufbaus, von welchem die die Wand bildenden Pfeiler und Grate niederstreichen — ein Blick, den mancher noch nicht kennt, der schon oft auf dem Gipfel des Schermbergs stand. Vielleicht die imponierendste Ansicht aber bietet die Wand im Profil, und auch dafür ist eine Warte geschaffen: der 2187 Meter hohe Zwillingkogel, der äußerste Punkt des vom Großen Priel nordwärts streichenden Kammes, den man vom Welser Haus in leichter, anregender Kletterei erreicht. Doch man kann die Schermbergwand auch sehen, ohne einen Berg zu ersteigen. Schon während der 10 Minuten langen Fahrt auf der in die Hetzau führenden Forststraße, die beim Gasthaus Jagersimmerl von der Almseebundesstraße abzweigt, erschaut man an mancher Wegbiegung einen flüchtigen Blick auf das Ziel. Zunächst gelangt man zum Almtaler Haus der Sektion Wels des ÖAV (714 m), dem Talstützpunkt für die Besteigung des Schermbergs von Norden, heute nicht nur ein Bergsteigerheim, sondern ein für Autotouristen beliebtes Ausflugsziel von solcher Romantik, daß sie einerseits schon von Adalbert Stifter gepriesen wurde („In der grünen Fichtau“), andererseits selbst von der modernen Holzbringungstechnik keineswegs zerstört werden konnte. Allerdings sehen wir vom Almtaler Haus nichts von unserem Berg. Wir müssen in das breite Schotterbett des Stranekbaches hinabsteigen; und nun haben wir die Nordwand des Schermbergs in ganzer Ausdehnung vor uns.

An seinem Wandfuß, einem 300 bis 500 Meter hohen Schrofensockel, breiten sich keine Almböden, sondern bis an die Schuttkegel, die ihn säumen, branden die Wälder der Hetzau in jahrzehntelangen Gezeiten, einmal von den Schotterströmen aus der Wand zurückgeworfen und zerstört, dann wieder in zähem Wachstum das nackte Geröll überwuchernd. An den Wandfuß gelangt, ist die erste Aufgabe, durch diesen Sockel den richtigen Weg zu finden zu diesem oder jenem Steig. Es gibt einige Richtpunkte, doch der Sockel ist 2000 Meter breit, und jeder Ortsunkundige wird gut daran tun, für die Überwindung dieses untersten Wandabschnitts eine zusätzliche Stunde in den Zeitplan einzuberechnen. Über dem Sockel baut sich die Wand in grandioser Architektonik auf. Fünf Pfeiler beziehungsweise Grate bilden den Mittelteil der Wand: von Osten nach Westen steht hier zunächst der von der Schulter des Almtaler Köpfls nach Nordosten herunterstürzende Grat, mit dem das Massiv in der tiefen Bresche zwischen Großem Priel und Schermberg fußt; der zweite Pfeiler — vom ersten nur durch eine leichte Einbuchtung in diesem geschlossensten, steilsten und prallsten Teil der ganzen Wand abgesetzt — liegt

in der Fallinie des Gipfels des Almtaler Köpfls, und nun kommt eine tiefe, markante Schlucht, welche die Nordwand des Almtaler Köpfls von der Schermberg Nordwand im engeren Sinne trennt. Diese Schlucht läuft nach unten in ein steiles Schuttfeld aus, mit dem der Schrofensockel an den Mittelteil der Wand stößt. Nun kommt der Pfeiler der Wand, östlich und westlich von je einer markanten Schlucht abgegrenzt, nach oben spitz zulaufend, unten breit im Sockel fußend, nur wenig östlich der Fallinie des Schermberggipfels. Über diesem Pfeiler ist unter dem Gipfelmassiv ein großes, steiles Schuttfeld in die Wand eingelagert, das größte aller Nordwandschuttfelder; der nächste Pfeiler, wie sein östlicher Nachbar an der Kante teilweise mit Latschen begrünt, ist wesentlich schlanker und geht im obersten Anteil in einen scharfen Grat über, der zu einem weiteren unter der Gipfelwand eingelagerten Schuttfeld hinführt. Es ist viel kleiner als das soeben beschriebene und vom Tal aus gar nicht sichtbar. Die westliche Begrenzung der Wand ist, etwas weniger markant, durch den sogenannten Nordgrat gegeben, der mit dem letztbeschriebenen Pfeiler im oberen Wanddrittel eine riesige Verschneidung bildet. Die westlich dieses Grates gelegenen Wandfluchten, vom Westgrat des Schermbergs, der sogenannten Pfaffenschneid, abstürzend und das Büchsenkar überragend, gehören nicht mehr zur Schermberg Nordwand.

In horizontaler Richtung ist die Wand ebenfalls klar gegliedert. Die Basis bildet der schon erwähnte 2000 Meter lange und 300 bis 500 Meter hohe Schrofensockel, die „Grundmauern“, eine verwirrende Welt von gras- und latschenbewachsenen Felsrampen, wasserüberbrannten, prallen Wänden und Schluchten, in welche der Schuttsaum zungenförmig hinaufreicht. Auf diesen Grundmauern fußen die drei Wandpfeiler und die äußeren Begrenzungsgrate, welche den Mittelteil der Wand ausmachen, der bis in eine Höhe von etwa 2000 Metern reicht. Auf den Pfeilern ruht eine breite Riesenrampe, im Osten beginnend bei der Schulter des Almtaler Köpfls, wo sie von Gras bewachsen ist: das Gamswieserl. „Diese Wiese stellt ein seltenes Kleinod dar. Oben und unten von wilden Wänden begrenzt, seitlich nur durch zwei Schuttbänder mit den umliegenden Karen verbunden, zieht sie sich als schwellendes Graspolster quer durch die Nordwand. Schwach ansteigende Terrassen, von glatten, kaum meterhohen Kalkstufen unterbrochen, bilden einen einzigartigen Garten, in dem der Mensch bisher nur Gast war. Hausherren sind die flinken Gamsen, die über schmale Bänder aus der Ostflanke herüberkommen und von hier aus bis weit in die Schermbergwand queren.“ Soweit das Zitat eines Kameraden (Karl Blach, 1950). Unter dem schmalen Grat, der Almtaler Köpfl und Schermberggipfel verbindet, liegt — an das Gamswieserl anschließend und von diesem über ein breites Band leicht erreichbar — 200 bis 400 Meter tiefer das größte Schuttfeld der Wand. Dieses wird westlich begrenzt von einem etwa 600 Meter hohen Pfeiler, der mit glatten Wänden vom Gipfel abfällt und weit in die Schlucht zwischen drittem und viertem Pfeiler des Mittelgeschosses der Wand herabreicht. Er trennt auch das große Schuttfeld von der westlichsten Geröllhalde der Wand, über dem vierten Pfeiler eingelagert und vom Tal aus nicht sichtbar. Über dieser somit nur einmal unterbrochenen Rampe baut sich nun das Gipfelmassiv auf, im östlichen Teil mit dem Almtaler Köpfl nur 200 Meter hoch, im Hauptgipfel aber eine 400 Meter hohe Schlußwand bildend, das eigentliche Herzstück des Schermbergs für den Kletterer.

Von Süden ist der Schermberg eine der vielen nördlichen Randerhebungen des Plateaus der Prielgruppe, über das er sich zirka 200 Meter mit einer schrofigen Steiflanke erhebt. Von der Welser Hütte unter der Nordwand des Großen Priels erreicht man den Schermberggipfel auf teilweise markiertem Weg durch das Hochtal zwischen Almtaler Köpfl und Sauzahn in zwei Stunden, den höchsten Punkt des Almtaler Köpfls in einer Stunde. Reizvoll ist der Schermberg Nordostgrat zwischen Almtaler Köpfl und Schermberg, eine leichte Kletterei hoch über den dunklen Wäldern der Hetzau.

Wann nun der Schermberg seinen Namen erhielt — eigentliche Geburtsstunde seiner Individualität und „Eintritt in die Geschichte“ — werden wir wohl nie mehr erfahren. Aus grauer Vorzeit deuten wir seinen Namen etwa wie Schirm, Unterstand — eine Ver-



Schermberg vom Norden

Aufn.: Willi End, Baden bei Wien

mutung... Über die erste touristische Ersteigung berichtet einer der Haupterschließler des Toten Gebirges, der Geologe G. Geyer, der in Begleitung von J. Bullmann am 12. August 1879 den Gipfel erstiegen hat. Die Bergsteiger erreichten ihr Ziel von der Lahngangalpe aus (die längst nicht mehr existiert), über den Elmsee, den Rotkögelsattel und das Schneetal. Für Georg Geyer dürfte der Schermberg eine Art „Nachlese“ gewesen sein, da er schon ein Jahr früher, 1878, eine ausführliche Monographie über das Tote Gebirge veröffentlicht hatte. Nach dieser Ersteigung blieb es lange Jahre still um unseren Berg. Erst nach dem Ende des ersten Weltkrieges bahnte sich eine neue Erschließungswelle an. Zwei Welser, Dr. Hromatka und Moser, durchstiegen am 13. August 1919 erstmals die Schermberg nordwand. Dr. Hromatka, Mitglied des Österreichischen Alpenklubs, und sein Begleiter müssen gewiegte und mutige Bergsteiger gewesen sein. Die Wand wurde an einem Tag — und in Nagelschuhen — erstiegen. Der Weg führte durch die Schlucht, welche die Almtaler-Köpfl-Nordwand von der eigentlichen Schermberg nordwand trennt, hinauf auf das große Schuttfeld über dem mittleren der drei Pfeiler und von diesem weiter durch die Gipfelwand zum Nordostgrat, der im obersten Teil betreten wurde, und zum Gipfel. Dies war der Auftakt. Im Jahr darauf durchstieg eine Dreierseilschaft, die Linzer Damberger und Steiger mit dem Welser Heinz Karning, neuerlich die Wand, und zwar über den rechts — westlich — der Gipfelfalllinie aufstrebenden schlankeren Pfeiler. Der Gipfel wurde durch die westliche Flanke seiner steilen, zirka 400 Meter hohen Schlußwand in schöner Kletterei (III und IV) erreicht. Mit dieser „Linzer Route“ war dem hervorragenden Kletterer Damberger ein großer Wurf geglückt. Er hatte damit der Wand den Weg gegeben, der heute noch als der „klassische“ Anstieg gilt und der die Schermberg nordwand zu einer großen Wand gemacht hat. Dessen war sich Damberger, der große alpine Könnner, auch bewußt, wenn er die Tour in seinem Bericht so charakterisiert: „Diese Tour stellt heute nicht nur die



längste und schönste, sondern auch die schwerste und eindrucksvollste im Toten Gebirge dar; sie ist landschaftlich großartig und von seltenem Reiz, man sieht während der ganzen Tour nieder auf die wie ein Heiligtum gehüteten Jagdgründe der einsamen, stillen Hetzau mit den beiden blaugrünen Augen der Ödseen und hinaus ins freundliche, sonnige Almtal; sie kann auch den großen, bekannten Wandklettereien ruhig an die Seite gestellt werden, die Schwierigkeiten einzelner Kletterstellen darin sind größer als z. B. auf dem Pichlweg der Dachsteinsüdwand.“ Diese Sätze sind — abgesehen von den immer nur eine begrenzte Zeit gültigen Superlativen — bis heute voll gültig und richtig.

Zwei Wochen nach Damberger, am 19. Juli 1920, wurde die Wand zum drittenmal begangen, diesmal von Sepp Huber und Karl Fdlinger, und zwar wieder auf eigenem Weg. Diesmal wurde der breite Mittelpfeiler westlich des Anstieges Hromatka/Moser benützt, um das große Schuttfeld zu erreichen. Die Gipfelwand wurde weiter östlich durchstiegen und so ein durchgehend leichter Weg (II) gefunden. Der „Welser Weg“ ist ganz ohne Zweifel der meistbegangene Weg durch die Wand geworden. Er hat alle landschaftlichen Vorzüge der Linzer Route, eine interessante und abwechslungsreiche Wegführung, die Kletterei bietet festen Fels, ist anregend und vom Wandfuß bis zum Gipfel von ziemlich gleichmäßiger Schwierigkeit, ein Vorzug der Welser Route gegenüber dem Linzer Weg.

Nach dieser ersten stürmischen Entwicklung trat eine Pause von einem Jahrzehnt ein. Im Jahr 1924 legte sich zum erstenmal ein düsterer Schatten über die Wand, als in der Welser Route zwei Bergsteiger abstürzten; der eine, Bauer, war tot, der andere, Zoidl, schwer verletzt. Einige Jahre später hatte sich innerhalb der Alpenvereinssektion Wels eine Jungmannschaft zusammengefunden, die ohne Lehrmeister, die sie über die Grundbegriffe des Bergsteigens hinausgeführt hätten, auf eigene Faust zu klettern begann. Für diese Jungen, welche bei ihrem Beginnen gewissermaßen Pionierleistungen nachzuvollziehen hatten, war die Begehung des Welser Weges der Schermberg nordwand durch drei von ihnen am 18. August 1929 ein großer Tag. Max Zechmann, Hermann Traidl und Leo Huber hatten einen jahrelangen Bann gebrochen und sie bewiesen auch gleich — 14 Tage später —, daß sie alpines Können erworben hatten, als sie die Linzer Route durchstiegen. Damit wurde eine neue Erschließungsphase der Wand eingeleitet. 1930 fand die Welser Dreierseilschaft einen Weg durch den prallsten Teil der Mauer, durch die Almtaler-Köpfl-Nordwand, und zwar über den Pfeiler, der zur Gamswiese hinaufführt. 800 Meter Wandhöhe, fester plattiger Fels und Schwierigkeitsgrad IV obere Grenze nach der Alpenskala kennzeichnen diesen Weg. Für die Welser Jungmannschaft, die sich in selbstironischer Bescheidenheit die „Gigritschpatschner“ nannte, war diese Erstbegehung ein Markstein. Noch im gleichen Jahr gründeten die sieben oder acht Freunde, die eine sich selbst auferlegte Bewährungsprobe erfüllt hatten, die selbständige „Alpine Gilde D' Schermbergler“, verschrieben sich so dem Berg und nahmen ihn gleichzeitig in Besitz.

Im nächsten Jahr, 1931, hatte sich wieder ein Problem gestellt: der Anstieg vom großen Schuttfeld der Welser Route direkt zum Gipfel über den das Schuttfeld westlich begrenzenden Pfeiler der Gipfelwand. Schon Damberger hatte nach Begehung der Linzer Route hier einen Versuch unternommen, war aber zu weit nach rechts gekommen und mußte umkehren. Die Welser hatten nun Konkurrenz bekommen, Sepp Eitzenberger aus Steyr mit Gefährten versuchte sich an dem gleichen Problem. Beide Gruppen kehrten bei mehreren Versuchen immer wieder an der gleichen Stelle um. Am 12. Juli 1931 kam es schließlich zu einem ungewollt dramatischen Abschluß! Noch bei Dunkelheit waren Zechmann, Huber und Traidl vom Almtaler Haus aufgebrochen und mit dem ersten Tageslicht in die Wand eingestiegen. Als sie auf dem großen Schuttfeld ankamen, hörten sie Steinschlag von der Kante der „Direkten“ — Eitzenberger und Hubert Reschitzecker, der Hüttenwirt des Prielschutzhauses, waren, über das Almtaler Köpfl in die Nordwand kommend, eine halbe Stunde vor den Welsern eingestiegen! Ein Nachklettern war infolge des Steinschlags unmöglich, so mußten sie zusehen, wie die

Schlüsselstelle des „Reichensteiner Weges“, ein Klemmblock in einem Riß, heute Schwierigkeitsgrad IV+, erstmals bezwungen wurde. Damit waren die Hauptprobleme der Wand wohl gelöst. Es folgte noch die Begehung des landschaftlich sehr interessanten Nordgrates, der westlichen Begrenzung der Wand am 18. Juli 1933 durch Leo Huber und Hans Schweiger, und im gleichen Jahr, am 20. August 1933, erreichten Huber und Lösch durch die westlich dieses Grates liegende Nordschlucht den Gipfel.

In der Geschichte unseres Berges taucht nun der Wintersport auf. Das Tote Gebirge ist dem Schiläufer bekannt als Tourengebiet für große Plateauüberquerungen, doch an der Südflanke des Schermbergs veranstalteten die „Schermbergler“ am 1. Mai 1934 einen Riesentorlauf. Sie haben auch damit einen guten Blick bewiesen, denn der Schermberglauf lebte auch nach dem zweiten Weltkrieg wieder auf und wird seit 1947 mit nur einer vierjährigen Unterbrechung alljährlich im Frühjahr ausgetragen. Seit 1950 beteiligt sich der Schiklub Wels als Veranstalter, und 1966 wurde das Rennen erstmals als „Dipl.-Ing.-Alfred-Peterstorfer-Gedächtnislauf“ ausgeschrieben, zur Erinnerung an einen allzufrüh verstorbenen Kameraden. Meist erst im Mai, nach Abgang der großen Lawine über die Grundmauern, wenn damit der Weg zum Welser Haus frei geworden ist, pilgern die Läufer durch den grünen Steilwald. Einige hundert Meter unterhalb der Welser Hütte beginnt der Schnee, der erst oberhalb der Hütte zur geschlossenen Decke wird. Am Tag darauf wird von den Läufern die Trasse getreten, von den „Teicheln“ unter dem Sauzahn vorbei hinauf zur Schulter im Westgrat des Schermbergs, 20 Gehminuten unter dem Gipfelzeichen, wo der Start ist. Die Bedeutung dieses Rennens, einer der wenigen heute noch abgehaltenen hochalpinen Veranstaltungen, geht weit über den Rahmen eines lokalen Bewerbes hinaus, und es haben Läufer aus allen Bundesländern daran teilgenommen.

Der zweite Weltkrieg ließ es um den Schermberg ruhig werden, und es dauerte bis zum Jahr 1950, daß die „Schermbergler“ wieder auflebten und eine neue Generation sich den Berg, das „Vätererbe“, neu erwarb.

Die Almtaler-Köpfl-Nordwand erlebte damals durch Karl Blach und Erich Groß erst ihre vierte Begehung, wurde aber von diesem Jahr an zur beliebtesten und häufig begangenen Führe. Welser und Linzer Route erlebten ihre Renaissance, und beide Wege werden bis heute jährlich von Dutzenden von Bergsteigern begangen. Bis zum Jahr 1951\* war die Durchsteigung der Schermberg Nordwand auf dem Linzer Weg als Führender eine der Aufnahmebedingungen bei den Schermberglern.

Ein großes Unternehmen war die erste Winterbegehung der Linzer Route, welche Karl Blach und Karl Lugmayer vom 30. Dezember 1950 bis 11. Jänner 1951 gelang. Am 21. Dezember 1953 führten Karl Blach und Hans Brunnbauer die erste Winterbegehung der Almtaler-Köpfl-Nordwand durch. Im August 1957 gelang es zwei Schermberglern der „dritten Generation“ — Rudi Sorko und Helmut Kepplinger —, durch die Gipfelwand des Berges vom großen Schuttfeld aus eine eigene Führe zu legen, und zwar links, östlich des Reichensteiner Weges, den „Schermberglerweg“, Schwierigkeitsrad V. Im Jahr 1965 schließlich erhielt die Almtaler-Köpfl-Nordwand noch einen Durchstieg, den Grünauer Weg, erstmals begangen vom Hüttenwirt des Welser Hauses Georg Plursch und T. Kienesberger, ebenfalls im V. Schwierigkeitsgrad. Damit hatten sich nun auch die Kletterer vom Talort des Berges — Grünau im Almtal — zu Wort gemeldet, die natürlich längst, und nicht zuletzt durch zahlreiche Bergungsaktionen im Rahmen des Bergrettungsdienstes, zu ausgezeichneten Kennern der Wand geworden waren.

Diese Kletterwege auf den Schermberg, ergänzt durch die Anstiege in der Nordflanke des Großen Priel sowie einige extreme Führen auf das Kreuz bilden heute die Kletter-

\* In diesem Jahr wurde die Alpine Gilde D' Schermbergler gleichzeitig die Hochtouristengruppe der Sektion Wels des ÖAV und übernahm mit deren Satzungen auch den Punkt, der als Führungstour einen Kletterweg der Schwierigkeit IV vorschreibt, also um „ein Drittel Grad“ schwerer als die Linzer Route.

möglichkeiten der Welser Bergsteiger, die Bergheimat der Schermbergler, für die die Hetzau, wie in alten Zeiten, das Einfallstor in das Tote Gebirge geblieben ist. 1954 und 1969 brannten Sonnwendfeuer auf dem großen Schuttfeld der Welser Route; den Welser Weg begingen wir mit Schiern auf dem Rücken, um zum Start des Schermberglaufes zu kommen — schon Hermann Traidl hat ihn übrigens auch im Abstieg begangen —, und vier Schermbergler bauten am 5. Juni 1966 auf dem großen Schuttfeld ein Seilgeländer, um den Welser Erich Felbermayr bei seinem Fallschirmsprung über dem Schermberg mit Landung in der Nordwand zu sichern. Manche harten und bitteren Stunden verbrachten Schermbergler gemeinsam mit Kameraden des Grünauer und Gmundner Bergrettungsdienstes bei Einsätzen in der Nordwand — wir leben mit diesem Berg, so sind wir dort auch dem Tod begegnet . . .

Den Gipfel des Schermbergs krönt seit dem Jahr 1932 das Gipfelzeichen der Alpinen Gilde D' Schermbergler. Das schlichte, pyramidenförmige Mal, an dem im September des Jahres 1951 eine Ehrentafel für drei gefallene Gildenangehörige angebracht wurde, zeigt, daß der Schermberg einer der großen bewohnten Berge der Alpen ist. „Bewohnt“ will hier heißen: immer wieder und wieder begangen, tausendemale von menschlichen Gedanken, Wünschen und Sehnsüchten umkreist und für uns, eine kleine Gruppe von Bergsteigern, zu einem Symbol besonderer Art, zu einem Ultima Thule geworden.

#### *Literatur:*

Die Erschließung der Ostalpen (Richter), Bd. I, Seite 363, Berlin 1893.

Zeitschr. DÖAV. 1923, S. 70.

Österr. Alpenzeitung, Sept. 1937, Folge 1185.

Führer durch das Tote Gebirge (Sepp Huber), Wels 1948.

Alpenvereinsführer Totes Gebirge (Dr. L. Krenmayr), München 1968.

40 Jahre Festschrift „Alpine Gilde D' Schermbergler Wels“ 1936—1970.

Vereinsarchiv der Alpinen Gilde D' Schermbergler.

# Der Große Priel, 2515 m

SEPP WALLNER

Der Große oder Hohe Priel ist mit seinem kühnen, alle Berghäupter des Toten Gebirges überragenden Gipfel seit jeher ein bekannter Berg unserer Heimat gewesen. Er erhebt sich an der nordöstlichen Ecke der von ihm beherrschten Gruppe in Form eines aus der geschlossenen Hochfläche des gewaltigen Kalkstockes des Toten Gebirges, bestehend aus Gesteinen der Triasformation (Unterlagen: Werfener Schichten, Hauptdolomit, Muschel- und Korallenkalk; Auflagen: Dachsteinkalk), nach Osten aufsteigenden Grates. Durch seine vorgeschobene Lage am Nordrande der Alpen ist er gleich dem Ötcher und dem Traunstein auch für das oberösterreichische Flachland eine auffällige Bergerscheinung geworden. Der Große Priel mit seinen 2515 Metern galt daher lange als der höchste Berg Österreichs (nach damaligem Begriff und Umfang), und in alten Schriften und Landkarten scheint er als „mons altissimus totius Austriae“ auf; deswegen nannte ihn wohl auch der Volksmund im Stodertal und auch draußen im Lande den „Größtenberg“. Seinen Namen aber hat er von den im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Stodertal anwesenden slawischen Siedlern erhalten (Priel — priela = Steinmasse oder predel = Grenze/Scheidewand?). So ist der Große Priel der Berg Oberösterreichs. Er gibt aber auch, zusammen mit seinem Bruder Traunstein, den Gegenden des Landes ob der Enns — von der alten Eisenstadt Steyr bis hinaus zu den Höhen des Inn- und Hausruckviertels — eine eigene Art. Selbst für das weite Mühlviertel ist der fern blauende Priel der Berg der Heimat. Ob nun seine Grate scharf und hart in den Sommerhimmel stechen, sich hoch und weiß in blaue Wintertage heben oder der Berg auf einem wogenden Nebelmeer schwimmt; ob er düster und drohend in finstere Wolken ragt, in dunklen Nächten sehnsüchtig dem Sternenhimmel entgegenwächst oder, wenn die Täler längst im Schatten liegen, auf seiner höchsten Zinne jenes geheimnisvolle Leuchten liegt, immer bleibt er das Ziel und die Sehnsucht der heimatlichen Bergsteiger. Gar mancher junge Mensch hat auf seinen Höhen das erste, gewaltige Erleben der Hochgebirgsnatur in seiner Seele empfunden.

Über die erste Besteigung des Großen Priel fehlen alle geschichtlichen Anhaltspunkte, zweifellos ist sie von Jägern und Almern durchgeführt worden. Erzherzog Johann erwähnt den Priel und die Möglichkeit seiner Besteigung schon im Jahre 1810 in seinem Tagebuch wie folgt: „Von dem Schneethal über kahle Felsen kann man ohne Gefahr auf den Gipfel des Hochpriel im Lande ob der Enns in zwei Stunden gelangen; Wildschützen bestiegen ihn schon. Er ist der höchste in der ganzen Gegend . . .“ Als erste touristische Ersteigung gilt die am 29. August 1817 durch Sigmund Graf von Engl mit den Jägern Hans, Anton, Engelbert und Ferdinand Riedler ausgeführte Prielbesteigung. Diese Tatsache wurde von Ferdinand Riedler auf eine Kupfertafel gestochen, die bis lang nach dem ersten Weltkrieg zuerst auf einem Pflock am Gipfel und dann am Prielkreuz angebracht war. Auch eine Bergsteigergruppe unter Führung des Erzherzogs Ludwig von Österreich erreichte am 27. August 1819 den Gipfel. Der Aufstieg erfolgte von Hinterstoder bzw. damals Innerstoder über das Schneefeld im Kühkar (auch „Kuhplan“ genannt) und die Brotfallscharte. Bei dieser Besteigung soll sich ein heiterer Vorfall abgespielt haben, indem der Schulmeister von Innerstoder samt dem Kaffeegeschirr, das er für die hohen Herrschaften hinauftragen sollte, am hartgefrorenen Kuhplan ausglitt und in sausender Eile über das ganze Schneefeld hinabfuhr, ohne aber dabei das Geschirr zu brechen. Auch wird mehrmals von einer Besteigung durch Erzherzog Johann im Jahre 1827 berichtet. Doch ist hierüber in den zur Verfügung stehenden Quellen nichts Genaueres zu finden. Vielleicht wird der Bergfahrt des Erzherzogs im Gebiete des Elm- und Wildensees im Jahre 1810 eine Prielbesteigung unterschoben?



Spitzmauer, Ost- und Nordostwand, von der Märchenwiese unterhalb des Prielschutzhauses

Aufn.: Sepp Stahl †, Gmunden

Es mag auch um diese Zeit gewesen sein, als der „Brotfall“, der dreigipfelige Grataufschwung südlich der Brotfallscharte, seinen absonderlichen Namen erhielt. Wildschützen wurden von Jägern verfolgt, doch wegen einbrechender Dunkelheit mußten diese die Verfolgung aufgeben und sich „aufs Abpassen“ verlegen. Die Wildschützen erstiegen inzwischen den Berg, welcher heute Brotfall heißt, und verbrachten oben die Nacht. Als sie am frühen Morgen ihrem Proviant zusprachen, entfiel einem der Schützen ein Laib Brot, und dieser kollerte über die Wände hinab zwischen die lauernden Jäger, die dadurch wußten, wo sie die Wildschützen zu suchen hatten. Die Wilderer entkamen aber doch. Seitdem führt der dreigipfelige Felskopf zwischen Priel und Spitzmauer der Sage nach den Namen „Brotfall“, in alten Karten auch „Brodfall“ geschrieben. Aber wohl nur der Sage nach, denn auch dieser Name dürfte auf slawischen Ursprung zurückgehen.

In den dreißiger Jahren erfolgten schon mehr Prielbesteigungen, bei denen Georg Prieler zumeist als Führer diente. Im Jahre 1860 erhielten Matthias Hotz und Franz Forsthuber von der Behörde, dem k. u. k. Bezirksamt Windischgarsten, bereits Führerbücher ausgestellt. Mit dem Volkstümlichwerden der Bergsteigerei wurde auch das Prielgebiet mehr und mehr bekannt, dies besonders auch durch die begeisterten Schilderungen von Ruthner, Hauenschild und Karl Krahl. Zu dieser Zeit wurde oftmals die natürliche Felshöhle unterhalb der Brotfallscharte als Schutz vor Nacht oder Unwetter benutzt. Karl Krahl ließ die Höhle nun im Jahre 1875 durch Anbringung einer Tür und Einrichtung von Bänken und Matratzen als erste Bergsteigerunterkunft ausgestalten; die Prielbesteiger nächtigten aber auch im „Herrenstüb!“ der Oberen Polsteralm, die heute längst verfallen ist. Bei dem steigenden Verkehr genügten diese Unterkünfte aber nicht lange, und so erbaute die Sektion Windischgarsten des Österreichischen Touristenklubs im Jahre 1884 auf der Oberen Polsteralm (am Blaskogel) ein kleines Schutzhaus, das dem Erschließer der Prielgruppe zu Ehren „Karl-Krahl-Schutzhaus“ genannt wurde. Im Jahre 1904 übernahm die Sektion Linz des gleichen Vereines das Schutzhaus und erbaute 1905 bis 1906 das heutige Prielschutzhaus. Dieser alpine Verein, die heutige Sektion Touristenklub Linz des Österreichischen Alpenvereines, legte von Hinterstoder zum Schutzhaus auch einen bequemen Weg an, errichtete die ersten Wegmarkierungen auf Priel und Spitzmauer und versicherte den Gipfelanstieg zum Großen Priel mit Drahtseilen in den Brotfallfelsen, damit ihn auch schwächere Bergsteiger leicht bewältigen können. Die erste Winterersteigung des Großen Priel erfolgte (nach Dr. Franz Graßler im AV-Jahrbuch 1951, Seite 119) durch O. Nafe, I. Liechi und A. Heinzl am 3. März 1885.

Der Gipfel des Großen Priel trägt seit 1870 ein acht Meter hohes Kreuz aus Eisen, das über Anregung des Pfarrers Dominik Kastner von Innerstoder und des Grafen Camillo Starhemberg aus Spenden Kaiser Franz Josephs I. und vieler Freunde des Landes Oberösterreich in Schachermayers Schlosserwerkstätte in Linz angefertigt und von Ferdinand Scheck aus Linz aufgestellt wurde. Die 2240 Kilogramm sind, wie die Inschrift am Kreuz besagt, von den kräftigen Söhnen Vorder- und Hinterstoders freiwillig zur Bergspitze getragen worden.

Eine Prielbesteigung vor der Jahrhundertwende war ein großes Unternehmen, das einige Tage beanspruchte; mußte man doch von Klaus, der Endstation der Kremstalbahn, zu Fuß erst einmal den Berganstieg erreichen, was immerhin fünf bis sechs Stunden beanspruchte. Der Übergang vom Großen Priel zum Grundlsee, welcher durch den wildesten Teil der Hochfläche des Toten Gebirges führt, wurde selten einmal gemacht. Der einzelne Bergsteiger, der sich über die große Ode wagte, galt sogar als waghalsig. Doch die wenigen Bergsteiger, die diese Bergfahrt unternahmen, konnten nicht genug von den Eindrücken und großartigen Fernblicken berichten, vom seltenen Gegensatz der vorgelagerten herrlichen Almen und Seen zu den Steinwüsteneien der Hochfläche. Mit der Erbauung der Pyhrnbahn (Eröffnung 1906) hat sich auch der Verkehr im Prielgebiet gründlich geändert. Es gibt heute wohl kaum einen schönen Tag im Sommer, an dem der Große Priel von Bergsteigern nicht erstiegen wird. Zur Winterszeit und besonders im

Frühling zieht frohes Schivolk seine weißen, weiten Spuren rund um den König des Toten Gebirges, und nicht selten wird sein strahlendweißer Gipfel über den verwächten Grat erstiegen.

Der Große Priel kann mit Recht als volkstümlicher Berg bezeichnet werden, denn es gibt in den Alpen kaum einen zweiten Berg, der von den Einheimischen, von den Bewohnern seiner Täler so eifrig bestiegen wird wie der Priel durch die Talbewohner von Hinterstoder, Windischgarsten, Grünau und selbst Aussee. Die alten Gipfelbücher beweisen dies. So gibt es auch viele Erzählungen, die die Gestalten von Jägern, Almern, Holzknechten usw. mit dem Berg in Verbindung bringen.

Unsere Heimatdichter haben aus dem Geschehen ferner Tage und dem Erleben der heimatlichen Landschaft geschöpft und uns reich beschenkt. Was sagt uns doch Moser in seinem Gedicht „s Hoamweh“:

„Dort is ja da Traunstoa, da Kasberg dranan,  
Und glei hintahal fangan d' Prielmäuan an.  
... das ganz Birg nach da Steyr  
Und schneebliahalweiß hint'n d' Stödaramäur;  
Da drin bis dahoam, du kimmst her wodawöll,  
Und bist drin an Eicht, kimmst nôt leicht vo da Stöll;  
Dö brunnkloarn Wasserl, dö Walderl, dö Stoa,  
I laß ma's nôt nehma, dö kinnan oans toan.  
Und muaßt d' wieda fort, und ös zwingt di zan Gehn,  
Wia oft schaut mar um und wia oft bleibt ma stehn,  
Frei sagn d' Berg ban Abschiad: ‚Geh, bleib bei uns da!‘  
Und schauan oan so trauri vo weit'n nu na. —  
... Wia hart als oan gshiacht,  
Wann oana sein Traunstoa und Priel neama siacht.“

Drüben im Norden, wo der Almsee mit seinen grünen Wassern den Fuß des Prielstokkes umspült, ist der Platz, an dem Anton Schossers „Almsee-Echo“ die Heimat besingt. Es gibt nach dem oberösterreichischen „Hoamatland“ kaum ein Lied im Lande, das in Wort und Ton zugleich das Gemütsleben des Oberösterreichers so innig zum Ausdruck bringt wie dieses:

„So rein is mei Bluat wia's Wasser in See,  
Und so frisch is mei Muat wia d' Luft in da Höh,  
Drum fahr i in Almsee, dort han i mei Freud,  
Da tuat ma nix weh und da druckt mi koa Leid.  
In da Mittn da See schaut so grean und klar aus,  
Und dort obn auf da Höh ist an Echo gar z' Haus,  
I hör di so gern, mei liabs Echo, glaub's gwiß,  
Du machst nix dazua, wia's ban Leutn sunst ist.“

Oder wie innig und schlicht sprechen uns doch die Verse des leider so wenig bekannten Heimatpoceten Josef Angerhofer, des ehemaligen Schulmeisters in Hinterstoder, an. Hier eine kleine Probe aus seinem Gedicht „Ban Prielkreuz“:

„Liabs Kreuz auf da Hüh,  
Ban Himmö, ban Schnee;  
Woahrzoacha von Priel,  
Bist's Bergsteiga-Ziel.  
Liabs Kreuz auf da Wand,  
Stehst ban steirisch'n Land  
Auf'n Estreier-Grund  
In oasama Rund.  
Liabs Kreuz auf'n Priel,  
Du mei Freud und mei Ziel,  
Da liab Herrgott schütz di,  
Mei liabs Land, Leut' und mi.“





Totes Gebirge, Frühjahrsaufnahme. Groß-Priel-Vorgipfel (Alte Pyramide).

Aufn.: Sepp Stahl †, Gmunden

Der Große Priel hat auch seine Maler und Lichtbildner, und zwar unzählige, gefunden; unter diesen wohl als bedeutendsten den großen Alpenmaler E. T. Compton, der über ein dutzendmal zu längerem Aufenthalt in Hinterstoder weilte und unseren Berg in vielen wunderbaren Motiven festhielt.

Der meistbegangene und bequemste Anstieg auf den Großen Priel ist der mit Ausgangsort Hinterstoder über das Prielschutzhaus und die Brotfallscharte. Von der Station „Hinterstoder“ der Pyhrnbahn Linz—Selzthal ist die Dorfsiedlung Hinterstoder in kurzer Fahrt mit dem Bahnautobus zu erreichen. Stolz und hoch steht der Kleine Priel — weitab von seinem großen Bruder — als Wächter über dem Taleingang. Hinter dem grünen Schiederweiher entfaltet sich der großartige Talschluß der Polsterlucke: die kühne Spitzmauer und der wuchtige Große Priel. Die Gehzeit von Hinterstoder zum Prielschutzhaus beträgt im guten Durchschnitt drei Stunden.

Spitzmauer, Brotfall und Großer Priel umschließen als gewaltiges Felsenrund das Schutzhaus. Nur gegen Osten ziehen sanfte, dunkelwaldige Berglehnen über das Stoder-tal hin bis zu den kalkbleichen Kämmen des Warscheneckstockes.

Der Gipfelanstieg führt vom Prielschutzhaus durch Latschen, über Felsrippen, der Wand des Brotfalles entlang zum Schneefeld im Kühkar, empor über das Schneefeld und die Felsen des Brotfalles, an der alten Prielschutzhöhle vorbei erreicht man die Brotfallscharte und von hier über den Grat in kurzer Zeit den Gipfel. Vom Schutzhaus bis zum Gipfel braucht man wieder drei Stunden. Den Alpinisten aber führen viele prächtige Kletterpfade über Grate und Wände auf die ragende Höhe des Großen Priel.

Es ist ein unvergeßlicher Eindruck, den der Prielbesteiger bei der Erreichung der Brotfallscharte empfängt, wenn sich hier der weite Blick über das Tote Gebirge zum Dachstein und der Tauernkette auftut. Abschreckend und anziehend zugleich liegt die unge-

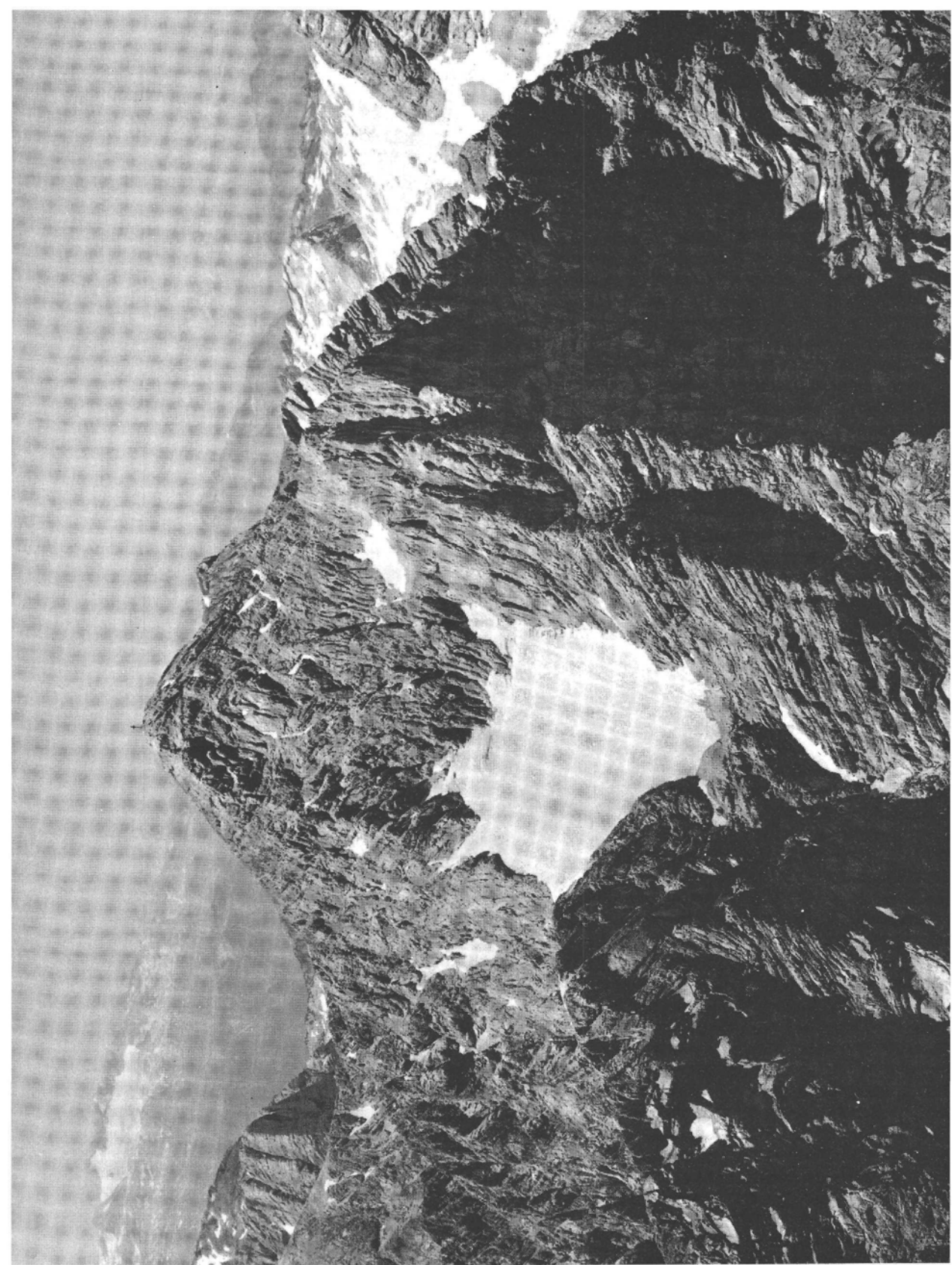




Altes Karl-Krahl-Haus (heute Prielschutzhaus), erbaut 1884 von der Sektion Windischgarsten  
des ÖTK  
Aufn.: Julius Hochreiter

Prielschutzhaus mit Brotfall (2327 m) und Großer Priel (2515 m)  
Aufn.: A. Rastl, Bad Aussee





Flugaufnahme des Großen Priel. In Fallinie des Gipfels die SO-Wand, rechts im Schatten die NO-Wand. Links vom Großen Priel der Temelberg mit seiner Nordwand, rechts Rotgschirr und Schernberg. Im Hintergrund links der Dachsteinstock. Aufn.: Westmüller-Linz

heure Steinwüste des Toten Gebirges vor dem Beschauer. Die Gipfelaussicht selbst ist weit und umfassend. Vor allem überrascht sie, wie schon vorstehend angedeutet, durch die Wildheit der nächsten Umgebung. Hinter dem Dachstein schweift der Blick zum Ankogel und Glockner; gegen Norden liegt die weite Ebene Oberösterreichs mit vielen Ortschaften und Städten bis zum bläulichen Saum des Böhmerwaldes; östlich stehen die zerrissenen Gipfel des Gesäuses, und aus der Tiefe im Norden schimmern die beiden kleinen Udseen. Darüber hinaus geht die Schau bis zum Wiener Schneeberg, bis zum Wilden Kaiser und weit hinunter bis zur Koralpe.

Jedem Bergsteiger, dem eine sonnige Gipfelstunde mit der Sicht in die unermeßliche Weite beschieden ist, wird die Prielbesteigung zu einem schönen Bergerlebnis; noch mehr ist der Berg aber uns, die wir als Kinder des Landes Oberösterreich unsere schöne, so vielgestaltige Heimat von seiner Höhe aus bewundern können. Wenn wir auch wieder weiterwandern, so steht immerfort das schöne Gipfelzeichen, das alte Kreuz am Großen Priel, als Denkmal der Liebe und Begeisterung eines Menschengeschlechtes zur Heimat und zu den Bergen. Dies soll auch von uns gelten!



#### *Schrifttum und Karten:*

- Benesch, Dr. Fritz:* „Aus dem Toten Gebirge“ (AV-Zeitschrift, 1912).  
*Geyer, Georg:* „Das Tote Gebirge“ (Jahrbuch des ÖTC IX/Wien, 1878).  
*Geyer, Georg:* „Totes Gebirge“ (AV-Zeitschrift, 1887).  
*Geyer, Georg:* „Das Tote Gebirge“ (Erschließung der Ostalpen, Band I, Berlin, 1893).  
*Hauenschild, Gottfried:* „Vom Priel auf die Spitzmauer“ (AV-Zeitschrift, 1868).  
*Hüttig, Robert:* „Winter im Toten Gebirge“ (AV-Zeitschrift, 1926 und 1927).  
*Krenmayr, Dr. Ludwig:* „Schiführer für das Gebiet der Pühringerhütte im Toten Gebirge“ (Wels, 1961).  
*Krenmayr, Dr. Ludwig:* „Das Tote Gebirge“ (AV-Jahrbuch, 1967).  
*Krenmayr, Dr. Ludwig:* „AV-Führer Totes Gebirge“ (München, 1968).  
*Rabeder, Gernot und Gisbert:* „Schiführer Totes Gebirge“ (Linz, 1970).  
*Strauß-Wallner:* „Kletter- und Wanderführer durch die Prielgruppe“ (Linz, 1947).  
*Wallner, Sepp:* „Das Stodertal und seine Berge“ (AV-Jahrbuch, 1956).  
*Wallner, Sepp:* „Im westlichen Toten Gebirge“ (AV-Jahrbuch, 1967).

Bemerkung: Es wurden nur die wichtigsten und größten Arbeiten angeführt.

#### *Karten:*

AV-Karte, 1:25.000, „Totes Gebirge“, Blatt Großer Priel; Österreichische Karte, 1:50.000, Blatt 67, Viechtwang, und Blatt 68, Kirchdorf a. d. Krems (Anschlußblatt 98, Liezen); Touristenwanderkarten von Freytag-Berndt und Artaria (Wien), 1:100.000, Blatt 8, Östliches Salzkammergut.

# Waldland im Toten Gebirge

HERMANN SCHARFETTER

Viele Wege führen zu Gott —  
einer führt über die Berge!

Dieser Spruch steht am Anfang unserer Betrachtungen, und du wirst ihn auf einer der Wanderungen auf dem Sockel eines einsamen Bergkreuzes finden. Doch sind die Wege zu ihm vielfältig, alles verschenkend, was ein Gebirge seinen Freunden zu schenken hat. Jedenfalls muß jener wohl so oder ähnlich gefühlt haben, der solche Worte in die Einsamkeit eines „Toten Gebirges“ stellt.

Tot?

Wenn du meiner Fährte folgst, so wirst du keine Eindrücke von Totem, vom Staub des Vergangenen mitnehmen. Du wirst den allerorten lebenden, damit aber wohl auch den sanftesten und niedersten Teil des so weit gedehnten Kalkstockes des Toten Gebirges kennenlernen. Es mag wohl sein, daß du ein paar Tage der Kletterwände und Grate um Stoder und Almsee genug hast, daß du die Trisselwand auf den immer wieder schönen Routen von Reinl, Preuß oder Stöger kennengelernt hast und nun fragst: Wo ist das Waldwandergelände des Toten Gebirges?

Oder steigst du Höhenwanderer gerne einmal von der Steinkarrenwüste der Hochfläche eine Stufe tiefer, wo aus den eingesprengten Lunzer Sandsteinschichten die Brünnelein und Quellen zutage treten, um freilich oftmals vor Schreck über die Unbarmherzigkeit des Tages gleich wieder im Boden zu versinken? Tu es getrost, denn Wald und Blumenwunder werden deinen Augen Gutes tun. Das breite, ruhige Ennstal, das hier sogar in Aigen Raum für einen Segelflugplatz mit der schon berühmt gewordenen Alpensegelflugschule bietet und mit dem Wörschacher Moos einen Zeugen der ehemals ganz anders gestalteten Urlandschaft besitzt, ist für ein erstes Kennenlernen unseres Wandergeländes gerade richtig.

Der Blick von Alt-Irdning nach Norden und Nordosten zeigt gleich zwei gewaltige landschaftliche Gegensätze. Ob man es nun will oder nicht, die Schau wird vom Grimming mit seiner jäh aus der Tiefe des Ennstales aufstrebenden Wucht vergewaltigt. Wen soll es da wundern, daß man ihn, den ungemein steilflankigen, waldfeindlichen Gesellen, einst für den Mons altissimus Styriae hielt? Freilich hat ihm die alles entzaubernde Neuzeit mit ihrer nüchternen Gründlichkeit diesen Purpur der Herrschaft heruntergerissen und dem König Dachstein gereicht. Gleich rechts von seinem östlichen Sockel aber siehst du schon die Vorhut des Toten Gebirges, waldumgürtete Felsleiber im Schatten des Grimming. Bevor du es erwanderst, dein Waldland, tu einen Blick auf den Böhmisches Wenzel und versuche zu ergründen, ob er lächelt oder zuwider schaut. Die Leute im Ennstal sagen, daß er mit seinem Blick das Wetter ankündigt. Wenn er „schiach“ dreinschaut, dann ist vom Wetter nichts Gutes zu erwarten, und du willst aber doch Sonnenschein, oder?

Was der „Böhmisches Wenzel“ sei, willst du natürlich wissen. Es ist ein seltsames Felsgebilde mit einem deutlich erkennbaren Gesicht oberhalb Niederhofens. Nur durch einen steilen, finsternen Graben vom gewalttätigen, lawinenspeienden Ostgipfel des Grimming, dem Multereck, getrennt, betritt man schon die Vorhut des Toten Gebirges.

Höre den Rat: Tu dies im Frühling! Wandere, wenn die Narzissen und Schwertlilien am Ennsboden blühen, hinauf nach Prügg, das Peter Rosegger als das Steirische Kripperl bezeichnet hat. Die Salzkammergutbahn führt drunten durch einen Tunnel unter dem Burgstallfelsen durch, von dem man sagt, er habe die Burg Grauscharn, den Sitz der Traungauer Grafen, getragen. Vorstellen könnte man sich's, doch niemand weiß, ob dies Wirklichkeit war. Freilich, alt ist das Bergdorf mit seinem Maiergaßl

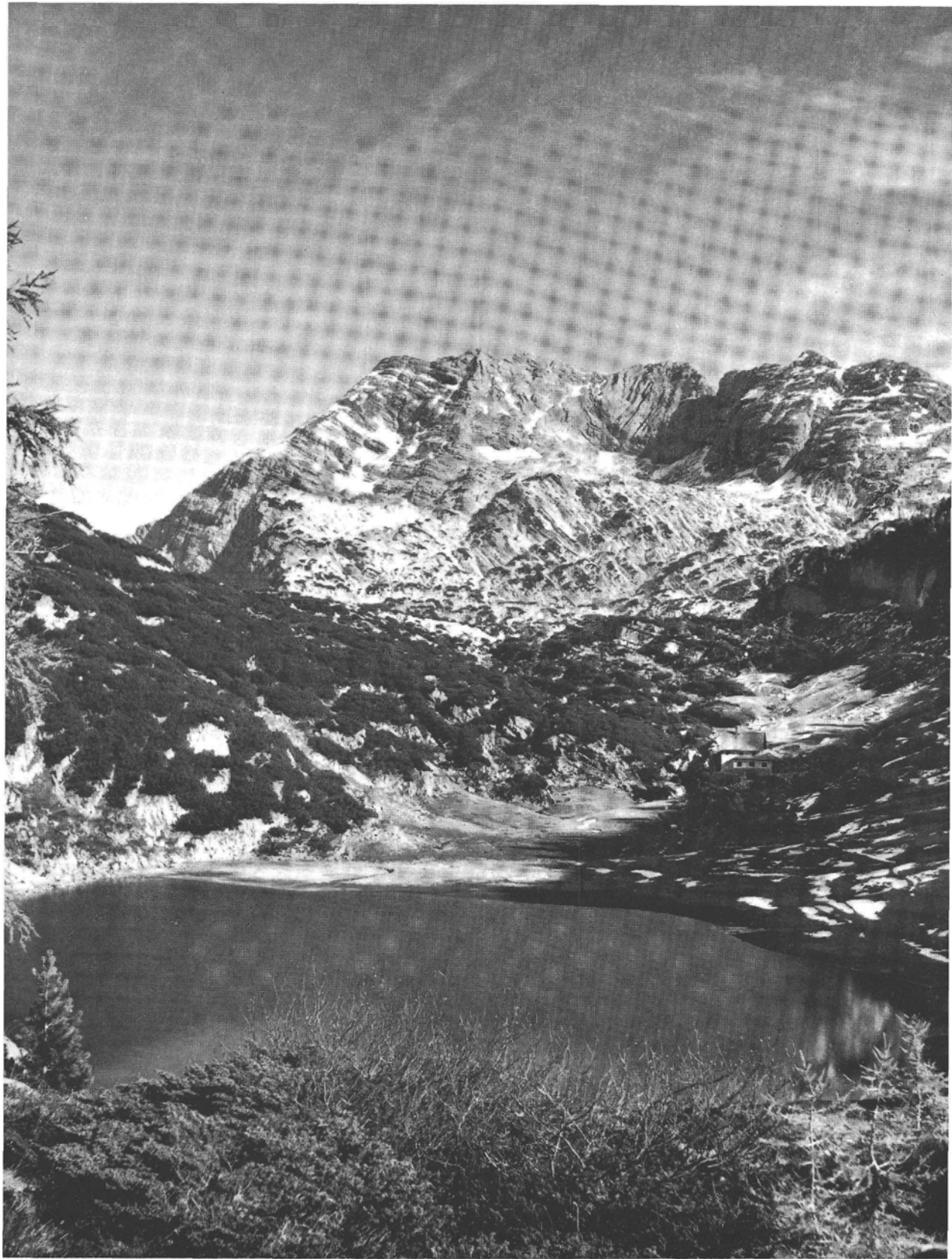
trotzdem, dies beweisen uns die Pfarrkirche und die Johanniskapelle mit den ältesten Fresken des steirischen Ennstales. Hinter dem Dorfe wende dich der Leiten zu und folge dem markierten Weg auf das Brandangerl. Ein bißchen steil wird der Pfad und macht den Gedanken munter, daß es eigentlich sonderbar ist, mit Wonne und Leidenschaft über Wände und Kanten hinaufzuklimmen, andererseits aber ein Steiglein, das sich steil und kniebeißerisch zur Höhe windet, nicht so sehr zu schätzen. Doch bringt dies Steiglein den Höhenhungrigen bald über die rote Wischbergerwand und vorbei an gerade auspernden Soldanellen auf das Gipfeldach des genau 1500 Meter hohen Brandangerkogels. Von hier oben schaust du hinein in das verheißene Waldwanderland des Toten Gebirges. Laß dich bloß vom Grimming nicht verhetzen ihm zu huldigen, schau nur in das heimliche, wundersame Eck zwischen Ennstal, Salzsteigjoch und Mölbingschneid.

Der Abstieg ist bloß ein Hinunterschlendern durch die Weidenmulden zur Leistalm. Keck reckt sich ein Kalkmandl vor dir auf und lädt dich ein, es zu besteigen. Doch zeigt dir der Gipfel, er trägt den seltsamen Namen Noyer, kaum ein anderes Bild als jenes vom Brandangerl. Dafür bietet sich ein Waldweg an, ein freundlicher, nadelgepolsterter Pfad, der dich am waldbesäumten Leistensee, eigentlich einem Seelein, vorbei zum Spechtensee im Hochtal des Wörschachwaldes bringt. Am Nordostufer steht das blitzsaubere Haus der Spechtenseehütte, ein freundliches Bergsteigerheim der ÖAV-Sektion Stainach. Im Frühjahr blühen auf dem stillen Bergsee die Teichrosen, im Sommer kannst du Almen erwandern und — baden! Halb waldbewimpert, halb wiesengesäumt, bildet er das hellste Auge in unserem Wandergebiet.

Ein früher Morgen mit schönem Wetter bietet sich an, ihn zu genießen. Wandere leichten Fußes das Waldsteiglein hinüber zur Wörschachwald-Talstraße, entlang dieser ein Stückchen weiter nach Westen und dann über das Tal auf die Hechelleiten. Der Wald mit seinen hochstämmigen Fichten und Tannen sowie alten Rotbuchenhuzeln nimmt auf der Sonnseite unter dem Hechelstein den Weg in seine Obhut. Von links schaut das schrofige Köpfl des Gwändlsteines herunter, den unsere ehemaligen „zum Dienstgebrauch deutsch sprechenden“ k. u. k. Militärgeographen zum Quwendlstein und sogar zum Gwöndlstein gemacht haben. Es nützt aber nichts, seinen alten, guten Namen hat er vom Gewänd bekommen, das seinen Gipfel umgürtet. Hier erreicht der Verbindungsweg zum Dorf Tauplitz unseren Pfad, den wir nun, nach Nordwesten drehend, verfolgen. Allerlei Wasserlein hüpfen da aus dem Berg, die der mütterliche Wald vorsorglich aufgespeichert hat und ganz nach dem von ihm selbst verfaßten Fahrplan vordannen eilen läßt. Allenthalben siehst du die Christrosenbüschel, und mancher Frauenschuh verblüht im Wörschachwald unentdeckt. Alles, was der Mensch verfolgt, wird heimlich, so auch die Eiben, diese einst so heißbegehrten Schattenkinder unter den Waldbäumen. In die unzugänglichen Klüfte und Felswandeln am Hechelstein und Tausing haben sie sich zurückgezogen, dorthin, wo sie der kühnste Jäger als begehrtes Armbrustholz nicht holen konnte. Wie gut es doch tut, den Weg zur Höhe im Wald machen zu können, wenn die Vormittagssonne einen sauermachen will. Dann einmal zweigt das Steiglein ab, das dich auf die kecke Felsnase des Hechelsteins leitet. Tief vor deinem Auge liegt die Gnanitz, ein Graben mit viel Raum und Wald. Die Bezeichnung Gnanitz kommt wohl von „Grenze“, ähnlich wie die Granitzen im steirisch-kärntnerischen Grenzbereich. Zwar ist heute die Landesgrenze zwischen den Bundesländern Oberösterreich und Steiermark bloß ein paar Wanderstunden weg, doch daher kommt die Grenzbezeichnung sicher nicht, denn das Herzogtum Steiermark reichte ja bekanntlich weit in das Alpenvorland hinaus (Steyr!).

Die Ländergrenze läuft jetzt über den Almkogel, den du vom Hechelstein genau im Norden sehen kannst, über den Hauptkamm hinüber zum Hochmölbung. Die Oberösterreicher nennen den Almkogel Eisenberg, die Steirer aber haben so viel des Eisens, daß sie einen Berg wegen ein paar roter Wandeln nicht gleich einen Eisenberg nennen. Wenn der Roßkogel sich nicht gar so neidisch geben würde, könnte man auch das Salzsteigjoch sehen, das, wie auch weiter östlich die Türkenkarscharte, den Übergang in das





Elmsee mit Pühringerhütte und Rotgischir

Aufn.: Albert Rastl, Bad Aussee

wildromantische Stodertal vermittelt. Ganz weit im Nordosten, ober dem verlassenenen Kessel der Grimmingalm, tut sich groß der Hochmölbinger mit der Mölbingschneid hervor. Du darfst nicht glauben, daß die Grimmingalm mit dem Grimming viel zu tun hat, bloß der Grimmingbach verbindet mit seinem vornehmen Rauschen auf etwa 20 Kilometer Entfernung die Grimmingalm mit dem Bergstock des Grimming.

Wenn es Zeit wird, wieder weiterzuwandern, dann steige über die Latschenbuckel wieder hinunter in den Schutzwald. Ich weiß wohl, du willst lieber über den Kamm nach Osten wandern, um dir den Höhenverlust zur Stoirinalm zu ersparen. Natürlich kannst du das tun und erst unter dem Geschröf des Feltl das Almdorf der Stoirin betreten, aber lauf nicht dem Jäger ins Gai. Wenn ein schwerer Vogel aus dem Geäst einer tiefbeasteten Kammfichte wegpoltert, dann mußt du nicht gleich an einen Steinadler denken, es ist bestimmt ein erschreckter Auerhahn. Diese kostbaren Vögel mögen die sonnigen Riegel mit den Schwarzbeerfilzen zwischen den hellnadeligen Lärchen und den bemoozten Fichtenmänteln, aber du Mensch, du bist ihm nicht geheimer.

Das Almdorf der Stoirin auf dem Wiesenbuckel umgehst du im Norden und strebst der Bärenfeuchter Alm zu. Hier magst du auf sonnenbeschienerer Hüttenürschwelle rasten. Oberhalb der Hütte, die du im Buckel hast, steht der Bärenfeuchter Mölbinger, zur linken Hand hast du den Tausinggrat, und vor dir liegt tief und weit das Hochtal des Wörschachwaldes mit dem Spechtensee, von dem dein heutiger Weg den Ausgang genommen hat. Der Wörschachwald ist siedlungsgeschichtlich interessant, er zeigt sehr deutlich die „Grabenbauernflur“, das ist eine mittelalterliche Einödstreifenflur zum Unterschied von der Bergbauernflur in den Tauern drüben. Schon im Jahre 1265 sind im Wörschachwald 17 Höfe erwähnt, 600 Jahre später, also Mitte des vorigen Jahrhunderts, war diese Zahl noch immer dieselbe.

Der Name „Bärenfeuchter Alm“ ist wieder ein solcher sprachlicher Unsinn. Im Steirischen sagt man statt Fichte „Feichtn“, und vielleicht ist bei einer solchen Feichtn ein starker oder letzter Bär erlegt worden, worauf sie vom Wald- und Bauernvolk den Namen „Bärenfeichtn“ bekommen hat. Also wäre auch in den Kartenwerken eine Rückkehr zur Bärenfeuchter Alm und natürlich auch zum Bärenfeuchter Mölbinger richtig.

Der Hochtausing steht mit düsterer Nordwand vor dir, und die Nachmittagssonne bereitet dem Beschauer auf dem Westgrat ein unterhaltsames Schattenspiel. Packt dich beim Anblick dieser aufgestellten Riffkalkplatte die Kraxellust? Für dieses Alm- und Waldland ist der Tausing ein recht imposanter Geselle, der sich mit fast grantigem Antlitz aus dem Almböden, Waldlehnen und Weidesätteln erhebt. Wen täte deine Lust, ihn zu erklimmen, wundert? Sofern du auch im Fels daheim bist, ist dieses Verlangen auch recht und billig. Probire es nur über die Ahornrinne und den Westgrat, da kannst du die Fingerkuppen wetzen, du kannst hangeln und klimmen, bis der 1818 Meter hohe Gipfel erreicht ist. Ich würde sagen, daß du dies trotz der Kürze nur mit einem Partner tun sollst oder mit einem klettergewandten Mädchen.

Freilich, heute wird es dazu wohl schon zu spät sein. Wenn zu einer Kletterei die Lust nicht vorhanden ist, es ist ja schließlich nicht jedermanns Sache, dann spaziere gemächlich in den Abend hinunter. Laß dich aber vom Anblick austretender Rehe nicht allzulange aufhalten, denn die Wörschachklamm will auch noch gesehen und erlebt werden. Hast du die engen und so himmelhoch scheinenden Klammwände genossen und schreitest gegen den Ort Schwefelbad Wörschach aus, dann mag es wohl sein, daß letzte Sonnenstrahlen die Ruine Wolkenstein in ein noch tieferes, absonderliches Rot tauchen, als es die gemeine Tageshelle vermag.

Ein dritter Tag gibt dir Zeit, einen gar seltsamen und genußreichen Weg zu gehen. Im Schatten des Wörschachberges leitet der Pfad hinter der Ruine Wolkenstein zum nunmehr abgebrannten und nicht mehr errichteten Jodlerwirt hinauf. Der Bergpfad wird, wie so oft heutzutage, für ein Weilchen von einer Forststraße verschluckt. Oben auf einer ebenen Waldwiese heißt es dann aufpassen, daß man die Abzweigung des markierten Steiges nach rechts in den Wald hinauf nicht über-

geht. Herrliche Waldbilder begleiten den mit offenen Augen Wandernden bis auf einen Waldrücken, auf dem der eine der beiden Wege von Weißenbach bei Liezen zu unserem stößt. Hier tut sich der Blick aus dem Wald auf die Weißenbacher Wände auf, die auch vom Ennstal aus jedem Reisenden sofort auffallen. Mir hat einmal ein Mann gesagt, die Weißenbacher Wände hießen auch „Schlafende Griechin“. Schaut man sie von Selzthal her an, so kann man mit einiger Phantasie tatsächlich eine liegende Frau erkennen. Der Gipfel des Lueg, auch Kosennspitze genannt, stellt mit seinen Schultern das klassische Gesichtsprofil und der östlichste Gipfel dieser Wandflucht, der 2055 Meter hohe Nazogl, die Fußschaufel der ruhenden Hellenin dar. Am Südfuß dieses Nazogl hockt auf einem herrlichen Boden das Almdorf der Hintereggeralm. In der gewaltigen, aber nicht allzu steilen Wandflucht der Weißenbacher Mauern gibt es auch zwei Höhlen, das Frauenloch und das Brülloch. Letzteres hat seinen Namen vom Luftsoog, den ein Wasserfall im Innern des Berges verursacht. Unter dem westlichen Wandteil gibt es wieder einen Felskopf mit der Bezeichnung Burgstall, auf ihm gibt es in einer Höhe von etwa 1200 Metern eines der tiefsten autochthonen Zirbenvorkommen der Ostalpen.

Sich von diesem herrlichen Blick auf die wilden Weißenbacher Mauern losreisend, wendest du dich nach Norden und überschreitest das Almgatterl der Langpoltentalnalm. Noch ein Stück, bevor du dieselbe erreichst, triffst du auf eine Wegtafel, welche jeden Unternehmungslustigen auf einen anderen Weg leitet. Tatsächlich lohnt es sich, so die Zeit zur Verfügung steht, einen Abstecher auf den repräsentativsten Trabantengipfel des großen Toten Gebirges zu machen. Es ist wieder der Hochtausing, der Berg mit den zwei verschiedenen Gesichtern. Schaut man ihn von Liezen oder Wörschwachwald an, so sieht er aus wie ein keckes Hörndl, betrachtet man ihn aber von Süden oder von der Schneesitzalm im Norden, so gleicht er eher einem breiten Gupf. Der Tausing ist ein rauher Geselle, auf allen Seiten felsgepanzert und der einzige Gipfel in unserem Waldland, der nur kletternderweise erreichbar ist.

Freilich, der Steig ist ausgesetzt und drahtseilgesichert, deshalb auch nicht für jedermanns Geschmack, aber auf diesen Umstand weist die Tafel ausdrücklich hin. „Kopfschiach“, wie der Steier die Schwindelerregbarkeit nennt, darf man nicht sein, und das fast senkrechte Hinunterschauen über nackte Felsplatten darf schon zu den Gewohnheiten des Besteigers gehören. Um so lohnender ist nach Überwindung des Felswegeleins der Ausblick vom Gipfel. Im Nordosten liegt die Langpoltentalnalm unserem Felsgipfel zu Füßen, und genau dahinter steigt das Geschröf zum Raidling an, dessen aus dieser Sicht runder Gipfel etwa hundert Meter über unserer Warte liegt. Die beiden so unmittelbar benachbarten Berge tauschen ihre Anziehungskraft im Laufe des Jahres aus. Im Sommer ist der Raidling ein Schrofengupf ohne besonderen bergsteigerischen Reiz, im Winter aber mit seiner Nordseite ein herrlicher Schiberg. Dafür ist bei Schneelage und Vereisung der Weg auf den Hochtausing eher ein böser, es sei denn, ein spezieller Wunsch sei der Anlaß, ihn winters zu besteigen. Für die Brettlhupfer hat der Hochtausing keinen Fußbreit übrig, er wehrt sich mit dem Felspanzer gegen die Befahrung mit Schiern.

Sehen wir vom Hochtausing gegen Nordwesten, so erkennt man das Salzsteigjoch, und dahinter blickt uns die Steinwüste des Hochplateaus des Toten Gebirges an. Im Vordergrund wollen Hechelstein, Feltl und Bärenfeichter Möbbling nicht übersehen werden, und weil sie nicht so hoch sind, haben sie sich einen wehrhaften Felsschild zugelegt. Schließlich wenden wir den Blick vom Hochtausing nach Süden, von wo die Rottenmanner und Sölker Tauern über das tiefliegende Ennstal mit Irndning und Aigen hergrüßen.

Schließlich steigen wir wieder hinunter und gehen den unterbrochenen Weg zur Langpoltentalnalm. Da magst du dir schon eine Brotzeit verdient haben und läßt dich vom Anblick der Wetterfichten und träumenden Almhütten einfangen. Hier endlich trifft auch noch der Weg von Weißenbach durch den Langpoltengraben herauf zu unserem Pfad. Ein dunkler, wasserumrauschter Weg ist es, Schutzwald und Felsgemäuer umgeben ihn.

Merkwürdig, wie die Bezeichnung Langpoltentalnalm hierherpaßt, man weiß eigentlich nicht so recht warum. Wem dies im Sommer nicht so scheinen mag, der möge nur einmal



im Spätwinter mit Schiern hierherkommen, er wird sich so eigenartig zumute fühlen, wie einem der Name Langpolten im Ohre klingt.

Die Langpoltenalm hat ihren Namen vom Weiler Langpolten in der Nähe von Weissenbach. Schon im Jahre 1297 findet sich in einem Urbar die Bezeichnung Lampolting, und es ist anzunehmen, daß ein bajuwarischer Siedler diese Bezeichnung mitgebracht hat. Du bist aber noch nicht wandermüde, und nach der Jausenrast wanderst du weiter nach Norden, noch tiefer ins Gebirge hinein. Auf einem Sattel zweigt der Steig zur Hochmölbingshütte ab. Mäßig ansteigend, zieht er sich am Westhang des Raidling hin, immer wieder Ausblicke in die Gnanitz freigebend. Endlich erreichst du nach einer letzten Steigung einen lärchenbestandenen Rücken, um den herum der Weg eben bis leicht fallend weiterführt. Genau hier auf dem Rücken steht das „Gott-sei-Dank-Bankerl“ und lädt zu verdienter und beschaulicher Rast ein. Der Gedanke an den Weiterweg mag hier nicht mehr belasten, denn der Rest des Weges zur Hochmölbingshütte des OTK Graz ist weder anstrengend noch weit. Selbst wenn du den Schlüssel zur Liezner Hütte in der Tasche hast, weil du etwa Selbstversorgung vorziehst, ist der Weg nicht mehr um vieles länger, sie steht nur eine Viertelstunde hinter der Hochmölbingshütte.

Hier unter dem Kirchfeld, gleich hinter der Hütte des OTK, findest du jenes Bergkreuz, das den am Anfang dieser Betrachtungen stehenden Spruch trägt. Von hier auch strahlen die Höhen- und Talwege nach allen Seiten aus.

Du willst am nächsten Tag nicht in die öde Karrenwildnis der Bernecker Alm oder auf die Kosenspitze oberhalb der Weissenbacher Wände, du merkst schon an der Benennung der Steinfeldalm die Kärghlichkeit der östlichen Hochfläche, und an der Brunnalm, die auf die große Bedeutung eines Brunnleins hinweist. Es erinnert dich, daß du im Toten Gebirge weilst. Du läßt auch trotz herrlichster Aussicht die Mölbingschneid links liegen. Hebe sie dir für den Winter auf, denn erst da spielt sie alle Trümpfe aus. Im Februar oder März, ja, da ziehe mit einem guten, stilleliebenden Kameraden deine Spur über das Gütenfeld (in der Karte Kirchfeld) und den Kleinen Mölbing auf den 2332 Meter hohen Hochmölbing. Dann genieße die hehre Schau nach Hinterstoder, hinüber zu Priel und Spitzmauer, die sich aus diesem Blickwinkel stark hintereinanderschieben. Sofern du nicht zu spät am Tage dich vom Gipfel trennst, ist die Abfahrt zur Brunnalm ein Schwelgen. Nun aber, da der Schnee nur mehr in den schattseitigen Karwinkeln und Dolinen hockt, vielleicht auch noch die letzten Christrosen freiläßt, ist die Höhenwanderung über die Sumperalm und hinunter zum Grimmbach der richtige Abtritt aus dem Waldland im Toten Gebirge. Bist du drüben im Oberösterreichischen daheim oder willst du deine Bergfreude in die Stube eines Verwandten im Garstnerwinkel tragen, so nimm den Weg durch das Felsentürl der Türkenkarscharte nach Hinterstoder. Du kannst aber auch noch weiterwandern, unter der Schlurssen vorbei und dann wieder aufsteigen zu den sanften Kampalmböden. Von dort steht dir noch der Salzsteig zur Verfügung, wenn du nach Stoder hinüberwillst. Mußt du aber wieder zurück ins Ennstal, was bei den Autofahrern heute zu sein pflegt, dann verfolge ruhig weiter den Schlenderweg von der Leistalm über Schwarzen- und Steirersee auf die Taupfützalm. Dort betrittst du wieder Menschenland und begegnest dem Sog der Salonberghosen und Miniröcke. Ist es dir aber auch am Abend noch früh genug, unter deinesgleichen zu kommen, dann nimm den Talweg vom Schwarzensee zum Sagtümpel und zum Dorf Taupfütz.

Blick zum Abschied trotz des Abends in Richtung des Sonnenaufganges oder des Mittags, grüße noch einmal die Felsköpfe und Almböden, die Wälder und Wipfel, die du durchwandert, bestiegen und genossen hast. Bewahre dieser eigenartigen Waldinsel im Ostteil des Toten Gebirges ein gutes Andenken, und wenn du einmal keine himmelgerigen Wände und Pfeiler mehr erklimmst, dann kehre mit der Ruhe und Schaufreudigkeit des Alters wieder.

# Die Welser Hütte am Großen Priel

LUDWIG KRENMAYR

„Waldige Vorberge umrahmen dort am Fuße der Steilwände die von Offensee, Almsee und den Odseen belebten Talschlüsse und schieben ihre Fußgestelle weit hinaus bis an den Rand der Ebene und bis an den Spiegel des Traunsees, woselbst das mächtige Felshaupt des Traunsteins als letzter Ausläufer emporsteigt.“

Diese Zeilen sind alles, was der begeisterte Freund des Toten Gebirges und insbesondere der Prielgruppe, Georg Geyer, in dem unter der Redaktion von Prof. Dr. E. Richter herausgegebenen Standardwerk „Die Erschließung der Ostalpen“ über die Nordseite der Prielgruppe zu sagen weiß. Niemand wird ihm deswegen einen Vorwurf machen. Zur Zeit, als das Werk erschien, im Jahre 1893, führten alle Wege auf den höchsten Gipfel des Toten Gebirges, den Großen Priel (2515 m), entweder über das Stodertal und die Brotfallscharte oder gar über das steirische Bad Aussee und Gößl am Grundlsee, allenfalls noch — aber schon später — über den Grieskarweg zur Elmgrube und von dort über den Ausseer Weg auf den Fleischbanksattel und zum Gipfel!

Die Nordseite der Prielgruppe mit ihren abweisenden über 1000 Meter hohen Wandfluchten und den riesigen vorgelagerten, ausschließlich der Jagd vorbehaltenen Waldgebieten verhinderte damals noch die touristische Erschließung und die Besteigung der faszinierenden Gipfel des Priel- und des Almseekammes über die relativ bequemen Durchstiegsmöglichkeiten aus den gewaltigen Talschlüssen des Offensees, des Kohlenkares, der Röll sowie der inneren Hetzau mit dem Büchsenkar. Wie ein undurchdringlicher Sperrriegel lagen die wohlgehüteten, einigen wenigen Bevorzugten vorbehaltenen Jagd- und Herrschaftsgebiete vor dem ersehnten Traumland der Erschließergeneration jener noch halb feudalen Zeit.

Die Entwicklung des Alpinismus war aber nicht mehr aufzuhalten und erfaßte bald auch unser Gebiet. In der rührigen Voralpen- und Handelsstadt Wels, die schon in der Römerzeit als Colonia Agrippina Aureliana Ovilava das Verwaltungszentrum von Ufernorikum war, schlossen sich junge, bergbegeisterte Männer aus allen Schichten der Bevölkerung, darunter viele aus den ältesten Geschlechtern der Stadt, zusammen und gründeten bereits im Jahre 1882 die Sektion Wels des damaligen Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Deren Enkel und Urenkel finden wir auch heute in den Reihen des Vereines!

Die junge Sektion hatte es anfangs nicht leicht. Ihr natürliches Arbeitsgebiet, das im Süden sozusagen vor den Toren der Stadt lag, war ihr aus den bereits oben angeführten Gründen versperrt. Andernorts gab es aber schon Betätigungsgebiete für die junge Welser Bergsteigergruppe. So trifft man ihre Mitglieder in den folgenden Jahren vor allem im benachbarten Stodertal, häufig aber auch in sektionsfernen Berggebieten, wie in den Loferer und Leoganger Steinbergen, in den Stubai- und Ötztaler Alpen, dem Ortlergebiet und sogar in den südlichen Dolomiten! Bei den Vereinsabenden berichteten die Mitglieder weiters über ihre Fahrten in den Hohen Tauern, dem Karwendel, ja selbst in den Schweizer Bergen und der Dauphiné, was damals für Bergsteiger einer Stadt wie Wels durchaus keine Selbstverständlichkeit war!

Ums Tote Gebirge und besonders um dessen Nordseite war und blieb es still. Es erscheint verständlich, daß die rührige Sektion bestrebt war, sich mit einem anerkannten Arbeitsgebiet eine Bergheimat zu schaffen. Der einfachste Weg hiezu war die Er-

richtung eines Stützpunktes. Da schien sich für die Sektion durch die Übertragung der Aufsicht über das Bergführerwesen im Stodertal und in Windischgarsten durch den Zentralauschuß des DuÖAV ein Weg zu einem eigenen Arbeitsgebiet abzuzeichnen. In den folgenden Jahren hat aber diese Gebiete die ÖTK Zentrale Wien zur Betreuung übernommen. Nun war guter Rat teuer. Es wurde ernsthaft mit der Sektion Zell am See über die Erbauung eines Schutzhauses in den Hohen Tauern, und zwar am Wiesbachhorn, verhandelt. Schließlich scheiterte aber auch dieser Plan an den hohen Kosten und nicht zuletzt wohl an der für die damalige Zeit großen Entfernung zwischen dem Sektionsitz und der geplanten Schutzhütte. Später wurden auch Versuche unternommen, der Sektion in den Niederen Tauern und im Dachsteingebiet Tätigkeitsbereiche zu schaffen, jedoch ebenfalls vergeblich. Mittlerweile hatte der Zentralauschuß die Sektion immer wieder auf das ihr am nächsten gelegene Tote Gebirge als ideales Arbeitsgebiet hingewiesen. Nicht zuletzt deswegen, weil dessen Nordseite vom Kleinen Priel im Osten bis zur Hohen Schrott im Westen mit einer Länge von fast 30 Kilometern — vom Grieskarsteig abgesehen — noch völlig unerschlossen war.

Da stieß um die Jahrhundertwende ein junger Zollbeamter zur Sektion. Sepp Huber war sein Name. Rasch fügte sich der begeisterte Bergsteiger dem Kreis der Welser Pioniere des Alpinismus ein. Doch damals ahnte niemand, daß Sepp Huber bald zur Seele der Sektion und darüber hinaus zum Erschließer der gesamten Nordflanke des Toten Gebirges werden sollte!

Schon im Jahre 1901 finden wir Sepp Huber zum erstenmal in der Hetzau. Nach einer Einladung zur Übernachtung in der Jagdhütte der Forstverwaltung, dem heutigen Almtaler Haus, blieb aber sein Lieblingswunsch, mit seinem Begleiter den Großen Priel über dessen Nordseite zu ersteigen, unerfüllt. Es war nämlich gerade Jagdzeit. So stieg er als Ersatz auf den markanten Edlerkogel. Doch auch dafür erntete er einen strengen „Verweis“ der Forstaufsichtsorgane.

Im nächsten Jahr, 1902, erstieg er endlich seinen Sehnsuchtsberg, den Großen Priel! Natürlich nicht über die Nordseite. Schon die Anfahrt glich einer kleinen Expedition. Mit der Bahn ging es über Gmunden, Bad Ischl nach Bad Aussee im Steiermärkischen. Von dort ging es zu Fuß weiter zum Grundlsee und diesen entlang nach Gößl an dessen hinterstes Ende. Zweifellos ein herrlicher Weg, zumal damals keine Autos fuhren. In Gößl begann der eigentliche Aufstieg. Dieser führte über die Schweiberalm, die beiden Lahngangseen und die Elmgrube hinauf zum Kessel des Elmsees. Dieser wurde in West-Ost-Richtung durchschritten. Erst bei den „Zageln“ stieg der Weg wieder steil an auf den Rotkögelsattel. Über das weite Schneetal ging's auf den Fleischbanksattel und weiter über den Westrücken auf den Gipfel des Großen Priel. Wahrhaftig eine kleine Odyssee! Kein Wunder, daß Sepp Huber den Entschluß faßte, dieses „Mit-der-Kirchums-Kreuz-Gehen“ zu vermeiden und den Bergsteigern seiner inzwischen zur Wahlheimat gewordenen Stadt Wels einen direkten Weg aus der inneren Hetzau auf den Großen Priel zu erschließen!

Im September 1908 war es endlich soweit. Sepp Huber ersteigt zum erstenmal den Großen Priel von der Nordseite aus. Er bekam — wie er selbst schreibt — hiezu von der Forstverwaltung einen regelrechten „Erlaubnisschein“, und es wurde ihm überdies ein Aufsichtsorgan mitgegeben. Der Bann war jedenfalls gebrochen und die erste touristische Ersteigung des Großen Priel von der Nordseite durchgeführt.

Die nächste Aufgabe für Huber war nun die Errichtung eines regelrechten Steiges, um den erschlossenen Weg einer breiteren Schicht von Bergsteigern zugänglich zu machen. Grundeigentümerin des ganzen Gebietes im Norden des Großen Priel war seit der Schenkung des Bayernherzogs Tassilo das Benediktinerstift Kremsmünster. Noch heute zeigt eine alte Marmortafel im Seehaus am Almsee übersetzt folgende Inschrift:

„Sei begrüßt, mein Gast, und mit wenigen Worten erfahre eine lange Geschichte. Den Ort, in welchem Du stehst, hat Karl der Große, römischer Kaiser, dem von Tassilo, Herzog von Bayern, gegründeten Stifte, genannt Kremsmünster, zugebracht im Jahre



Welser Hütte gegen Fleischbänke

Aufn.: Ida Oth, Windischgarsten

Christi 782. Durch die Ungunst der Zeit, ungewiß wann, ging dieser Besitz verloren, und viele Jahrhunderte hindurch behielt ihn der Erbe einer traurigen Zeit. Endlich hat Anton, Abt zu Kremsmünster, im Jahre 1624, mit der von ihm erworbenen Herrschaft Scharnstein, welche infolge Verbrechens der Rebellen verkäuflich geworden war, diesen Besitz dem Stifte wieder in dessen früheres Eigentum zurückgebracht. Und das Haus, welches Du siehst, erbaute daselbst Plazidus, Abt zu Kremsmünster, im Jahre Christi 1652.“ Eine weitere derartige Tafel befindet sich im Vorraum der Sepp-Huber-Hütte am Grünauer Kasberg. Sie stammt ebenfalls aus Stiftsbesitz.

Es bedurfte in den folgenden Jahren langwieriger Verhandlungen mit den zuständigen Stellen, vor allem des Stiftes Kremsmünster und der Baron Herringschen Forstverwaltung, bis es zu einem vollen Übereinkommen im Jahre 1913, kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges, über die Errichtung einer Weg- und Steiganlage von der inneren Hetzau auf den Großen Priel kam. Diese wurde von Sepp Huber mit seinen Helfern durchgeführt. Aber erst am 13. September 1920 wurde der Servituts- und Bestandsvertrag zwischen der Forstverwaltung Kremsmünster und der Sektion Wels des DuÖAV abgeschlossen. Er sei hier in seinem vollen Wortlaut angegeben:

„Die Stiftsverwaltung des Benediktinerstiftes Kremsmünster räumt nun der Sektion Wels des Deutsch-Osterreichischen Alpenvereins die Dienstbarkeit des Gehweges, der auf dem stiftlichen produktiven Gebiete die Breite von einem Meter nicht überschreiten darf, zum obgenannten Hüttenplatz und von dort zur Spitze des Großen Prieles auf dem bereits markierten Wege, soweit es sich um das grundbücherliche Eigentum des Stiftes Kremsmünster handelt, dergestalt ein, daß der Sektion Wels des Deutsch-Osterreichischen Alpenvereins der Zugang zur Schutzhütte von den Gründen des Stiftes Kremsmünster im Hetzautal zur Schutzhütte und von dort zur Spitze des Priel auf dem heute bereits bestehenden Wege zusteht.“

Die Dienstbarkeit des Fußweges vom Tai bis auf den Gipfel des Großen Priel wurde dann auch mit Bewilligung des Stiftes Kremsmünster unter der Einlagezahl 1104 der Oberösterreichischen Landtafel zugunsten der Sektion Wels des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins einverleibt. Ein wohl sehr seltener Fall einer Gipfelwegsicherung!

#### *Die erste Welser Hütte*

Um das Heimatrecht in ihrem Arbeitsgebiet zu erwerben, war die Sektion Wels nach wie vor bestrebt, an geeigneter Stelle einen Stützpunkt zu errichten. Hiezu stellte in entgegenkommender Weise die Baron Herringsche Forstverwaltung eine kleine, zum Abbruch bestimmte Holzknechtshütte zur Verfügung. Diese wurde von der Sektion in der innersten Hetzau aufgestellt. Sepp Huber schreibt in seinen Erinnerungen davon: „Die Lage der Hütte auf dem grünen Boden des wilden Gebirgskessels ist reizend, wenn auch der schmucklose Bau nicht recht in diese romantische Gegend hineinpaßt. Wer hier Sonnenschein antrifft, der findet neben der Hütte ein Plätzchen mit prachtvollem Ausblick auf die himmelstürmenden Felswände des Schermberges, die scheinbar senkrechte Nordwand des Großen Priel, den doppelgipfeligen Zwillingkogel und dem gegenüber die ernsten, plattigen Seemauern.“

Am 5. Jänner 1921 wurde anlässlich der Vertragserrichtung über die Pachtung einer Jagdhütte, des späteren Almtaler Hauses, vom Stift Kremsmünster und der Baron Herringschen Forstverwaltung die Bedingung gestellt, die kleine Hütte in der inneren Hetzau abzureißen. Dies fiel der Sektion nicht schwer, da sie ohnedies bereits viel zu klein war und im „Almtaler Haus“ ein vollwertiger Ersatz bereitstand.

#### *Die zweite Welser Hütte*

Schon vor dem ersten Weltkrieg, anlässlich der Planung des Prielweges, glaubte Sepp Huber den Platz zur Errichtung einer Schutzhütte am Prielweg bei den sogenannten „Teicheln“ am Fuße der Fleischbänke, halbwegs zwischen der Nordwestflanke des Großen Priel und den Abstürzen des Almtaler Köpfls, gefunden zu haben. Dann kam jedoch der erste Weltkrieg und setzte auch der Tätigkeit der Sektion Wels ein jähes Ende. Erst nach Kriegsende, am 25. März 1919, kam es zwischen der Sektion Wels und der Baron Herringschen Forstverwaltung zu einem Übereinkommen über den Bau einer Schutzhütte ungefähr halbwegs zwischen dem der Sektion nunmehr zur Verfügung stehenden Almtaler Haus und dem Prielgipfel. Den Hüttenbauplatz stellte das Stift Kremsmünster in verständnisvoller Weise bei dem schon einmal hiefür in Aussicht genommenen Platz bei den „Teicheln“ zur Verfügung. Dem „steinreichen“ Stift gehörten ja seit Herzog Tassilos Zeiten nicht nur die ausgedehnten Wälder zu Füßen des Toten Gebirges, sondern auch das unproduktive, steinreiche Ödland bis hinauf zum Gipfel des Großen Priel. Das Stift ging in seinem Entgegenkommen sogar noch weiter und gestattete der Sektion, im sogenannten „Ackerwald“ unentgeltlich Bäume für den Bau einer Hütte zu schlägern. Man kann sich die Begeisterung der damaligen Hüttenbaupioniere gut vorstellen, als sie in drei Tagen rund vierzig gewaltige Lärchen und Fichten schlägerten! Anschließend wurde der Weg von der sogenannten „Schütt“ bis zum Hüttenbauplatz errichtet. Eine Felshöhle diente als „Sepp-Huber-Hotel“ der wackeren Baumannschaft als provisorische Unterkunft.

Auch das Jahr 1920 war mit Vorarbeiten für den Hüttenbau ausgefüllt. Vor allem war das Baumaterial auf den Bauplatz zu schaffen, was damals ausschließlich mit Trägern erfolgte. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, mag ein Beispiel zeigen. Sepp Huber mußte mit einem Mitarbeiter zweimal mit je 15 Kilo Hafer im Rucksack von Pettenbach bis Grünau marschieren, damit die Tragtiere Kraftfutter zur Ver-

fügung hatten. Die Almtalbahn war aus nachkriegsbedingtem Kohlenmangel damals eingestellt. Ungewöhnlich früh im Jahr, am 25. Februar 1920, begann mit Hörnerschlitzen der Holztransport von der Haberau zu den Grundmauern. Es wurde zwölf Stunden am Tag gearbeitet. 214 Lasten mit einem Durchschnittsgewicht von 30 Kilo waren zu befördern. Vom Mai bis Juni 1920 wurde dann das gesamte Material von AV-Mitgliedern unter tatkräftiger Mithilfe des damaligen Bundesheeres und der Turnerschaft von Wels von den Grundmauern zum Hüttenbauplatz getragen!

Bereits nach sechswöchiger Bauzeit konnte sodann am 11. August 1920 die zweite Welser Hütte ihrer Bestimmung übergeben werden. Sie hatte immerhin einen Gastraum für 24 Personen und darüber einen Schlafraum für rund 40 Personen sowie einige Notlager. Der 11. August war ein trüber, regnerischer Tag. So hatten sich nur sieben Sektionsmitglieder und der Vertreter des Stiftes Kremsmünster, Professor Pater Oddo Binderberger, zur Eröffnung eingefunden. Sepp Huber hielt vor dem kleinen Kreis eine Ansprache, in der er vor allem den selbstlosen Einsatz aller am Bau Beteiligten würdigte. Nach vollzogener Weihe der Schutzhütte durch Pater Oddo traten die Teilnehmer bei schlechtestem Wetter, Sturm und Regen, den Abstieg ins Tal an.

Das Schlechtwetter bei der Hütteneröffnung war kein gutes Vorzeichen. Dem mit soviel Idealismus und Opferfreudigkeit erbauten Bergsteigerheim sollte kein dauernder Bestand beschieden sein. Bereits im Jahre 1923, nach kaum dreijährigem Bestehen, wurde die Schutzhütte von einer Lawine ins Tal gefegt. Aber lassen wir Sepp Huber selbst darüber berichten:

„Wer beschreibt unser Gefühl, als in den ersten Märztagen 1923 Jäger Zauner, der selbst viele Tage mitgearbeitet hatte, berichtete, er habe mit dem Fernglas die Welser Hütte gesucht und nicht gefunden. Er glaube, sie sei von einer Lawine zerstört worden. Leider hatte er recht. In unzählige Trümmer zersplittert lag unser Werk, für das jeder seine ganze Kraft gegeben, vernichtet in einer ungeheuren Lawinenmasse! So mancher von uns stand mit feuchten Augen vor diesem trostlosen Bild der Verwüstung, wo so viel Kraft und Opferwilligkeit, Begeisterung und Idealismus begraben lagen.“

### *Die dritte Welser Hütte*

Doch nicht dumpfe Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung erfüllten Sepp Huber und seine Getreuen. Angesichts der zerborstenen Trümmer, die aus den Schneemassen hervorrugten, keimte in allen bereits der feste Entschluß, die Hütte so rasch als möglich, und zwar an absolut lawinensicherer Stelle, wieder erstehen zu lassen. Die außerordentliche Hauptversammlung im März 1923 ergab den einstimmig gefaßten Beschluß, die Welser Hütte im gleichen Jahr wieder aufzubauen. Eine 14tägige Sammlung, bei der alle Ausschußmitglieder mit beispielloser Opferfreudigkeit vorangingen, erbrachte insbesondere bei der Welser Industrie und Kaufmannschaft sowie den Mitgliedern den selbst für die damalige opferfreudige Zeit überraschend hohen Betrag von 60.000.000 Kronen. Wem es aber an Geldmitteln fehlte, stellte in Aussicht, seinen Jahresurlaub für den Hüttenneubau zu opfern! Eine heute nicht mehr denkbare „Zumutung“! Aber nur so war es der Sektion möglich, innerhalb so kurzer Zeit nach der Zerstörung der alten Hütte an den Neubau zu schreiten.

Die Festschrift zum 50jährigen Bestand der Sektion Wels gibt hierüber einen überraschend zeitnahen Bericht:

„Die neue Hütte wurde beim Baumeister Drack in Scharnstein vollkommen fertiggestellt, auf sechs Wagen verladen und bis zur Sperrmauer hinter dem Almtaler Haus gefahren. Dort begann die große Arbeit. Alpenvereinsmitglieder, das Bundesheer unter Major Orgonas, haben in fünf Tagen das gesamte Material zu den Grundmauern und einen Teil davon weit hinauf bis zum Ackerwald gebracht. In der Folge wurde das Material von Angehörigen des Bundesheeres und Alpenvereinsmitgliedern zum Hüttenbauplatz transportiert.“

Nun konnte mit dem eigentlichen Hüttenbau begonnen werden. Bald erhob sich um den Hüttenplatz eine kleine Zeltstadt, in der die freiwilligen Helfer, manchmal 40 bis 60 Mann, hausten. Unser Sepp Huber hatte — wie er selbst einmal launig schreibt — mit seinen „Hiwis“ manchesmal seine liebe Not. Kleinere Meutereien, unbegründete Krankmeldungen wegen Herzklopfens beim Lastentransport, Magenkrämpfe wegen zu schwerer Kost und Verstauchungen der Fingergelenke waren auf das erträgliche Maß zu reduzieren. Sepp Huber verstand es aber, all diese Leiden mit Humor rasch zu heilen. Spätestens zum Feierabend kamen auch die „schwersten Fälle“ an den runden Tisch zu fröhlichem Gesang und Umtrunk!

Am 19. August 1923, ein halbes Jahr nach der Zerstörung der Hütte bei den Teicheln, konnte der Neubau als „Dritte Welser Hütte“ seiner Bestimmung übergeben werden. Auch diese Hütte hatte Platz für 20 Personen im Gastraum und rund 40 Personen in den Zimmern und im Schlafräum. Das Fassungsvermögen war daher nicht größer als das der zweiten Welser Hütte.

Sepp Huber und seine Mitarbeiter sowie die erschienenen Vertreter der befreundeten Alpenvereinssektionen taten gut daran, die Fertigstellung der Hütte bereits am Vortag ausgiebig zu feiern, denn am 19. August 1923, dem Tag der offiziellen Eröffnung, herrschte wieder das nun schon traditionell gewordene Schlechtwetter. Sepp Huber konnte als Gäste Pater Oddo Binderberger vom Stift Kremsmünster, die Vertreter der befreundeten Nachbarssektionen und eine große Anzahl freiwilliger Helfer aus den Reihen des Bundesheeres, der beiden Turnvereine und aus Mitgliederkreisen begrüßen. Er bedauerte nur, daß es der Sektion nicht vergönnt war, den Freudentag bei Sonnenschein zu begehen. Nach der Weihe der Hütte durch Pater Oddo Binderberger gab Sepp Huber einen kurzen Bericht über die Baugeschichte und schloß mit den Worten: „Stolz können wir unserer Heimatstadt Wels, deren Namen wir auch unserer dritten Hütte an der Nordwand des Großen Priel gegeben haben, verkünden, daß die von den Naturgewalten zerstörte zweite Welser Hütte nach 4½ Monaten an lawinensicherer Stelle wieder errichtet wurde. Goldene Herzen, voll Edelsinn, voll Opferfreude, voll Begeisterung und Idealismus haben dieses Werk in unglaublich kurzer Zeit fertiggebracht. Mit der Errichtung dieses Bergsteigerheimes ist wieder ein Denkmal der Liebe zu unserer Heimat und der herrlichen Bergwelt geschaffen worden.“

Diese Hütte in dem grandiosen Felsenkessel zu Füßen der Prielnordwand wurde in den folgenden Jahren und Jahrzehnten zu einem beliebten und vielbesuchten Bergsteigerheim. Die im Halbkreis um die Hütte gruppierten stolzen Gipfel, die alle auf unschwer zu begehenden Wegen zu erreichen sind, wie Großer Priel, Sauzahn, Almtaler Köpfl und Schermberg sowie Kreuz- und Zwillingskogel, sind zugleich auch respektable Kletterberge mit Wänden bis zu 1500 Meter Höhe. Gerade für Kletterfahrten ist unsere Hütte der ideale Stützpunkt! Aber nicht nur für Kletterer, sondern auch für Bergwanderer, die — von Grünau kommend — über den Fleischbanksattel den Temelberg oder die Spitzmauer ersteigen wollen oder zum Prielschutzhaus und zur Pühringerhütte wollen, ist sie stets ein willkommener Rastplatz. Ja, selbst ein Besuch der Hütte allein ist schon ein Erlebnis von ganz einmaliger Art. Abgesehen von den bereits angeführten „Hüttenbergen“ bietet der Blick auf die eindrucksvollen wilden Felsgestalten der Seemauern und die zerhackte Silhouette des Hetzaukammes sowie die sich in Dunst bis zu den Höhen des Böhmerwaldes hinziehenden fruchtschweren Landstriche Oberösterreichs eine Schau von ganz besonderer Art.

Es war kein Wunder, daß diese Hütte bald den Besucherstrom, besonders an Sonn- und Feiertagen, nicht mehr fassen konnte! Die Sektion mußte dieser Entwicklung Rechnung tragen und errichtete einen Anbau. Am 27. Juni 1930 konnte dieser in einer schlichten Feier, die von herrlichem Wetter begünstigt war, den Bergsteigern übergeben werden.

Leider zeigten sich schon in den folgenden Jahren an der Hütte schwere Mängel. Kein Wunder bei der überaus kurzen Bauzeit! Die Hütte war zudem mit der Ostseite an einen Felsblock angebaut und daher immer feucht. Ebenso fehlte ein gediegener

Unterbau, war doch die Hütte nicht unterkellert. Kein Wunder, daß sich der Boden des Gastraumes allmählich so weit neigte, daß bei den Suppentellern am Tisch untergestellt werden mußte. Wenn vom Sektionsvorstand anlässlich der Eröffnung des Erweiterungsbauwerks hervorgehoben wurde, die Hütte hätte ein Fassungsvermögen von 60 Personen, das in diesem Ausmaß für immer genügen wird, ist dies verzeihlich. Niemand und auch Sepp Huber konnte auch nur im Entferntesten die kommende stürmische Breitenentwicklung insbesondere des Bergwanderns in den folgenden Jahrzehnten ahnen. Vorerst setzte allerdings der Ausbruch des zweiten Weltkrieges allen weiteren Entwicklungen, insbesondere auf dem Gebiet des Hüttenbaues, ein energisches Halt entgegen.

In den Kriegs- und Nachkriegsjahren, in denen selbst notwendige Erhaltungsarbeiten zurückgestellt werden mußten, verschlechterte sich einerseits der bauliche Zustand der Hütte, die ohne solide Grundfeste war, immer mehr und mehr, während der Besucherstrom sich vervielfachte. An nicht wenigen Sonn- und Feiertagen waren an die hundert Besucher und mehr in den wenigen Betten und Schlafplätzen unterzubringen. Gar manche mußten im Vorraum und im Gastzimmer, wenn nicht gar im Freien übernachten.

#### *Die vierte Welser Hütte*

So hatte die Sektion mit der ihren Namen tragenden Hütte eigentlich nie eine rechte Freude. Die erste war von Anfang an nur ein Notbehelf, die zweite wurde durch eine Lawine zerstört, und die dritte erwies sich — abgesehen von schwerwiegenden Mängeln, wie geringe Fundamentierung und zu knapper Anbau an eine Felswand — der stürmischen Entwicklung des Bergwanderns nach dem zweiten Weltkrieg ebenfalls nicht gewachsen. An eine Reparatur oder Vergrößerung war wegen des schlechten Bauzustandes nicht zu denken. So wurde bei der Hauptversammlung am 15. Februar 1963 der einstimmige Beschluß gefaßt, die sowohl bau- als auch fassungsmäßig völlig unzulänglich gewordene dritte Welser Hütte durch einen modernen, den heutigen Erfordernissen entsprechenden Neubau zu ersetzen. Dabei war vor allem auch die Überlegung maßgebend, daß während der Bauzeit die alte Hütte dringend zur Unterbringung der Baumannschaft und natürlich auch der Gäste gebraucht wurde. Ehe mit dem eigentlichen Bau begonnen wurde, war eine Materialseilbahn zu errichten, da ein Transport des Baumaterials mit Tragtieren wegen der Steilheit des Weges nicht möglich war und an einen Einsatz von Trägern wie seinerzeit heute nicht mehr gedacht werden konnte!

Wieder waren Verhandlungen mit den Grundeigentümern, dem Stift Kremsmünster und der Baron Herringschen Forstverwaltung, zu führen. Beide zeigten größtes Verständnis für das Vorhaben der Sektion. Vor allem waren der Grund für die Talstation, die Berechtigung zum Lastentransport auf der privaten Forststraße und die Bewilligung zur Errichtung der Seilbahnstützen einschließlich der Bergstation, letztere auf Kremsmünster-Besitz, sicherzustellen. Immerhin vergingen einige Jahre, bis bei der ordentlichen Jahreshauptversammlung am 10. März 1967 die Fertigstellung der Materialseilbahn gemeldet werden konnte. Der Vorstand der Sektion führte hiebei weiter aus:

„Es wäre nicht zu verantworten, wenn wir die Welser Hütte als Stützpunkt für Bergsteiger und Erholungsuchende verfallen ließen und wenn uns einst die heranwachsende Generation den Vorwurf machen würde, daß wir nicht zeitgerecht dafür gesorgt haben, ein schönes, modernes Bergsteigerheim für alle Bevölkerungsschichten zu schaffen. Der Sektionsausschuß der Sektion Wels des ÖAV ist sich vollkommen bewußt, mit welchen Schwierigkeiten und finanziellen Sorgen die Neuerrichtung einer Schutzhütte in einer Höhe von 1800 Metern verbunden ist! Um aber dieses Werk überhaupt vollbringen zu können, wurde in den letzten Jahren die Materialseilbahn geschaffen.“

Das Jahr 1967 selbst stand dann ganz im Zeichen des Neubaus. Obwohl der Wettergott zu Beginn der Bausaison zürnte, wurde trotzdem schon Anfang Juli mit den Vorarbeiten begonnen. Eine Arbeitsgruppe von Studenten konnte die zur Planierung des Bauplatzes erforderlichen umfangreichen Fels- und Erdbewegungen in zehn Wochen



durchführen. Anschließend wurden die Kellerwände und zum Teil auch die Eisenbetonpfeiler zur Verankerung der Hütte hergestellt. Die anlässlich der Herbstjagden wie alljährlich verhängte Wegesperre setzte den Arbeiten in diesem Jahr ein Ende, obwohl das Wetter den ganzen Herbst über dafür geradezu ideal gewesen wäre. Im Ganzen wurden von der Hochtouristengruppe der Sektion, dem Schiklub Wels, dem Allgemeinen Turnverein Wels und den Mitgliedern über 800 freiwillige Arbeitsstunden geleistet!

Das Jahr 1968 brachte einen wahren Geschwindigkeitsrekord beim Schutzhüttenbau. Nachdem die Voraussetzungen hierfür geschaffen waren, wurde der Rohbau der neuen Welser Hütte — eine Umbenennung von „Hütte“ auf „Haus“ wäre im Hinblick auf das errichtete stattliche Bergsteigerheim durchaus gerechtfertigt — in knapp drei Monaten Bauzeit errichtet. Vom Architekt der Sektion war als günstigste und kostensparendste Bauweise eine Holzleimkonstruktion in Montagebau vorgeschlagen worden. Diese kam auch zur Ausführung. Die Eindedung erfolgte, dem Gelände ausgezeichnet angepaßt, mit Eternitschindeln. Zur Außenverkleidung wurde wetterbeständiges Holz ausgewählt. Die in Bändern angeordneten Fenster wurden in imprägnierter Holz Ausführung hergestellt und an der Außenseite mit Hartglas verglast.

Das Gewicht der Holzleimkonstruktion mit Ausfachungen und Außenverkleidung allein beträgt rund 60.000 Kilo, wozu noch Baumaterial für den Betonunterbau und sonstige Transportgüter von zusammen 90.000 Kilo kommen. Diese Gütermenge wurde zum kleineren Teil (wegen der Sperrigkeit) mit Hubschraubern, zum größten Teil aber mit der vorsorglich erstellten Materialeilbahn zum Bauplatz transportiert.

Die Bausaison in einer Höhe von rund 1800 Metern ist kurz. Sie dauert nur rund drei Monate. Zuerst wurden 1968 die Kellerdecke verlegt und die restlichen Fundamente hergestellt. Dann konnte mit dem Montagebau begonnen werden. Trotz vorherrschenden Schlechtwetters und anderer widriger Umstände, die wohl bei jedem Bau zu überwinden sind! Zum Beispiel sei angeführt, daß ein Hubschrauber durch unverschuldetes Mißgeschick unmittelbar vor Montagebeginn eine volle Ladung verloren hat, die dann von der Lieferfirma in Tag- und Nachtschichten wieder hergestellt bzw. ersetzt werden mußte. Am 30. August 1968 war der Rohbau fertiggestellt. „Rohbau“ ist allerdings etwas irreführend und gilt nur für die Innenausstattung. Dach und Außenverkleidung erhielten — wie oben ausgeführt — bereits ihre bleibende Form.

Nun steht die neue Welser Hütte oben, hart an der Kante der Abstürze, die zur Hetzau abbrechen, an aussichtsreicherer Stelle als die alte Hütte und ist von der Prielnordflanke nicht mehr wegzudenken! Ihr gegenüber erhebt sich der wild zerfurchte Hetzaukamm mit den Hetzaukögeln, dem Pyramiden- und Edlerkogel, und rechts von diesem schweift der Blick weit hinaus über das reich gegliederte oberösterreichische Voralpenland bis hin zu den dunklen Höhen des Böhmerwaldes.

# Die große Überquerung

*Auf Schiern über die Hochfläche des Toten Gebirges*

GERHARD TROYER

Beinahe wäre ich der Versuchung erlegen, für die folgenden Seiten den Titel „La Haute Route des Toten Gebirges“ zu wählen.

Warum ich es nicht getan habe, wo doch klingende Namen so modern sind? Wäre es vielleicht eine Herabsetzung der klassischen Route von Argentière nach Saas-Fee gewesen oder eine zu große Ehre für die längste Schitour der Kalkalpen? Weder noch ist meine Meinung, doch zu wenig Gemeinsames, zu wenig Vergleichbares habe ich finden können.

Gemeinsam ist beiden etwa nur ihre Länge, gut über hundert Kilometer. Aber sonst? Die Einsamkeit? Die war einmal beiden gemeinsam, damals vor gut zehn Jahren, als wir, auf der Haute Route unterwegs, mitten in der Frühjahrssaison keiner einzigen anderen Gruppe begegneten. Das gibt es dort nicht mehr — auf den Hochflächen des Toten Gebirges ist es hingegen immer noch so geblieben.

Die Berühmtheit der Berge, an denen man vorbeizieht, der Gipfel, die man „mitnimmt“? Keine Frage, wer da den kürzeren zieht! Die Gletscher? Die hohen Übergänge, die großen Abfahrten? Auch die gibt es nicht im „Toten“. Mondäne Hotelsiedlungen, die aus den Dörfern entstanden sind, in denen einst große Geschichte des Alpinismus gemacht wurde? Auch nicht.

Doch das alles sucht man im Toten Gebirge ja gar nicht.

Sondern nur „sie“, die große Hochfläche. Die größte Hochfläche der Kalkalpen, das größte unberührte Odland der ganzen Alpen vielleicht, über 400 Quadratkilometer weit, das sich ausgerechnet dort im Osten der Ostalpen findet, wo sich die wenigsten neben dem Juwel Dachstein noch etwas „Ordentliches“ erwarten.

Das mag auch der Grund sein, warum diese eine der allergrößten Schifahrten der Alpen immer noch im Dornröschenschlaf liegt, obwohl sie vor nunmehr bald siebenzig Jahren schon begangen wurde und vor dem ersten Weltkrieg bereits in einem Schiführer aufschien, obwohl sie in den zwanziger Jahren ihre erste Schimarkierung erhielt, in den Jahren, in denen sie auch am meisten begangen wurde. Dann geriet sie schier völlig in Vergessenheit. Erst in den letzten Jahren begann offensichtlich eine Art Wiederentdeckung. So gegen ein Dutzend Gruppen mag die Frequenz in einem Winter derzeit sein — das bedeutet ja schon Massenbesuch für das Plateau des Toten Gebirges.

Für den, der es aufsuchen will, ist es gut, sich die Besonderheiten vor Augen zu führen: daß er sich in einem Gebiet bewegen wird, das trotz der vielleicht auf den ersten Blick gering erscheinenden durchschnittlichen Seehöhe 1000 bis 2000 Meter über den bewohnten Tälern liegt,

daß er auf der Überquerungsrouten nirgends größeren schitedinischen Schwierigkeiten begegnen wird, die jedoch sofort auftreten, wenn man gezwungen wird, die Tour unterwegs abzubrechen, denn nur an wenigen Stellen sind die Abstürze der Hochfläche leicht und ohne Lawinengefahr passierbar,

daß ihm zur winterlichen Jahreszeit auf der ganzen Strecke nur ein bewirtschafteter Zwischenstützpunkt, die Tauplitzalm, zur Verfügung steht. Derjenige, der aber gerade die Stille und die völlige Unabhängigkeit sucht und den Hotel- und Pistenrummel der Tauplitz meiden will, kann an ihrer Stelle die Leistalm als Etappenziel wählen.

Und nicht vergessen sei vor allem die völlige Ausgesetztheit dem Wind und dem Wetter gegenüber, besonders in der „Wüste“ des Zentralplateaus, sowie die Orientierungsschwierigkeiten — beileibe nicht nur bei unsichtigem oder nebligem Wetter. So manche haben dort schon bei wolkenlosem Himmel Kompaßspiele veranstaltet! Wie wenig hilft schließlich die exakteste Marschrichtungszahl, wenn man durch Dolinen, Felsbänke und meterhohe Wächtegebilde herumgenarrt wird wie zwischen den Seracs eines herbstlich ausgeaperten Gletschers.



Grißkogel und Kleiner Wildkogel vom Gipfel des Großen Scheiblingkogel. Oberhalb der Felsabstürze führt vom linken Bildrand (Rauchfang) zum rechten (Scharte zum Großen Wildkogel) die Überquerungsrouten von der Wildenseehütte zur Ischler Hütte. Im Hintergrund der Dachsteinstock mit dem Schladminger und dem Hallstätter Gletscher. Aufn.: Dr. G. Troyer

Doch dies alles, was ich hier aufzählte, macht eben den besonderen Reiz einer Überquerung dieses über 1100 Quadratkilometer großen Kalkstockes aus, eines Gebirgsstockes, dessen Dimensionen so gewaltig sind, „daß es zwischen den Bewohnern der das Gebirge im Westen und im Osten begrenzenden Täler über die Berge hinweg keinerlei Querverbindungen und Berührungspunkte gibt. Das Stodertal ist im Bewußtsein des eingeborenen ‚Salzkammerers‘ so weit von der Traun entfernt wie das Zillertal oder das Lesachtal — er kommt weder dort noch da hin . . .“ (Doz. Dr. Franz Lipp, „Volkskundliches aus dem Toten Gebirge“, Jahrbuch 1967 des ÖAV). Erst der Ski hat hier den Weg längs über das Gebirge geöffnet. Es ist allerdings kein Schilaufl der großen tausenden Abfahrten, der uns auf der Überquerung erwartet. Hier wird der Ski noch viel mehr als sonst beim Tourenlauf zum reinen Fortbewegungsmittel, aber auch zum Schlüssel für ein großes Erlebnis.

#### *Allgemeine Hinweise*

*Streckenlänge:* rund 110 Kilometer auf der längsten Route.

*Zeitbedarf:* 5 bis 8 Tage, je nach Verhältnissen und Kondition.

*Günstigste Jahreszeit:* Anfang März bis Mitte April. Zu einem früheren Zeitpunkt ist häufig die Schneebedeckung und auch die notwendige Nivellierung des Geländes (durch Wind!) noch zu gering, zu einem späteren kann der Schnee auf den tiefer gelegenen Abschnitten schon zu schlecht sein.

*Günstigste Richtung:* selbst in den Führerwerken gehen die Meinungen auseinander. Resch-Fürböck, 1929, empfiehlt die Ost-West-Richtung wegen der kurzen, steilen Anstiege und der langen welligen Abfahrten (flottes Vorwärtskommen!), Rabeder die umgekehrte wegen der steileren Abfahrten.

Doch ob so oder so — die Abfahrten im Zuge der Überquerung fallen nicht so ins Gewicht, daß sie den Ausschlag geben sollen.

Wenn ich hier eine Lanze für die Ost-West-Richtung breche, möchte ich dafür ins Treffen



Totes Gebirge gegen den großen Priel, Schermberg, links

Aufn.: Albert Rastl, Bad Aussee

führen: Die Steigerung der landschaftlichen Eindrücke in dieser Richtung. Am Beginn steht für die Fleißigen ein kurzer, steiler Anstieg, für die Bequemeren die Seilbahn zur Wurzeralm. Man geht mit der Sonne im Rücken (wenn man Frühaufsteher ist). Als Abschluß ist eine rassige Abfahrt in Kombination mit einem Gipfel möglich, vom Schönberg (1400 Höhenmeter!) oder vom Loser.

*Persönliche Voraussetzungen:* nebst Kondition vor allem ein gutes Orientierungsvermögen und die Beherrschung aller Möglichkeiten, die Karte, Kompaß und Höhenmesser bieten. Schifahrerisches Spitzenkönnen ist hingegen keinesfalls notwendig.

*Anrüstung:* wie auf allen großen Schitouren; selbstverständlich ist der Biwaksack! In Anbetracht der unbewirtschafteten Schutzhütten ist eine Daunenjacke oder ein Schlafsack vorteilhaft. Wer noch Klebefelle besitzt und das Kleben auch beherrscht, wird seine Freude an ihnen haben.

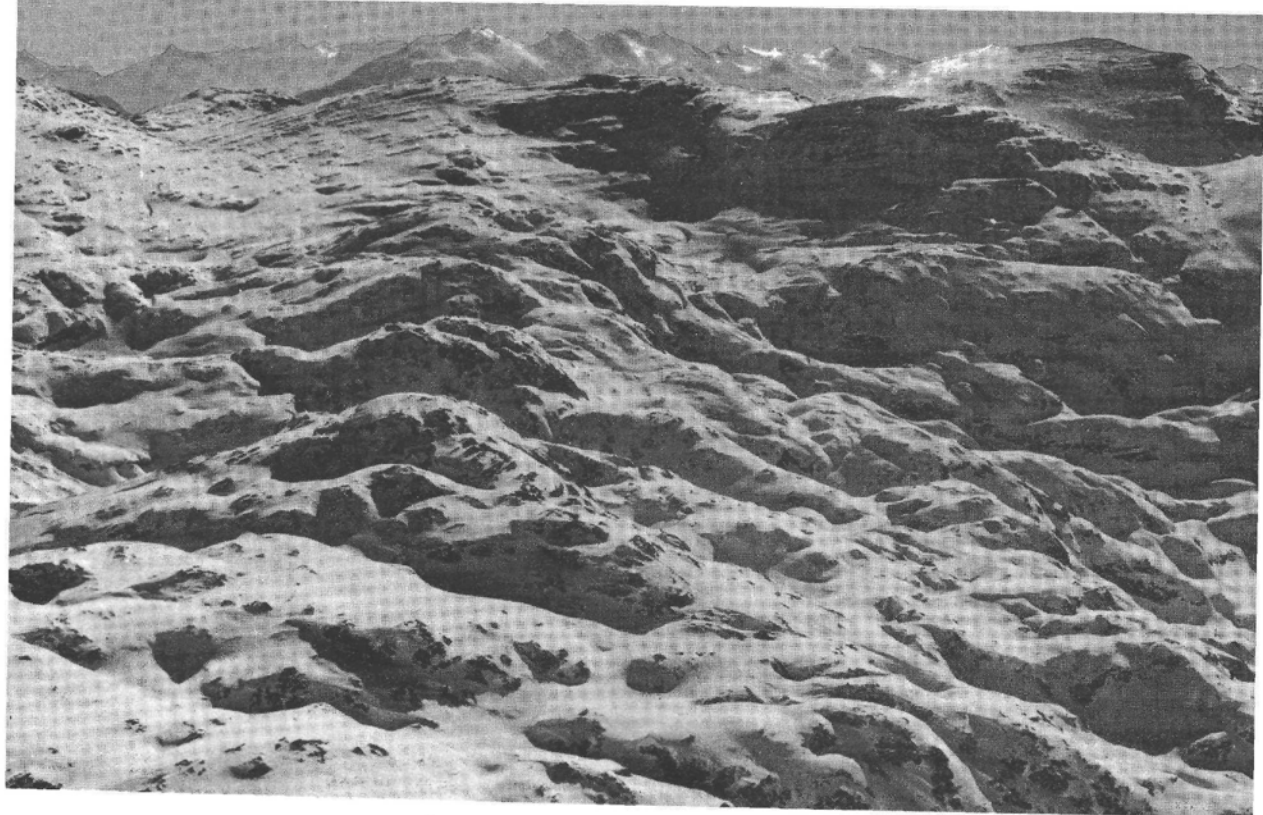
*Der beste Führer:* „Schiführer Totes Gebirge“ von Dr. Gernot und Gisbert Rabeder, 1970, Oberösterreich. Landesverlag Linz, zu beziehen durch die Sektion Linz des ÖAV oder durch den Buchhandel. Schiführer älteren Datums über das Tote Gebirge: „Schiführer durch das Salzkammergut“ von Reinl, 1914 und 1925; „Schiführer durch das Steirische Salzkammergut“ von Resch und Fürböck, 1929; „Schiführer für das Gebiet der Pühringerhütte“ von Dr. Krenmayr, 1961.

*Die besten Karten:* AV-Karte Totes Gebirge, 1:25.000, Blatt Schönberg (Wildenkogel), 1967, Blatt Prielgruppe, 1971. Das dritte (östliche) Blatt des AV-Kartenwerkes wird erst in einigen Jahren erscheinen. Einstweilen ist man für die Hochmölbings- und Warscheneckgruppe auf die Österreichische Landeskarte 1:50.000, provisorische Ausgabe, Blatt 98 „Liezen“, angewiesen.

Eine Schiroutenausgabe der AV-Karten ist in Vorbereitung.

*Anreisewege:* die Autobahn Salzburg—Linz für alle, die aus dem Alpenvorland, sei es von Westen oder Osten, kommen: für den Westrand des Toten Gebirges, also für den Raum Bad Ischl—Bad Aussee, nimmt man die Ausfahrt Regau, für den Ostrand (Spital am Pyhrn, Windischgarsten, Hinterstoder) die Ausfahrt Sattledt. Die Ennstal-Bundesstraße für diejenigen, die aus dem inneren Alpenraum kommen.

Die Straßen rings um den Fuß des Toten Gebirges sind größtenteils sehr gut ausgebaut, so daß alle Talorte rasch erreicht werden können.



Standpunkt: Plankamira im Massiv der Weißen Wand. Blick nach SO auf die Gruppe der Tragln: von links nach rechts Großes Tragl, Kleines Tragl, Scheiblingtragl. Die Schiroute über das Zentralplateau vom Bartlrücken (an das Große Tragl links anschließend) zum linken Bildrand (Tauplitz-Hochalm).  
Aufn.: Dr. G. Troyer

### Die einzelnen Abschnitte

ANMERKUNG: Auf eingehende Schilderung des Streckenverlaufs wird hier verzichtet, dafür siehe die Führerbeschreibung. Die Zahlen in eckiger Klammer sind die entsprechenden Randzahlen aus dem „Schiführer Totes Gebirge“ von Rabeder.  
Nach kurzer Darstellung der Besonderheiten jedes Abschnittes erfolgen Hinweise auf Gipfel, die im Zuge der Überquerung bestiegen werden können, aber nicht auf solche, die als gesonderte Bergfahrten von den verschiedenen Hütten aus möglich sind (siehe Schiführer), ferner auf die Möglichkeiten, die Überquerung unterwegs abzubrechen, wobei besonders hervorgehoben wird, ob eine Abfahrt auch als Fluchtweg bei Schlechtwettereinbruch geeignet ist. (Die Mehrzahl dieser Abfahrten ist es nicht, sei es wegen ihrer Länge, der Gegenanstiege, wegen schwieriger Orientierung, Lawinengefahr oder wegen anderweitiger Tücken.) Die Höhenquoten sind aus den Profilskizzen ersichtlich.

### I.

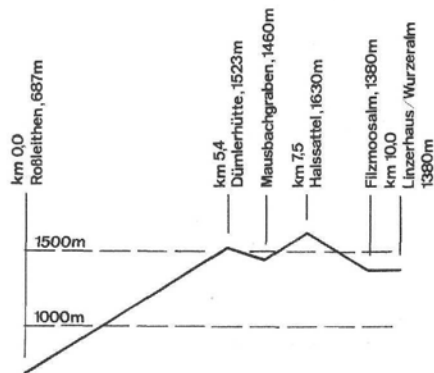
#### ROSSLEITHEN BEI WINDISCHGARSTEN—DÜMLERHÜTTE—HALSSATTEL—LINZER HAUS AUF DER WURZERALM

10 Kilometer, zirka 900 Aufstieghöhenmeter, 4½ bis 5 Stunden [143, 196].

Das Warscheneck als östlichster Gipfel des Toten Gebirges fußt unmittelbar im weiten Talkessel von Windischgarsten. Diese einleitende Teilstrecke führt aus diesem steil hinauf zur Dümmlerhütte (ÖAV, Sektion TK Linz, derzeit, 1971, wegen Pächtermangels nicht bewirtschaftet, AV-Schloß) und über den Halssattel hinüber zum Linzer Haus Wurzeralm. Vor der 30-km-Etappe zur Tauplitzalm bietet dieser Abschnitt eine gute Gelegenheit zum Eingehen.

Gipfel: ROTE WAND, 1798 m, Zeitaufwand 1½ Stunden [771]. Abzweigung von der Überquerungsrouten (Gepäckdepot) einige Minuten vor Erreichen des Halssattels.





STUBWIESWIPFEL, 1784 m, Zeitaufwand 1½ Stunden [771]. Abzweigung (Gepäckdepot) dort, wo bei der Abfahrt vom Halssattel der Graben auffallend nach rechts umbiegt, bei einem ebenen Almboden in der Nähe der Stubwiesalm.

STÜTZPUNKT: LINZER HAUS AUF DER WURZERALM, 1380 m (ÖAV-Sektion Linz), ganzjährig bewirtschaftet.

Der direkte Anstieg zum Linzer Haus, [136], beginnt beim Pflögerteich an der Pyhrnpaßbundesstraße, einige Kilometer südlich von Spital am Pyhrn. Unweit des Pflögerteiches die Talstation der Gondelbahn zur Wurzeralm (für die am Nachmittag Anreisenden: Betriebs-Talstation der Gondelbahn zur Wurzeralm (Betriebsschluß um 17 Uhr!).

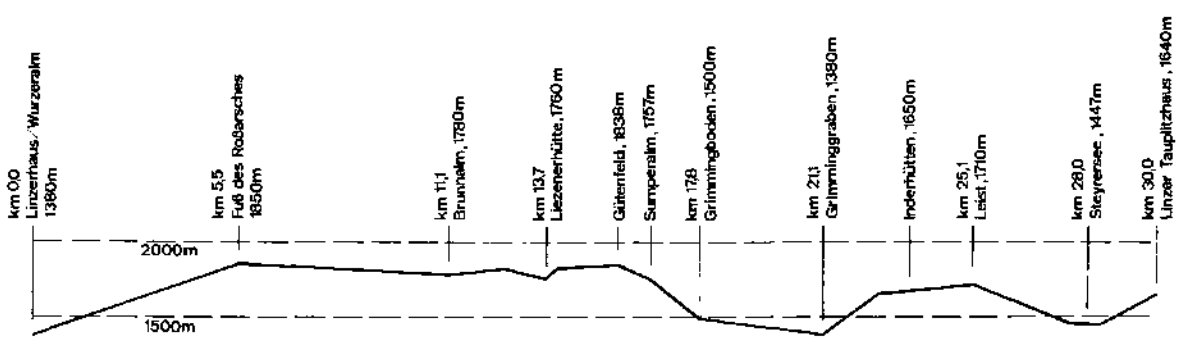
## II.

### LINZER HAUS AUF DER WURZERALM—LIEZENER HÜTTE—GRIMMINGGRABEN—LEISTALM—TAUPLITZALM

30 Kilometer, zirka 1250 Aufstiegshöhenmeter, 10 bis 12 Stunden [194, 192].

Eine Teilstrecke von gewaltiger Länge — sie ist die längste, wenn man über das Zentralplateau die direkte Variante wählt. Die Höhenunterschiede sind jedoch verhältnismäßig gering.

Von der Wurzeralm bis zur Sumperalm führt sie über die sanft gewellte Hochfläche,



die den langgestreckten Kamm der Warscheneck- und Hochmölbingkette im Süden begleitet. Steile Abstürze, ja sogar kilometerlange Felswände („Weißenbacher Mauern“) trennen sie von dem rund 1200 Meter tieferliegenden Ennstal. Ab der Sumpferalm zwingt der tief eingeschnittene Grimminggraben die Route hinunter bis auf eine Höhe von 1380 Metern. Ein steiler, mühsamer Aufstieg (und das mit bereits acht bis zehn Gehstunden in den Muskeln) läßt bei den weiten Böden der Interhüttenalm die Fortsetzung der Hochfläche gewinnen. Der Leist, eine schwach ausgeprägte Bodenschwelle (knapp westlich davon die Leistalmhütte), eröffnet die Abfahrt in den langegezogenen Kessel erst des Schwarzensees, dann des Steyrersees. Als Abschluß des Tages noch 200 Höhenmeter Aufstieg, vom Seebecken zur Tauplitzalm.

Nahezu den ganzen Tag bewegt man sich durch schütterere Lärchen- und Zirbenwälder (man sagt, der Zirbenbestand zwischen der Purgstallalm und der Liezener Hütte sei der ausgedehnteste in den Ostalpen!), die sich hier im Schutz des Kamms in einer Höhenlage halten können, in der im Westteil des Toten Gebirges kaum ein Baum mehr steht. Zweimal gelangt man kurz über die Baumgrenze, am Fuße des Warschenecks und auf dem Gütfeld. Weite Ausblicke auf die Niederen Tauern zur Linken, zum Dachstein und — vom Gütfeld aus — auf die Ostabstürze der Prielgruppe.

Die LIEZENER HÜTTE (ÖAV, Sektion Liezen, unbewirtschaftet, AV-Schloß) gibt einem die Möglichkeit, diese Etappe auf zwei Tage aufzuteilen. Dadurch kann man Zeit für Gipfelbesteigungen gewinnen.

**Gipfel:** ANGERKOGEL, 2116 m, Zeitaufwand 2½ Stunden [798].

Abzweigung von der Überquerungsrouten bei der Purgstallalm, 1¼ Stunden vom Linzer Haus. Gepäckdepot bei der Luckelhütte. Nach der Gipfelbesteigung besser nicht weiter nach [194a] (unnötiger Höhenverlust), sondern in einer Viertelstunde nach Norden zum Fuß des Roßarsches, wo man, unweit der Abzweigung zum Luigistal, auf die Überquerungsrouten [194] trifft.

WARSCHENECK, 2388 m, Zeitaufwand 3 Stunden [756].

Abzweigung (Gepäckdepot) am Südfuß des Roßarsches.

KREUZSPITZE, 2333 m, Zeitaufwand 2½ Stunden [718, 713]. Ab der Weggabelung am SW-Fuß des Roßarsches bleibt man noch zirka 20 Minuten lang auf der Markierung zum Luigistal [749], dann wie bei [718] über den Rücken zum Grat und auf den Gipfel. Abfahrt [713] zur Brunnalm, wo man wieder auf die Überquerungsrouten stößt. Nur bei einwandfreier Sicht, sonst sehr schwierig zu orientieren.

ALMKOGEL, 2121 m, Zeitaufwand 2 Stunden [684].

Abzweigung (Gepäckdepot) zirka ¼ Stunde westlich der Interhüttenalm.

**Abbruchsmöglichkeiten:** LUIGISTALABFAHRT [753]. Geht man die Überquerung in der Gegenrichtung, von Westen nach Osten, ist sie als Abschluß sehr zu empfehlen, da die Teilstrecke I in dieser Richtung weniger reizvoll ist.

VON DER LIEZENER HÜTTE INS ENNSTAL [131 oder 132]. Die einzige Fluchtabfahrt zwischen Wurzeralm und Tauplitzalm. Gilt als lawinsicher (siehe jedoch im „Lawinenbuch“ von Flaig: Unglück am Raidling).

Achtung: der Grimminggraben ist als Fluchtweg ungeeignet, er ist im unteren Teil eng und klammartig, nur gefährlich und mühsam passierbar!

#### STÜTZPUNKTE:

LINZER TAUPLITZHAUS (ÖAV, Sektion Linz), 1639 m, ganzjährig bewirtschaftet. Östlichste bewirtschaftete Unterkunft auf der Tauplitzalm. Da man am nächsten Tag zurück muß bis zur Steyrerseelalm, bringt es die kürzeste verlorene Wegstrecke.

LEISTALMHÜTTE (gepachtet von der Sektion Linz des ÖAV), 1640 m, unbewirtschaftet. Privatschloß, Schlüsselverleih durch die Geschäftsstelle der Sektion.

Wenn die Verhältnisse lawinensicher sind und man nicht auf der Tauplitzalm Proviant nachkaufen muß, bringt die Nächtigung auf der Leistalm Vorteile: einerseits Abkürzung der Teilstrecke II um gut 1 Stunde und 200 Aufstiegshöhenmeter, andererseits eine Abkürzung um das gleiche Maß für die Teilstrecke III: von der Hütte durch die Leisthüttgrube zur Sigerstalhöhe [536], von hier in genau NW-Richtung zum Bartlrücken, wo man auf die Stangenmarkierung über das Zentralplateau stößt.

### III.

#### DAS ZENTRALPLATEAU

Dem, der es nicht kennt, ist das Zentralplateau schwierig zu schildern. Die nüchternen Zahlen sagen nicht viel aus: gegen 80 Quadratkilometer groß, Höhenlage zwischen 1800 und 2200 Meter, die Gipfelkuppen (Feuertalberg, Hochkasten, Hebenkas u. a.) bis gegen 2400 Meter. Der höchste Gipfel, der Große Priel, steht, von der Hochfläche etwas abgesetzt, nach Nordosten vorgeschoben und dominiert bis zu 2000 Meter über den umliegenden Tälern.

Im Sommer ist das Zentralplateau das Modell einer Mondlandschaft: ein Meer von bleichen Kalkriffen, Karrenfeldern und Felsbänken. Zerfurcht von Gräben und mancherorts schier durchlöchert von Dolinen unterschiedlichster Größe, vom Bombentrichter bis zu denen mit einer Gehstunde Umfang. In den tiefsten Lagen Latschendickichte, dann noch hin und wieder einige spärliche Graspolster, darüber nur noch nackter Stein, blendend hell, fast weiß. Und heiß, glühend heiß in der Sonne eines Sommertages. Wasserlos, und selbst heutzutage noch völlig weglos in seinem inneren Teil. Jagdsteiige führen wohl hinauf an seinen Rand, dann verlieren sich die Spuren in der Weite.

Wenn im Winter Schnee und Stürme die Felswüsten und Latschenfelder peitschen und mehr und mehr zudecken, wenn sich die Löcher, Gräben und Dolinen füllen, die Felsstufen versinken und schließlich eine mächtige Schneedecke die Mondlandschaft in eine arktische verwandelt hat, ermöglicht der Ski eine ungleich weniger mühevoll Begehung als im Sommer, allerdings auch dann nur dem Erfahrenen. Sicheres Wetter ist Voraussetzung, denn selbst die Stangenmarkierung (siehe „Mitteilungen des ÖAV“, XI/XII 1970, Seite 215) hilft nicht mehr viel, wenn Nebel und Schneesturm einfallen.

Diese „Königsetappe“ läßt sich auf dem direkten Weg von der Tauplitzalm zur Pühringerhütte gehen, oder auf einem wesentlich längeren, bei dem der Große Priel (2515 m), der höchste Gipfel des Toten Gebirges, miteinbezogen wird.

#### a) Der direkte Weg:

#### TAUPLITZALM—TRAGHALS—TAUPLITZHOCHALM—GASTKAR— HETZKOGELSATTEL—PÜHRINGERHÜTTE

18,5 Kilometer, zirka 750 Aufstiegshöhenmeter, 6 bis 8 Stunden [182].

Bei Nächtigung auf der Leistalm zirka 1 Stunde kürzer (siehe oben bei Stützpunkte).

**Gipfel:** GROSSES TRAGL, 2184 m, Zeitaufwand 1 Stunde [622].

Abzweigung (Gepäckdepot) vor dem Traghals, am Fuße des Gipfelhanges.

PLANKAMIRA, Ostgipfel, 2175 m, Zeitaufwand 1 Stunde [597].

Abzweigung auf der Tauplitzhochalm, dort, wo die Markierung rechts gegen das Meiertal hinunterzieht. Gepäck mitnehmen. Abfahrt über die Rickmersscharte zurück zur markierten Route, die man am Fuße der Weißen Wand, halbwegs zwischen Tauplitzhochalm und Gastkar, wieder erreicht.

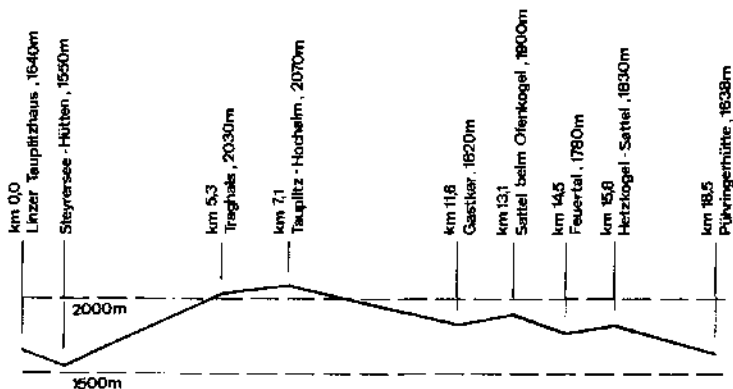
WEISSE WAND, 2200 m, Zeitaufwand 2 Stunden [586].

Nur bei ganz sicheren Schneeverhältnissen! Abzweigung (Gepäckdepot) unterhalb der Rickmersscharte.

HETZKOGEL, 1966 m, Zeitaufwand  $\frac{3}{4}$  Stunden [571].

Abzweigung (Gepäckdepot) am Hetzkogelsattel.





*Abbruchsmöglichkeiten:* SIGERSTAL [538]. Steile Abfahrt ins hinterste Stodertal. Die Einfahrt, die man am günstigsten vom Traglhals erreicht, ist nicht ganz leicht zu finden. Als Fluchtweg bei Schlechtwettereinbruch hat sie keine Bedeutung, denn wenn man schon am Traglhals ist, findet man wesentlich rascher und leichter entlang der Stangenmarkierung zur Tauplitzalm hinunter.

OCHSENKAR [93]. Sehr lange Abfahrt (Flachstücke und Gegensteigungen), aber lawinensicher. Abzweigung nördlich des Hetzkogelsattels. Achtung, genau an die Beschreibung halten! In der Fortsetzung des Tales zwischen Hetzkogel und Elm nicht nach Süden abfahren, weiter unten versperren Felswände den Weg!

b) Der Weg über den Großen Priel:

TAUPLITZALM—TRAGLHALS—TAUPLITZHOCHALM—GASTKAR—  
BÖSENBÜHELSATTEL—WEITGRUBE—OBERER AUSGANG DER  
KLINERSCHLUCHT—GROSSER PRIEL—FLEISCHBANKSATTEL—TEMEL-  
BERGSATTEL—HETZKOGELSATTEL—PÜHRINGERHÜTTE

34 Kilometer, zirka 1750 Aufstiegshöhenmeter, 11 bis 13 Stunden [190, 455, 456, 184].

Bis zum Gastkar und ab dem Hetzkogelsattel ident mit der direkten Route.

Diese Etappe steht mit ihrer Länge an der Grenze dessen, was man in einem Tag schaffen kann, war aber schon vor nunmehr bald fünfzig Jahren üblich (siehe Schiführer von Resch-Fürböck). Wenn einem der Tag zu kurz wird, kann man diese Teilstrecke unterteilen, durch Abfahrt entweder durch die Klinarschlucht [183] zum PRIEL-SCHUTZHAUS (ÖAV, Sektion TK Linz, im Frühjahr zeitweise bewirtschaftet, sonst Winterraum mit AV-Schloß), oder vom Fleischbanksattel auf [461] zur WELSER HÜTTE (ÖAV, Sektion Wels, Winterraum mit AV-Schloß). In beiden Fällen ein beträchtlicher Höhenverlust (500 bzw. 400 Meter), den man am nächsten Morgen wieder „einarbeiten“ muß.

*Gipfel:* SCHERMBERG, 2396 m, Zeitaufwand 1½ Stunden [432 oder 433].

Ein lohnendes Ziel, für das man allerdings kaum Zeit zur Verfügung hat, wenn man diese Teilstrecke in einem Tag geht.

*Abbruchsmöglichkeiten:* DIETLHÜLLE [498]. Ausgesprochene Frühjahrsabfahrt, normalerweise erst ab April und bei sicheren Verhältnissen. Keine Orientierungsschwierigkeiten. Die Einfahrt ist leicht zu finden: bei der Abfahrt vom Bösenbühelsattel scharf rechts unter den Wänden halten.

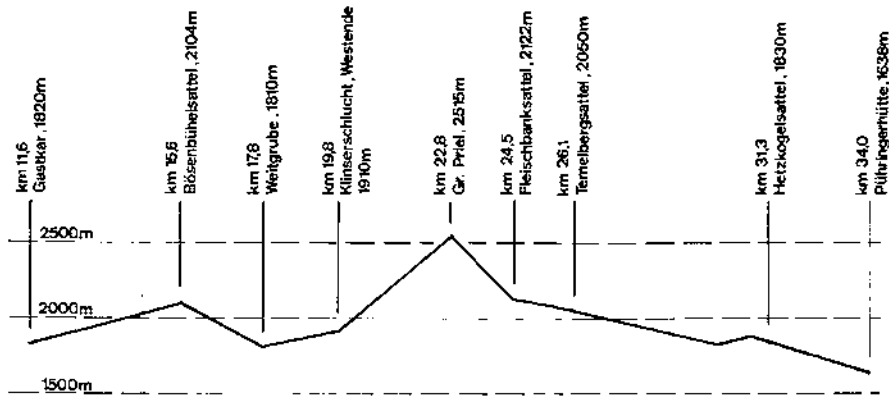
VOM PRIEL-SCHUTZHAUS NACH HINTERSTODER, entlang des Hüttenweges [104].

VON DER WELSER HÜTTE ZUM ALMTALER HAUS [98], nur im Frühjahr, wenn die Grundmauern schon aper sind, und bei lawinensicheren Verhältnissen.

OCHSENKAR [93]. Siehe oben bei der direkten Route.

#### STÜTZPUNKT:

PÜHRINGERHÜTTE AM ELMSEE (ÖAV, Sektion Wels), 1638 m, im Winter nur zu Ostern bewirtschaftet oder bewartet; sonst Winterraum, unversperrt.



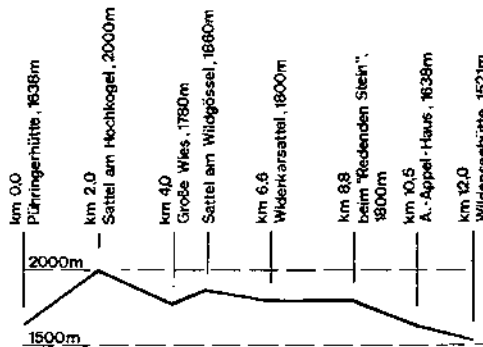
#### IV.

### PÜHRINGERHÜTTE—WIDERKARSATTEL—WILDENSEEHÜTTE

12 Kilometer, zirka 500 Aufstiegshöhenmeter, 4 bis 5 Stunden [180].

Von der Hütte weg ein zügiger Aufstieg zum Sattel am Hochkogel, einem der schönsten Aussichtspunkte der Überquerung: im Süden, letztmalig sichtbar, das Zentralplateau, die Landschaft ohne Maßstäbe. Im Osten der Schernberg — im Profil ahnt man die Größe des Absturzes, die zweithöchste Wand der Nördlichen Kalkalpen. Drüben am Eiferkogel und Rabenstein, zum Greifen nahe, der Nordabbruch der Hochfläche hinunter zum Almsee, der 1500 Meter tiefer liegt. Darüber hinweg ein weiter Blick ins Alpenvorland, in die Donauebene. Am Horizont ein breiter dunkler Saum: der Böhmerwald!

Eine Stunde weiter der Sattel am Wildgößl: Tor in eine nun wieder lieblichere Landschaft, in die breite Senke der Wildenseealm. Beim sagenumwobenen Redenden Stein senkt sich die Route — vorbei an der obersten, riesigen Wetterzirbe — hinein in den stundenweiten Hain aus Lärchen und Zirben.



**Gipfel:** HOCHKOGEL, 2094 m, Zeitaufwand  $\frac{1}{4}$  Stunde [559].

Abzweigung am Sattel zwischen Hochbrett und Hochkogel. Gepäck mitnehmen. Abfahrt vom Gipfel direkt nach Norden zur Stangenmarkierung.

GROSSER WOISING, 2064 m, Zeitaufwand 2 Stunden [396a, 397].

Abzweigung knapp westlich des Widerkarsattels, Gepäck mitnehmen bis zum Fuß des Gipfelhanges. Abfahrt zum Appelhaus (Richtung mit Kompaß festlegen), wo man wieder auf die Überquerungsrouten stößt.

**Abbruchmöglichkeiten:** WIDERKARABFAHRT zum Grundlsee [354], lahnig. Die Einfahrt vom Widerkarsattel ist auch bei schlechter Sicht leicht zu finden. Noch schöner ist sie direkt vom Gipfel des Wildgößl [364]; nur bei guter Sicht!

ALMBERGABFAHRT, vom Appelhaus nach Grundlsee [85]. Lahmig. Bei schlechter Sicht nicht ungefährlich wegen der Felsabstürze.

HOCHKLAPFSATTEL, von der Wildenseehütte nach Altaussee [73]. Orientierung nicht schwierig, jedoch lahmic, vor allem im Graben vor dem Sattel. Dichter, steiler Wald — mehr Abstieg als Abfahrt.

WEISSHORNABFAHRT, von der Wildenseehütte zum Offensee [75]. Die einzige auch im Hochwinter mögliche Abfahrt durch die 40 km langen Nordabstürze vom Kleinen Priel bis zur Hohen Schrott. Hier fehlen die Grundmauern, dieser auf der Nordseite so typische, knapp über dem Talboden gelegene Felsgürtel. Gute Fluchtabfahrt! Von der Pühringerhütte kommend, auch vom Widerkarsattel erreichbar [381]; nur bei guter Sicht!

#### STÜTZPUNKTE:

WILDENSEEHÜTTE (ÖAV, Sektion Bad Aussee), 1521 m, unbewirtschaftet, AV-Schloß.  
ALBERT-APPEL-HAUS (Österr. Touristenverein Wien), 1638 m, im Winter nur zu Östern bewirtschaftet, übrige Zeit nicht zugänglich.

#### V.

Im Westen riegelt ein breiter Wall die Senke der Wildenseealm ab: der Kamm, der sich vom Rinnerkogel bis zum Schwarzmooskogel quer über die hier schon schmalere Hochfläche erstreckt. Knapp südlich der Kuppe des „Rauchfang“ bietet ein wenig ausgeprägter Sattel den günstigsten Übergang. Hier muß man sich entscheiden, wo man die Überquerung beenden will, in Bad Ischl oder Altaussee.

Beide Varianten bieten noch einmal ein Stück einsame Hochfläche, eine Hütte für den, der noch einmal nächtigen will, und eine Gipfelbesteigung — ein Abschluß, der nicht nur eine berühmt schöne Aussicht bringt (die Dachsteingletscher sind nun schon ganz nahe gerückt), sondern auch eine willkommene Verlängerung der Abfahrt ins Tal.

Wenn ich hier an erster Stelle den Weg über die Ischler Hütte nach Bad Ischl empfehle, ist es entschieden nicht aus dem Grund, um beim Addieren der Kilometer eine größere Zahl zu bekommen. Aber: die Loserabfahrt apert schon früher im Jahr aus und die neue Straße zur Loserhütte verändert dort vieles — nicht zu jedermanns Freude!

Stiller ist es auf jeden Fall auf der Ischler Route, vorbei am Schönberg (oder Wildenkogel, wie ihn die Ebenseer nennen), dem Höchsten im westlichen Toten Gebirge. Urtyp der romantischen Salzkammergutlandschaft: der steile Bärkogelgraben, von senkrechten Wänden überragt, dann der waldumstandene Boden der Ischler Rettenbachalm.

Vollständigkeitsfanatiker können hier noch eine sehr selten begangene Teilstrecke anschließen: über die Karalm oder die Nestlergruben zum Predigkogel, dann weiter zur Hohen Schrott. Abfahrt nach Bad Ischl, oder, wenn es dorthin schon aper ist, steil nach Norden hinab in den wilden Kessel des Gimbachtales, hinaus nach Steinkogel bei Ebensee.

#### WILDENSEEHÜTTE—RAUCHFANG—ISCHLER HÜTTE— RETTENBACHALM—BAD ISCHL

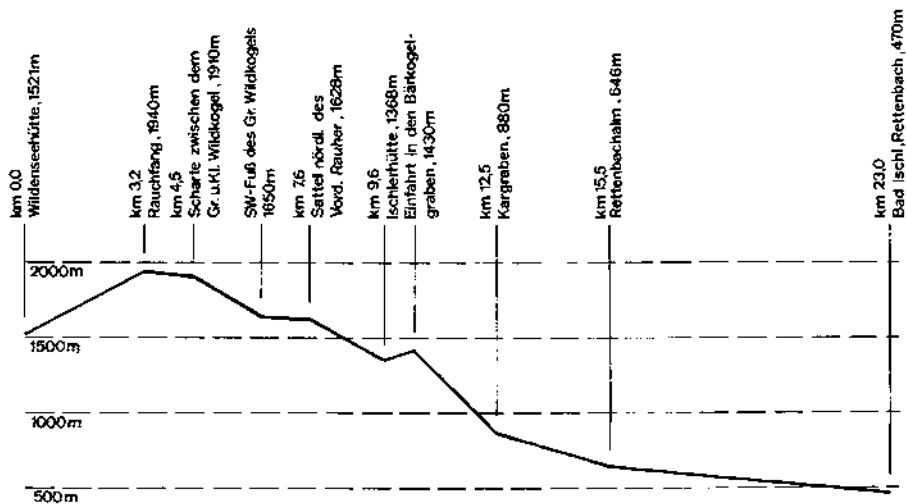
23 Kilometer, zirka 500 Aufstiegshöhenmeter, 7 bis 8 Stunden [170, 57].

Gipfel: GRIESSKOGEL, 2008 m, Zeitaufwand ½ Stunde [259].

Abzweigung (Gepäckdepot) von der Querung an seinem Nordhang.

SCHÖNBERG, 2093 m, Zeitaufwand 2 Stunden [235].

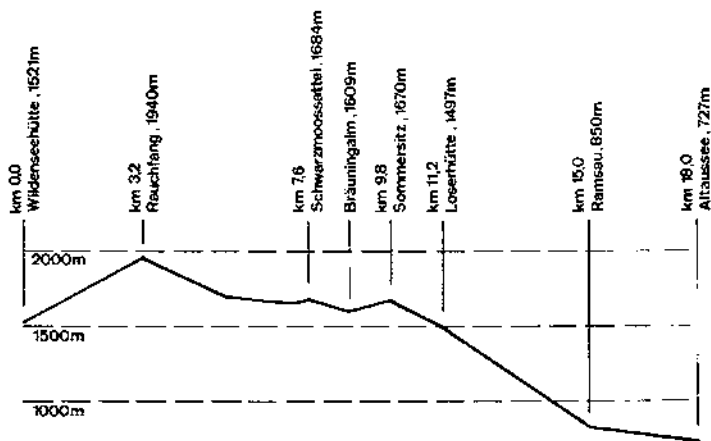
Abzweigung von der Überquerungsrouten am SW-Fuß des Großen Wildkogels. Flacher Anstieg in den Sattel zwischen Altarkögerl und Schönberg (Gepäckdepot), hier rechts zum Gipfel. Abfahrt zur Tragstatt [238], von hier nach SW in den Bärkogelgraben und nach Bad Ischl; oder, wenn man nächtigen will, von der Tragstatt in den vom Westfuß des Altarkögerls nach S ziehenden Graben und durch ihn zur Ischler Hütte.



Man kann den Großen Wildkogel auch nördlich umrunden und den Schönberg über den Ostgrat besteigen (nicht leicht!) [241 in Gegenrichtung].

Großartig ist, wenn es die Verhältnisse erlauben, die Steilabfahrt über das Ebenseer Hochkogelhaus (TVN Ebensee) nach Steinkogel bei Ebensee [242, 61]. Ausgesprochene Frühjahrsabfahrt!

*Stützpunkt* für Zwischennächtigung: ISCHLER HÜTTE (ÖAV, Sektion Bad Ischl), 1368 m, unbewirtschaftet, AV-Schloß am Winterraum.



oder:

WILDENSEEHÜTTE—RAUCHFANG—SCHWARZMOOSSATTEL—  
LOSERHÜTTE—ALTAUSSEE

19 Kilometer, 550 Aufstieghöhenmeter,  $4\frac{1}{2}$  bis  $5\frac{1}{2}$  Stunden [178, 65].

*Gipfel*: HOCHANGER, 1837 m, Zeitaufwand 1 Stunde [293].

Abzweigung zwischen Bräuningalm und Loserhütte beim Augtsee. Gepäck mitnehmen bis zum Gipfelhang. Abfahrt direkt zur Loserhütte und weiter nach Altaussee [295].

Der benachbarte Loser ist mit Schiern kaum lohnend.

*Stützpunkt* für Zwischennächtigung: LOSERHÜTTE (ÖAV, Sektion Bad Aussee) (1497 m, bisher ab Februar bewirtschaftet. Änderung der Bewirtschaftungszeit ist infolge des Straßenbaues möglich.

## VORSCHLÄGE ZUR BEGEHUNG EINZELNER ABSCHNITTE ALS WOCHENENDTOUREN

mit Angabe der im allgemeinen günstigsten Zeit.

Spital am Pyhrn—Linzer Haus auf der Wurzeralm—Liezener Hütte—Tauplitzalm (Jänner bis März).

Altaussee—Loserhütte—Schwarzmoossattel—Rauchfang—Wildensee—Weißhornabfahrt—Offensee (Februar und März).

Altaussee—Loserhütte—Schwarzmoossattel—Rauchfang—Wildenseehütte—Widerkar-sattel—Widerkarabfahrt—Grundlsee (März).

Grundlsee—Pühringerhütte—über das Zentralplateau ins Gastkar und zur Rickmers-scharte—Sidlkögellabfahrt [593]—Grundlsee (Mitte Februar bis Ende März).

Hinterstoder—Prielschutzhaus—Klinserschlucht—Bösenbühelscharte—über das Zen-tralplateau zum Traghals—Sigerstalabfahrt—Hinterstoder (März und April).

Hinterstoder, Baumschlagereith—Sigerstal (noch besser über das Salzsteigjoch, wenn dessen Steilstufe schon ausgeapert ist)—Leistalm—über das Zentralplateau zur Bösen-bühelscharte—Dietlhöllabfahrt—Hinterstoder, Dietlgut (April bis Mitte Mai).

Heimfahrt vom Toten Gebirge — auch sie ist noch Erlebnis: hinunter zum Offensee, zum Grundlsee oder in ein anderes der Täler. Die Buchenwälder der unteren Lagen viel-fach schon aper, die Wärme des Frühlings im feuchten Humus. Schneerosen, später im Jahr schon der Seidelbast und Petergamm, daß die Felsstufen im Wald völlig gelb sind.

Wilder Haufen im Kofferraum: Schuhe und schmutzige Gamaschen zwischen den Rucksäcken, triefnasse Felle. Und obendrauf vielleicht noch ein paar Latschenzweige, als Erinnerung an die Bilder der letzten Stunden: weißgraue Karrenplatten in der Schnee-wüste; Gesang des Bergfinken in den Lärchen; Blick zum Dachstein, zu den Tauern, zum Böhmerwald; Abfahrt durch die Steilabstürze, das Wegsuchen zwischen den Fels-wandeln und hin und wieder ein „Jungwald-Sechser“.

Salzkammergut-Bundesstraße. Am Pötschenpaß der Dachstein unmittelbar vor der Nase. Nächsten Sonntag vielleicht?

Bad Ischl. Schwere Wahl: Gösser Bier oder die „kaiserliche“ Konditorei Zauner. Weiter, entlang am Traunsee. Erste Segel, vereinzelt nur, und darüber 1000 Meter heller Kalk, die Traunstein-Westwand. Bereits ohne Schnee.

Umfahrung Gmunden. Im Hintergrund, über dem Spiegel des Sees, der Wildenkogel. Die ganze Kette des Höllengebirges im Panorama, der Firn gleißt in der Sonne des Nachmittags.

Einordnen in den Sonntagwirbel auf der Autobahn. Singende Reifen auf dem Beton, während zur Rechten die zarte Kontur der großen Hochfläche vorbeizieht, vom Woi-sing über den Scherberg bis zum Großen und Kleinen Priel. Verkehrszeichen fliegen vorüber, rechts, links; Gebote, Verbote, Tafeln, Wegweiser, Richtungspfeile.

E 5, E 14; London—Istanbul, Triest—Prag... Weite Welt, und doch so eingengt.

Ausfahrt Linz. Rechts raus. Und hinein, dorthin, wo die Welt noch enger ist, die Wege kanalisiert und von grün-gelb-rot beherrscht.

Selten nur, daß der Wind so stark ist, den Schmutz von Eisen und Stahl, Auspuffgase und Schwefeldioxyd wegzublasen. Doch dann kann es sein, daß der Blick nach Südwesten so frei wird, daß wir die einzelnen Gipfel unterscheiden können, daß das Tote Gebirge bis in die Stadt hereinschaut.

Allein der Gedanke daran ist schon tröstlich, daß man in gut einer Stunde dort sein könnte. Dort, wo die Freiheit noch mehr als 1000 Quadratkilometer groß ist.

# Frühjahrsschifahrten im Bereich der Welser Hütte

WERNER TOTH-SONNS

Unter sämtlichen Bauvorhaben, die in den letzten Jahren von Alpenvereinssektionen verwirklicht wurden, kann wohl der Ersatzbau für die in Verfall begriffen gewesene Welser Hütte unter ganz wenigen Objekten in erster Linie darauf Anspruch erheben, als Leistung in echt bergsteigerischem Sinne zu gelten. Ist damit doch den Bergsteigern der einzige, über der Waldgrenze gelegene Stützpunkt unter den Nordabstürzen der höchsten Erhebungen des Toten Gebirges, des Prielmassivs, erhalten geblieben. Der Entschluß zu diesem Neubau ist um so mehr zu würdigen, als die Welser Hütte weit abseits aller Personentransportmittel und sonstigen Zufahrtsmöglichkeiten niemals zum Objekt eines gewinnbringenden Massenbetriebes werden kann.

Nicht zuletzt aber ist dadurch auch den begeisterten Schibergsteigern und Liebhabern des Steilfirngeländes in den Hochlagen über der prachtvollen Hetzau ein besonders wichtiger Standort bewahrt worden, ohne den dieses großartig-anspruchsvolle Spätwinter- und Frühlingsschigebiet der fast völligen Vereinsamung hätte anheimfallen müssen.

Für den Hüttenneubau war natürlich die Errichtung einer Materialseilbahn unerlässlich, die ja auch für jegliche Hüttenbewirtschaftung in der heutigen Zeit ein unbedingtes Erfordernis ist. Die Bergsteiger können sich nun den drei- bis vierstündigen Aufstieg vom Almtaler Haus bzw. vom Parkplatz bei der Talstation der Materialseilbahn dadurch wesentlich erleichtern, daß sie ihr Gepäck von der Seilbahn mitführen lassen. Es ist wohl anzunehmen, daß ungeachtet der Wintersperre der Hütte bei stärkerem Besuch auch in der Frühjahrstourenzeit der Hüttenpächter nach rechtzeitiger Verständigung hinaufkommen wird. Damit käme die Annehmlichkeit des Gepäcktransportes zumindest auch größeren Gruppen von Schitouristen zugute.

Vielleicht wird nun mancher ältere „Unentwegte“ dagegen einwenden, daß ein richtiger Schibergsteiger seine Schier samt Rucksack auch selber auf eine Hütte tragen können muß, was gewiß zutreffend, aber dort nicht unbedingt notwendig ist, wo man sich's ohne viel Umstände bequemer machen kann. Man könnte leicht Dutzende von hochalpinen Schutzhütten anführen, zu denen dank einer vorhandenen Materialseilbahn nur mehr die Allersparsamsten ihre beim Hüttenaufstieg entbehrlichen Sachen selber hinaufschleppen. Auch die vielgerühmten alpinen Pioniere des 18. und 19. Jahrhunderts haben ihre Ausrüstung zumeist ja nicht selber getragen, sondern sich in reichlichem Maß der Trägerdienste bedient, die eben heute durch die technischen Einrichtungen abgelöst wurden. Das seit jeher unbeliebte Rucksackschleppen ist ja erst in Gebrauch gekommen, als das Bergsteigen zur Massenbewegung auch minder begüterter Kreise wurde. Also ist heute eine mechanische Rucksackbeförderung keineswegs als Verstoß gegen bergsteigerische Traditionen anzusehen.

Ob der Schifahrer, falls der Gepäckaufzug in Betrieb ist, gleich auch seine Schier mit hinauffahren läßt, wird hier von Fall zu Fall zu entscheiden sein. Mindestens in der unteren Hälfte des Weges zwischen der Seilbahntalstation und der Welser Hütte kommt ein Aufstieg mit Steigfellen auf keinen Fall in Betracht, weil der unterste Wegteil, sobald man über ein flaches Waldstück an den Fuß der Schermberg nordwand herangekommen ist, sich als versicherter Steig präsentiert, mit dessen Hilfe man die sogenannten „Grundmauern“ überlistet. Auch auf den Kehren des über den Grundmauern beginnenden Waldriegels kommt man zu Fuß bestimmt schneller vorwärts als mit angeschnallten Schiern, und erst dort, wo sich der Wald lichtet und in die Krummholzzone übergeht, könnten bei tief aufgeweichtem Firn die Schier von Nutzen sein. Schon früher nach rechts hin in die steilen, von Lawinenschnee ausgefüllten Rinnen auszuweichen,

durch die größtenteils die Abfahrt von der Welser Hütte verläuft, ist im Aufstieg wohl wenig zweckmäßig. In der Regel wird also, wenn man nicht mit besonders tiefem Faulschnee über der Waldgrenze zu rechnen hat — was ja auch eine wenig vielversprechende Wetterprognose beinhalten würde — der ganze Hüttenaufstieg mit leichtem Gepäck zu Fuß zurückgelegt werden.

Von Eile sollte auf diesem ganzen Weg nicht die Rede sein. Von dem Augenblick an, in dem sich schon im Talstück vor dem Almtaler Haus der von riesigen Wandfluchten umschlossene Waldkessel der Hetzau in aller Großartigkeit darbietet, bis zu den letzten Schritten durch die Ackergrube zur Hüttentüre, löst ja ein fesselndes Landschaftsbild das andere ab. Während man noch über den von Schneerosen förmlich bestickten Waldboden dem Wandfuß zustrebt, wird schon die schneefüllte Steilschlucht sichtbar, der man nach links hin entlang der Drahtseile ausweicht. Im Richtungswechsel der anschließenden Wegkehren fängt der Blick einmal die über den Baumwipfeln in den Himmel schießenden Wände des Schermbergmassivs, dann wieder über die mächtig tiefersinkende Hetzau hinaus die Weite des Voralpenraumes, und zu guter Letzt öffnet sich Stück um Stück der Einblick in die vielversprechenden Gipfelkare zu beiden Seiten des klotzigen Sauzahns, der die große Steilmulde zwischen Priel und Schermberg teilt.

Wenn man auch bei günstiger Zeiteinteilung etwa um Mittag die Welser Hütte erreicht, sollte eine Gipfeltour am selben Tag nicht mehr zur Erörterung stehen. Der Schermberg mit 2396 Metern und der Große Priel mit 2515 Metern Höhe erfordern von der 1740 Meter hoch gelegenen Welser Hütte immerhin Aufstiegszeiten von 2½ bis 3½ Stunden, und dadurch käme man bei der Abfahrt durch die nordseitigen Kare am Spätnachmittag schon in allmählich anziehenden Glasharsch über weicher Firnunterlage, was den Abfahrtsgenüssen ganz abträglich wäre. Auch die kürzere Tour auf das 2141 Meter hohe „Kreuz“, die eine schöne Steilabfahrt über den Südabfall dieses Gipfels bieten kann, ist am Nachmittag bei tief aufgeweichem Firn wenig empfehlenswert und unter Umständen sogar lawinengefährlich.

Um so früher kann man dann nach einem geruhsamen Hüttenachmittag am anderen Morgen zum Fleischbanksattel aufbrechen, über den man die Südwestflanke des Großen Priel und den unschwierigen, aber nur mehr zu Fuß begehbaren Gipfelgrat erreicht. Der Anstieg zum Fleischbanksattel führt bald über ein kurzes, aber jähes Steilstück, das im Sommer mit Hilfe einer Eisenleiter bezwungen wird. Bei hartem Morgenfirn werden es hier gewiß manche vorziehen, eine vorhandene Fußstapfenreihe zu benützen, statt sich da mit Schiern im Treppenschritt hinaufzuschinden. Wie weit man droben überm Sattel noch mit Schiern bis zum Gipfelgrat vorankommt, hängt ganz von der Schneelage ab. Wo nur mehr schmale Firnstreifen zwischen dem Blockwerk liegen, sollte man die Schier lieber deponieren, denn bei allzu nahem Heranfahen an Felsinseln gerät man an diesem Sonnenhang leicht in höchst gefährlichen Faulschnee. Der Fußanstieg über den Grat ist problemlos, und bei einigen etwas heiklen Querungen steiler Schneerinnen wird wohl jeder leidlich erfahrene Schitourist ganz aus eigenem die nötige Aufmerksamkeit aufwenden. Eine Schilderung des berühmten Prielrundblicks erübrigt sich wohl in diesem Beitrag, da dieser Genuß in der Prielmonographie von Sepp Wallner ausführlich genug beschrieben ist.

Bei entsprechend zeitiger Rückkehr vom Prielgipfel zum Fleischbanksattel läßt sich ohne weiteres noch die Besteigung des Schermbergs in das Tagesprogramm einfügen. Der unmittelbare Anstieg vom Fleischbanksattel zum Schermberg führt am Südhang des Sauzahns entlang in den etwas höhergelegenen Sattel zwischen Sauzahn und Schermberg und über dessen breiten Osthang mit Schiern fast bis zum Gipfel. Die Abfahrt vom Schermberg zur Welser Hütte führt jedoch nicht mehr zum Fleischbanksattel zurück, so daß man im Verlauf dieser kombinierten Gipfeltour das sehr schöne Abfahrtsstück im oberen Teil des Fleischbankkares versäumen würde. Es ist also durchaus lohnend, durch dieses Kar so weit abzufahren, bis man die große Rampe in der Nordostflanke des Sauzahns erreicht, über die man von der Schermbergabfahrt her in den unteren Teil des



Tauplitzalm, Blick vom Schneiderkogel ins Tote Gebirge

Aufn.: Albert Rastl, Bad Aussee



Fleischbankkares hineinquert. Der Zeitmehraufwand für diesen Umweg zum Schermberggipfel beträgt kaum mehr als eine Stunde. Man gewinnt dadurch noch den Vorteil, den Verlauf der direkten Abfahrt vom Schermberg schon im Aufstieg kennenzulernen.

Sehr interessant ist dann schließlich noch am Ende der Priel-Schermberg-Tour das Steilstück bei der überschneiten Eisenleiter. Wer es flüssig bewältigen will, darf wohl nicht unter Hangscheue leiden, aber selbst ein Ausrutscher bringt bei leidlich lockerem Firn keine Gefahr mit sich, da der jähe Steilhang sehr bald in eine sanfte Mulde ausläuft, in der eine unfreiwillige Bremsfahrt gleich zum Halten kommt.

Zum Schitourengeliet der Welser Hütte könnten natürlich auch die Übergänge über den Fleischbanksattel und die Weitgrube zur berühmten Frühjahrsabfahrt durch die Dietlhölle und die wenig bekannte, im Schiführer der Brüder Rabeder beschriebene große Prielumfahrung gerechnet werden. Doch ist sowohl für diese weitausgreifende (und mühsame) Rundtour als auch für eine Befahrung der Dietlhölle das Prielschutzhaus der günstigere und leichter erreichbare Standort.

Nicht versäumen aber sollte man eine Frühvormittagstour auf das schon vorher erwähnte „Kreuz“, zu dem man von der Welser Hütte zuerst kurz in die Ackergrube am Fuß der Prielnordwand abfährt und dann über den sogenannten Apfelplan, den steilen Gipfelsüdabfall zum Ostgrat ansteigt, unter dem die Schier zurückbleiben. Nach der Rückkehr vom Gipfel, der einen instruktiven Einblick in die Prielnordwand und den schönsten Tiefblick in die Hetzau und zu den Odseen vermittelt, wartet man gerade das erste Auffirnen des Südhangs ab und ist dann in wenigen Minuten drunten in der Ackergrube und lange vor Mittag wieder bei der Welser Hütte.

Dies wäre nun auch die günstigste Zeit für den Antritt der steilen Talabfahrt, die zuerst noch recht harmlos in freiem Gelände beginnt, in der Steilrinne am Fuß der Schermbergwände aber sehr große Wendigkeit und perfekte Schibeherrschung verlangt. Nach 700 Metern Abfahrtsöhe (von der Welser Hütte gerechnet) steht man dann bei der Abschnallstelle über den Grundmauern, die man mit geschulterten Schiern leicht hinter sich bringt. Man kann am Ende des Steiges vielleicht nochmals anschnallen und über eine lange Zunge von Lawinenschnee fast bis zur Talstation der Materialseilbahn hinausfahren.

Die An- und Abreise zur und von der Welser Hütte ist für Autobesitzer ganz unproblematisch. Von der weltbekannten Kurstadt Gmunden am Traunsee führen gute Straßen über Scharnstein und Grünau zum Wirtshaus Jagersimmerl in der Habernau, wo man von der zum Almsee führenden Hauptstraße in die Hetzauforststraße einbiegt, die übers Almtaler Haus zur Materialseilbahn führt. Ganz ähnlich verläuft die Fahrtroute für die Benützer von Postautobussen, von denen man allerdings nur bis zum Jagersimmerl befördert wird und von dort aus eigener Kraft in zwei Stunden zum Beginn des Hüttenanstieges gelangen muß.

Es bleibt zu hoffen, daß diese Schilderung dazu beitragen wird, der neuen Welser Hütte auch den gebührenden Spätwinter- und Frühjahrschiläuferbesuch zu verschaffen, von dem jeder gute Tourenfahrer bestimmt eine überaus eindrucksvolle Erinnerung heimbringen wird.

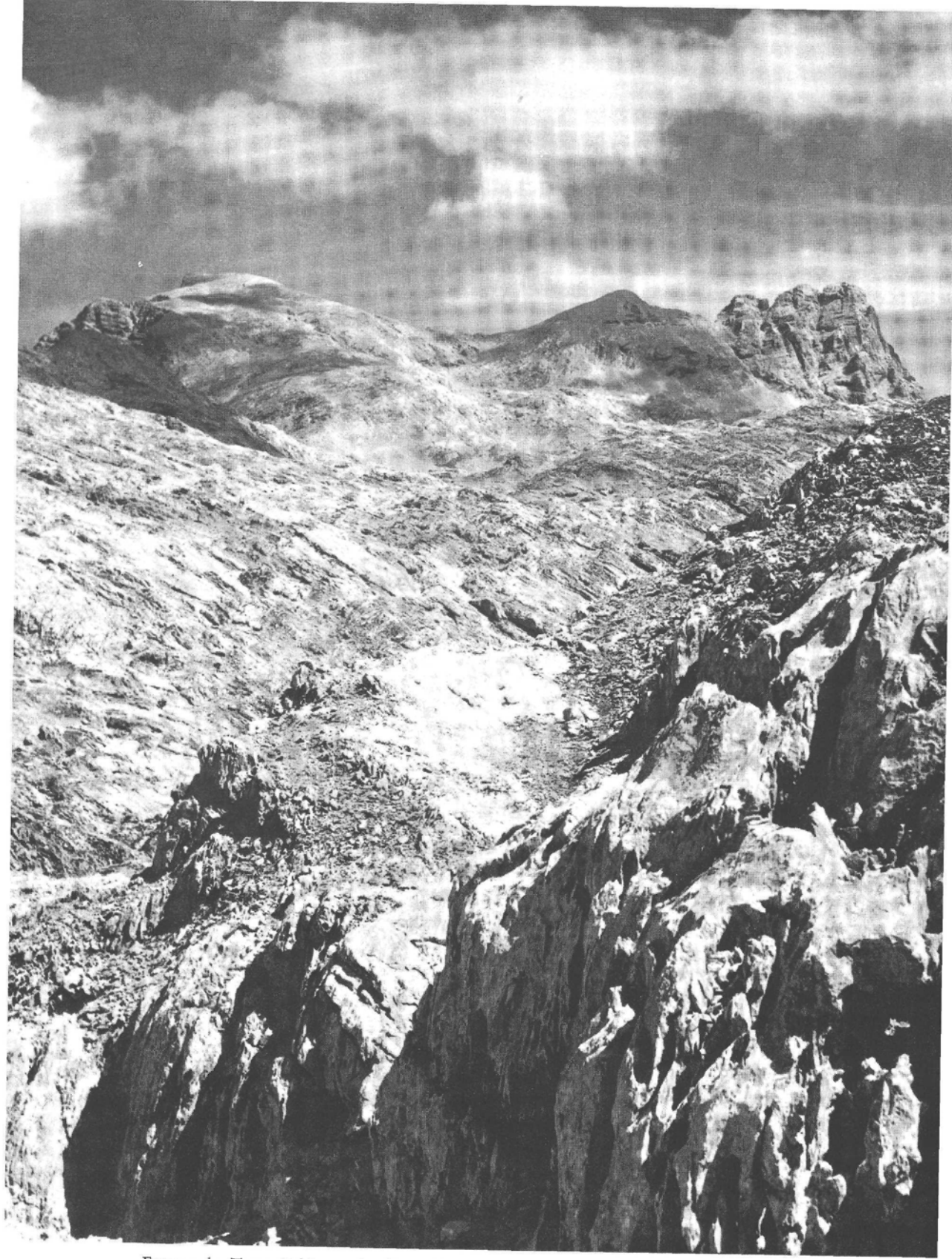
# Poljen und poljenartige Formen im Toten Gebirge

HERMANN KOHL

Im Vergleich zu anderen Gebirgsstöcken der nordöstlichen Kalkhochalpen, ganz besonders zum Dachstein, trat bisher das Tote Gebirge sowohl in bezug auf das bergsteigerische Interesse als auch auf die wissenschaftliche Erforschung stärker zurück, als das von Natur aus gerechtfertigt erscheint. Kommen dem Dachstein wohl seine um 480 Meter größere Höhe und damit die Tatsache, höchster Berg zweier Bundesländer zu sein, aber auch seine Vergletscherung zugute, die die östlichste in den Alpen darstellt, so hat zweifellos das Fehlen einer exakten Kartenunterlage im Bereich des Toten Gebirges wesentlich zu dessen Vernachlässigung beigetragen. So möge das Erscheinen der neuen AV-Karten das Interesse an dieser an landschaftlichen Reizen sowie an wissenschaftlichen Fragen ebenso reichen Gebirgsgruppe auch außerhalb der unmittelbar benachbarten Sektionen wecken.

In fast allen Arbeiten über das Tote Gebirge werden seine gewaltige Ausdehnung und besonders die große verkarstete Hochfläche hervorgehoben. Die karbonatischen Gesteine (Kalkstein, Mergel und Dolomit) haben im Zusammenhang mit der flachen Schichtlagerung infolge ihrer Löslichkeit und Wasserdurchlässigkeit längs des oft sehr engmaschigen Kluftnetzes die während der Heraushebung der Gebirge sonst übliche Zertalung verhindert. Das Niederschlagswasser, aber auch die Schneeschmelzwässer fließen größtenteils unterirdisch ab und treten erst am Gebirgsfuß in den zahlreichen, oft sehr eindrucksvollen Karstquellen aus. Auf diese Weise sind sehr alte Landoberflächen in Form des kuppigen Flachreliefs der Hochflächen gut erhalten geblieben, die infolge der fortgesetzten Hebung der Gebirgsstöcke in scharfem Gegensatz zu den Steilabfällen am Außensaum stehen, ganz besonders im östlichen Teil, wo dann auch sehr lohnende bergsteigerische Ziele winken.

Diese kuppige Altlandschaft wurde wiederholt von der eiszeitlichen Vergletscherung überformt. Damals gingen von den gewaltigen Plateaugletschern durch die zwischen den Felspfelern wie Rinnerkogel, Woising, Rotgschirr, Priel, Spitzmauer usw. heute noch gut erkennbaren Gletschergassen mächtige Eiszungen über die Steilränder hinunter in die anschließenden Täler. Die durch die Eisarbeit entstandene „Rundhöckerlandschaft“ ist somit nicht nur auf der Hochfläche, sondern auch in den genannten Gletschergassen und in den Hochkaren gut zu erkennen, besonders schön etwa in der Weitgrube westlich der Spitzmauer, der Dietlhöhl, der Polsterlucken, in den Karen unterhalb des Grates Großer-Kleiner Priel, in der Röll, in den zahlreichen ehemaligen Gletschergassen zum Kammer-, Topfitz- und Grundsee usw. Aber auch diese Formen sind in den letzten 8000 bis 10.000 Jahren seit dem endgültigen Schwinden des Eises neuerdings durch die fortschreitende Verkarstung überformt worden. Diese Verkarstungsvorgänge wirkten ebenso in allen „Zwischeneiszeiten“, die besser als Warmzeiten zu bezeichnen sind, und auch schon sehr kräftig vor dem Eintritt des Eiszeitalters. Somit haben wir es bei den Karsterscheinungen nicht nur mit sehr verschieden alten, durch andere Vorgänge immer wieder überformten Formen zu tun, sondern auch mit Formen aus sehr verschiedenen Klimaperioden der jüngeren Erdgeschichte. Diese Tatsachen sind bei der Beurteilung der Frage nach der Entstehung und dem Alter der heutigen Oberflächenformen in allen Kalkalpenstöcken von großer Bedeutung.



Formen des Toten Gebirges mit Blick auf Großen Priel, links, und Brotfall, rechts  
Aufn.: Albert Rastl, Bad Aussee

Nun kommt beim Toten Gebirge noch dazu, daß eine größere Mannigfaltigkeit an Gesteinen auftritt als bei den meisten anderen, sonst ähnlichen Kalkalpenstöcken. Neben den üblichen Triasdolomiten und -kalken treten häufig sehr verschiedene Gesteine der Jurazeit auf, wobei nicht das verschiedene Alter maßgebend ist, sondern ihre Unterschiede in der chemischen Zusammensetzung, in der Ablagerungs- bzw. Absonderungsform sowie in der Klüftigkeit, die einen entscheidenden Einfluß auf die Ausbildung mitunter recht verschiedener Oberflächenformen, aber auch auf die Bodenbildung und Vegetation ausüben kann.

Der größere Reichtum an Almen, die teilweise üppigere Vegetation, das häufigere Auftreten von Quellen im Mittel- und Südteil der Gruppe sind somit kein Zufall, sondern Ausdruck dieser größeren Gesteinsmannigfaltigkeit, die auch innerhalb der verkarstungsfähigen Gesteine besteht und sich dort in einer verschiedenen „Verkarstungsfreudigkeit“ äußert (Herbert Lehmann, 1959). Vor allem hängt es von der Reinheit des Kalkgesteines ab, wie weit es in kohlenensäurehaltigem Wasser — und jedes Niederschlagswasser enthält infolge der Aufnahme von  $\text{CO}_2$  aus der Atmosphäre in geringen Mengen Kohlenensäure — löslich ist. Der bis zu 98 Prozent (F. Bauer, 1958) aus Kalziumkarbonat ( $\text{CaCO}_3$ ) bestehende und im Toten Gebirge bis 1500 Meter mächtige Dachsteinkalk unterliegt daher sehr stark diesem Auflösungsprozeß. Seine Oberfläche ist entsprechend dicht mit verschiedenen Karstformen versehen, wie Karren aller Art, Dolinen, Schächten, Ponoren (Schlucklöcher), aber auch sein Inneres ist durchzogen von einem Gewirr von mehr oder weniger zu Gängen, Schächten und Höhlen erweiterten Klüften. Sie alle geben vor allem dem höchsten Teil des Toten Gebirges, aber auch dem ganzen Nordteil das Gepräge. Bei der Auflösung dieser Gesteine bleiben daher kaum unlösliche Rückstände übrig, die mit der Zeit die Klüfte verstopfen und damit das Eindringen des Wassers erschweren könnten.

Je mehr jedoch unlösliches silikatisches Material, meist in Form von Ton, erhalten ist, was bei den mergeligen Gesteinen zutrifft, je größer sind die Lösungsrückstände, die im Gelände als gelbbraune Lehme auffallen. Sie verstopfen die Klüfte und erschweren das Eindringen des Wassers. Je mehr sich diese Bodendecke schließt, um so geschlossener tritt dann die Vegetation auf, womit auch die Voraussetzungen für die Almwirtschaft gegeben sind. Im Toten Gebirge sind dafür besonders die sogenannten „Oberalmkalk“, mergelige Hornsteinkalke der unteren Jurazeit, sehr typisch, in denen schon die zahlreichen Hornsteinklumpen, die als unlösliche Bestandteile herauswittern, den großen Silikatgehalt dieser mergeligen Kalke verraten. Wir finden sie im Süden des Toten Gebirges weit verbreitet, wo sie den Loser, den Sockel der sich vom übrigen Gebirge deutlich abhebenden Scholle zwischen Trisselwand und Salzofen aufbauen und längs der sogenannten „Totengebirgsüberschiebung“ am Kar- und Nestlergraben sowie an der zum Offensee führenden Grünberg- und Grünbachlinie auftreten. Die krönenden Gipfel dieser Juralscholle bestehen allerdings wieder aus einem reineren, sehr verkarstungsfreudigen Kalk, dem oberjurassischen „Plassenkalk“, der alle höheren Teile zwischen Trisselwand und Salzofen aufbaut.

Neben vielen Übergängen zwischen diesen Gesteinen, wie sie etwa in den immer wieder verstreut auftretenden rötlichen Hierlatzkalken, aber auch in einzelnen Partien des Dachsteinkalkes anzutreffen sind, gibt es dann die kalkarmen jurassischen Mergel in Verbindung mit den rötlichen bis grünlichen kieselligen Radiolariten, wie sie vor allem in den durch den Gebirgsbau bedingten Furchen — Elmlinie, Schwarzenbergalm (tschler Hütte), Schoß- oder auch Schafsboden und entlang des Weges Pühringerhütte—Appelhaus, etwa von der Elmgrube über den Ablassattel bis zu den Hennarwiesen — auftreten. Bei ihnen wirken nicht nur die Verwitterungsrückstände, sondern schon allein das Gestein wasserstauend, weshalb in ihnen nicht nur Seen vorkommen, sondern auch zahlreiche Quellen.

Der überall als wasserstauend bekannte, die Kalke und Dolomite unterlagernde und damit grundsätzlich erst am Gebirgsfuß an die Oberfläche tretende Werfener Schiefer spielt nur im Tauplitzgebiet, und auch hier nur nahe dem Öderntörl, eine Rolle, wohin

ein Ausläufer der Hallstätter Decke reicht. Ähnlich treten östlich der Leistalm nahe dem Salzsteigjoch mergelige Lunzer Schichten auf. Daß daneben auch Abdichtungen durch Moränenmaterial vorkommen und auch die Dolomite ein ihnen eigenes Verhalten zeigen, das zu Wasseransammlungen und Quellaustritten führen kann (Wildensee und Tauplitzseen), sei hier ebenfalls vermerkt (vgl. H. Trimmel, 1958).

Diese bisherigen Ausführungen schienen zweckmäßig, um spezielle Formen aus der Reihe der Karsterscheinungen zu verstehen, die wiederholt im Toten Gebirge auftreten und bisher kaum entsprechende Beachtung gefunden haben; es sind dies poljenartige Erscheinungen. Hat schon Otto Lehmann (1927) die großen Hohlformen der Augstwiesen und beim Dreibrüdersee als Poljen bezeichnet, so hat später G. Götzing auf Poljen in den niederösterreichischen Kalkvorpalpen aufmerksam gemacht, und jüngst konnten F. Zwittkovits (1962) die Hohlform des Filzmooses auf der Wurzeralm im Warscheneck und M. H. Fink und K. Schappelwein (1963) eine Wanne auf dem Gahns (Schneeberg, Niederösterreich) als Poljen näher beschreiben. Damit ist das Auftreten dieser Form in den Nördlichen Kalkalpen ausreichend erwiesen. Wenn es nun auch nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes sein kann, die im Toten Gebirge zu den Poljen zählenden Formen lückenlos zu erfassen, zu beschreiben und zu erklären, weil dazu noch verschiedene Vorarbeiten fehlen, so soll doch einmal auf ihre Existenz in dieser Gebirgsgruppe verwiesen und versucht werden, ihr dort gehäuftes Auftreten zu begründen.

Die südlawische Bezeichnung „Polje“ kommt aus dem Raum der klassischen Karstforschung im heutigen Jugoslawien und heißt zu deutsch „Feld“. Gemeint sind darunter die oft viele Quadratkilometer großen Feldflächen, die in allseitig geschlossenen, meist länglichen Hohlformen des öden Karstgebirges liegen und grundsätzlich von einem aus einer Karstquelle entspringenden Fluß oder Bach mäandrierend durchzogen werden, der am anderen Ende in einem Ponor (Schluckloch) verschwindet. Die geringe Wasseraufnahmekapazität dieser Ponore führt besonders zur Zeit der Schneeschmelze zu secartigen Überflutungen, die auch entsprechende Ablagerungen hinterlassen, wobei eine meist ebene Aufschüttungssohle entsteht. Bezüglich der Entstehung dieser Formen schwankten die Auffassungen von einer rein tektonischen Anlage durch Einbruch oder zumindest einer entsprechenden Bindung an eine Störungslinie bis zu einer reinen Auslaugungsform. Ausgehend von der Vorstellung der jugoslawischen Poljen hat man den Begriff auch sehr lange an eine entsprechende Größe geknüpft. Tatsächlich sind aber die anderen Faktoren für die Begriffsbestimmung viel wesentlicher. Seit Herbert Lehmann (1959) auch Kleinpolygonen (Miniaturpoljen) aus den Venezianischen Alpen und dem Hochapennin beschrieben hat, ist eine gewisse Lösung des Begriffes „Polje“ von den sicherlich etwas einseitigen Riesenformen des jugoslawischen Karstes möglich geworden.

Um Formen dieser Art handelt es sich zweifellos auch im Toten Gebirge.

Das größte und bekannteste ist wohl das Polje der Augstwiesen. Eine sich vom Hochkloppsattel im SW (1498 m) bis gegen die Wildenseealm im NO (1500 bis 1520 m) erstreckende Wanne ist mit einem etwa einen Kilometer langen und 350 Meter breiten zum Teil aufgeschütteten Boden fast 200 Meter tief in eine 1500- bis 1520-Meter-Randverflachung eingesenkt. Die Gesamtanlage ordnet sich somit in die vom Offensee über den Wildensee zum Altausseer See verlaufende Furche ein. Etwa 40 bis 50 Meter über dem Talboden liegen Gesimse und Hangverflachungen, die, wie vielleicht schon die in 1500 Meter gelegenen Verflachungen, auf eine etappenweise Tieferlegung dieser Wanne schließen lassen. Am Südennde des Wannenbodens entspringt unterhalb des Augstwiesruggens ein Bach, der dann noch einige schwache Gerinne aufnimmt und mäandrierend in NO-Richtung fließt. Er zerschneidet etwa zehn bis zwölf Meter tief die Aufschüttung und verschwindet dann in einem Ponor.

Die Wanne der Augstwiesen liegt an der Gesteinsgrenze zwischen den stark mergeligen Hornsteinkalken (Oberalmkalken) und dem sehr verkarstungsfreudigen Dachsteinkalk. Rote Radiolaritsplitter deuten darauf hin, daß die undurchlässigen jurassischen Mergel und kieseligen Radiolarite, die weiter östlich zwischen dem Dachsteinkalk und den

Oberalmkalken überall anstehen, auch hier, wenigstens teilweise, durchstreichen dürften. Außerdem zeigen sich überall im Bereich der Hornsteinkalke lehmige Verwitterungsrückstände, die das Eindringen des Wassers erschweren. Möglicherweise ist unter der Aufschüttung auch eine Moränenabdichtung vorhanden — das bedürfte noch einer speziellen Untersuchung —, worauf die stark vom Eis überformte Gesamtanlage schließen läßt. Stark geklüftete und zertrümmerte Gesteinspartien am Westende des Wannenbodens könnten mit der in der Literatur immer wieder erwähnten hier durchziehenden Störungslinie zusammenhängen.

Es sprechen somit alle Erscheinungen dafür, daß es sich um ein echtes Polje handelt, die Form selbst: eine geschlossene Wanne mit Aufschüttungsboden, einem aus Karstquellen entspringenden und in einem Ponor versiegenden mäandrierenden Gerinne; aber auch die Begleitumstände, die auf die Entstehung dieser Form schließen lassen: Lage an der Grenze zweier verschieden verkarstungsfähiger Gesteine, wobei die Möglichkeit besteht, daß auch undurchlässige Gesteine beteiligt sind, ferner das Durchziehen einer Störung und die Mitwirkung auch des fließenden Wassers. Es handelt sich also nicht um eine Auslaugungsform innerhalb eines homogenen Gesteins, auch nicht um eine durch Klüftigkeit eines solchen Gesteins in einer bevorzugten Richtung fortschreitende Auslaugung, wie das bei Dolingassen zutreffen kann, sondern der Auslaugungsvorgang ist durch die verschieden verkarstungsfreudigen Gesteine, durch die Lösungsrückstände und vielleicht auch durch das Mitwirken der Störung nicht nur in bestimmte Richtungen, sondern vor allem in die Breite gelenkt worden. Schließlich ist auch das zumindest periodisch fließende Wasser an der Ausgestaltung mitbeteiligt gewesen.

Damit ist auch der entscheidende Unterschied zu jenen Wannen und Gruben im Toten Gebirge gegeben, die als Riesendolinen und auch als Uvalas zu bezeichnen sind, worunter mehrere zusammengewachsene Großdolinen verstanden werden. Als Beispiel sei die einen Kilometer lange ovale Riesendoline des Nirnecks auf dem Wege vom Tressensattel zur Brunnwiesenalm genannt, die ausschließlich im Plassenkalk angelegt ist, keine Sohle aufweist und auch kein Gerinne. Solche Formen kommen genauso im Dachsteinkalk vor (Valazza, 1966) und sind als reine Auslaugungsformen, allerdings aus verschiedenen Zeitperioden, zu bezeichnen.

Die von Otto Lehmann schon als Polje bezeichnete Form beim Dreibrüdersee konnte vom Verfasser noch nicht begangen werden. Dafür aber war es möglich, eine Reihe anderer Karstwannen als Poljen oder zumindest poljenartige Formen zu erkennen.

Dazu gehört die Hohlform bei der Breitwiesenalm, etwa 1,5 Kilometer südöstlich vom Appelhaus. Die etwas hufeisenförmige, mehr als 2 Kilometer lange Wanne ist durch Felsschwellen gegliedert, und nur der Mittelteil erfüllt unmittelbar die Bedingungen für die Bezeichnung als Polje. Der hier nur wenig über 1600 Meter Seehöhe gelegene, stark vermoorte Wannenboden wird ebenfalls von mäandrierenden Gerinnen durchzogen, die mächtige Verwitterungsrückstände aufschließen. Der Ursprung des Hauptgerinnes liegt an der Gesteinsgrenze zwischen dem verkarstungsfreudigen Plassenkalk und grellroten, fossilreichen, stark mergeligen Acanthicus-Kalken. Der Wannenboden selbst breitet sich nach der geologischen Karte 1:75.000 im Bereich der stark mergeligen Hornsteinkalke (Oberalmkalke) aus, an deren südlicher Begrenzung gegen den hellen Plassenkalk die Schwinde liegt. In etwa 1620 bis 1630 Meter wird vor allem im W und S auch diese Wanne von einem Felsgesimse umgeben, das auf einen einst höher gelegenen Wannenboden schließen läßt.

Längs des Weges vom Appelhaus zum Woising, 2064 Meter, liegt unweit des Schutzhouses in einer schichtstufenartigen asymmetrischen Furche eine zirka 100 Meter lange und 20 Meter breite Wanne mit einem kleinen, von O nach W fließenden Gerinne und einem Tümpel in einem sumpfigen Aufschüttungsboden. Auch hier grenzen jurassische mergelige Kiefelschiefer an Dachsteinkalk. Es liegen also mit Ausnahme der geringen Größe sehr ähnliche Verhältnisse vor wie bei den oben beschriebenen Formen, weshalb hier von einem Miniaturpolje gesprochen werden kann. Sehr wahrscheinlich treten

weitere solche Formen im Grenzbereich Juragesteine/Dachsteinkalk auch noch weiter gegen Osten hin auf.

Ähnlich kleine Formen dieser Art treffen wir auch längs des Weges von der Tauplitzalm zum Salzsteigjoch, und zwar gleich östlich der Leistalm, wo zwei geschlossene Wannen nebeneinanderliegen, die westlichere mit zirka 100 Meter Länge, die östlichere etwas kleiner; in beiden Fällen mit Karstquellen, mäandrierenden Gerinnen und Ponoren. Hier zieht die sogenannte Salzsteig- oder Stoderstörung hindurch, außerdem liegen die Quellen an der Grenze vom Dachsteinriffkalk zu den mergeligen Lunzer Schichten, die Ponore an der Grenze dieser dunklen Mergel zum hellen Dolomit.

Auf der Tauplitzalm ist zweifellos auch die kleine Wanne zwischen dem Öderntörl und dem Großsee, in der der Abfluß des Großsees versiegt, zu den Poljen oder poljenartigen Formen zu rechnen; nicht nur weil die Stoderstörung durchzieht, sondern infolge der Einfaltung der Hallstätter Decke auch mergelige und undurchlässige Gesteine nahe an die Oberfläche kommen.

Neben den genannten Formen werden sich im Toten Gebirge sicher noch weitere poljenartige Formen finden. So wird u. a. zu prüfen sein, ob nicht auch Wannen in der Furche Rinnerboden—Wildensee dazu zu rechnen sind.

Die erwähnten Karsthohlformen können weder nach ihrer Erscheinung noch nach ihrer Entstehung als Dolinen oder als Uvalas bezeichnet werden. Sie stellen einwandfrei einen anderen Formentyp dar, der die wesentlichen Merkmale, mögen die Auffassungen darüber auch verschieden sein, mit den Poljen gemeinsam hat. Es ist daher zweckmäßig, diese Formen auch als Poljen zu bezeichnen, wobei bei den Kleinformen von Miniaturpoljen, bei undeutlichen Übergangsformen von poljenartigen Formen gesprochen werden kann. Wenn nun diese Formen, wie es scheint, im Toten Gebirge häufiger auftreten als in den anderen Kalkhochalpenstöcken, so hängt das wohl mit der weiten Verbreitung stark mergeliger jurassischer Gesteine im Kontakt mit sehr verkarstungsfreudigen Gesteinen zusammen. Zumindest sind die im Innern der Gebirgsgruppe auftretenden Poljen darauf zurückzuführen, während die Formen am Südrand längs der Salzsteiglinie mit dem Auftreten wasserstauer Gesteine der Trias zusammenhängen.

#### Literaturverzeichnis:

- Bauer, F.* (1958): Nacheiszeitliche Karstformen in den österreichischen Kalkhochalpen. Extrait des Actes du Congrès Int. de Spéléologie, Tome I/1, Bari-Lecce-Salerno, S. 299—328.
- Fink, M. H., u. Schappelwein, K.* (1963): Die große Bodenwiese — ein Polje auf dem Gahns (Schneeberg, NÖ). Mitt. Österr. Geogr. Ges., Bd. 105, H. III, Wien, S. 533—538.
- Götzinger, G.* (1952): Karsterscheinungen in den Voralpen. Mitt. Geogr. Ges., Bd. 94, Wien, S. 83—91.
- Lechner, A.* (1969): Zur Geomorphologie des östlichen Toten Gebirges (Prielgruppe). Geogr. Jber. aus Österr., Bd. 32, Wien, S. 80—108.
- Lehmann, Herbert* (1969): Studien über Poljen in den Venezianischen Voralpen und im Hochapennin. Erdkde., Bd. 13, H. 4, Bonn, S. 258—289.
- Lehmann, Otto* (1927): Das Tote Gebirge als Hochkarst. Mitt. Geogr. Ges., Bd. 70, Wien, S. 201—242.
- Trimmel, H.* (1958): Das Tauplitzseenplateau, ein Dolomitkarst. Die Höhle, Wien, H. 3.
- Trimmel, H.* (1965): Speläologisches Fachwörterbuch. Lds.-Verein f. Höhlenkunde in Wien und Nö.-Öst., Wien, 109 S.
- Vallazza, E.* (1966): Morphologie des Westteiles des Toten Gebirges. Diss. Phil. Fak. Univ. Wien, 171 S.
- Zwitkovits, F.* (1961/62): Geomorphologie der südlichen Gebirgsumrahmung des Beckens von Windischgarsten. Geogr. Jber. aus Österr., Bd. 29, Wien, S. 40—74.



# Die Felsbilderwelt in den Alpen

EDITH EBERS

Es ist vielleicht noch wenig bekannt, daß wir in den Alpen zahlreiche, oft erstaunliche Dokumente aus älteren, prä- und protohistorischen Kulturen besitzen, die nicht auf Papier, sondern auf die Felsen selbst aufgezeichnet sind. Sie kommen ähnlich auch in anderen Bergländern der Erde vor. Meist sind sie noch wissenschaftlich unerforscht, wenn auch, außer Fachkennern, zahlreiche verdienstvolle Laien sich mit ihrer Inventarisierung beschäftigen. Die bisher am besten untersuchten Gebiete in den Alpen sind die Val Camonica nördlich des Iseosees, das Gebiet des Mont Bego in den italienisch-französischen Seealpen und die „Höll“ im Toten Gebirge, letztere durch die Untersuchungen von E. Burgstaller und L. Lauth. Die Internationale Alpenkommission hat sich für die Erhaltung der Felsbilder in der „Höll“ eingesetzt.

Ein unendlicher Reichtum an in Felswände und auf Blöcke eingravierten Zeichen, teils abstrakter, teils bildhafter Art, aus dem Leben des vor- und frühgeschichtlichen Menschen, tritt uns hier entgegen. Wenn auch über ihr Alter und ihre Bedeutung im einzelnen noch lebhaft debattiert wird, so weisen doch allein schon ihre geographisch-geologischen Fundorte auf eine gewisse archaische Grundhaltung jener Menschen hin. Die prärationale, phantasiereiche, Natur und Götter fürchtende, vom Schaurig-Numinosen erfüllte Wesensart jener Bewohner unserer Alpen in der Frühzeit läßt sich an den Orten ihrer graphischen Betätigung deutlich erfüllen. Der seelisch-geistige Raum der Vorzeit wird plötzlich sichtbar. Berührungspunkte mit den lange schon bekannten skandinavischen Felsbildern sind unverkennbar.

Gerade das geologische „ambiente“, wie die Italiener sagen, oder die von L. Zotz hervorgehobene „archäologische Umwelt“ ist für diese Mentalität bezeichnend. Es müssen natürlich Gesteine vorhanden sein, die sich ritzen lassen. Sie werden dann mit Näpfchen, Gittern, Leitern, Rädern, Rechtecken, Dreiecken, Vierecken, Malkreuzen, Fadenkreuzen, Mühlbrettern, Spiralen, bedeutungsvollen Menschen- und Tierzeichnungen, auch Häusern, Plänen von Ackerfluren, dargestellten Bäumen und anderem Derartigem bedeckt. In historischer Zeit kommen christliche Zeichen, Christogramme, bis zu modernen Inschriften dazu. Von den letzteren ist hier nicht die Rede.

## *Anmerkung.*

*Die vorliegende Überschau mit Forschung und Fahrten wurde durch die finanzielle Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ermöglicht. Hierfür sei hiermit der allerbeste Dank ausgesprochen. Die Arbeit ist Hofrat Universitätsprofessor Dr. E. Burgstaller, Linz, gewidmet.*

*Die fotografischen Beiträge sind Herrn F. Wollenik, Wien, zu verdanken.*

## *Val Camonica*

Das schon am längsten durchforschte Felsbildergebiet ist die Val Camonica, der Lebensbereich der sogenannten „camuni“ aus der römischen Geschichte. Das halb zerstörte Prachtdenkmal von La Turbie an der Riviera besagt, daß der Steg der Römer über diesen Volksstamm als zweiter in eine lange Kette von Eroberungen einzuordnen

ist. Es handelt sich dabei um das Tal des Oglio nördlich des Iseosees. Man durchfährt es, wenn man vom Iseosee nach Edolo und zum Tonalepaß hinauf will. Bei Capo di Ponte wurde auf beiden Talseiten ein „Parco nazionale“ eingerichtet und ein reiches, sich immer noch erweiterndes Fundinventar von Felsbildern freigelegt. Alles steht unter strengem Schutz. Es ist der bisher am besten erhaltene und durchforschte Felsbilderbezirk der Alpen. Die geologische Umwelt war besonders geeignet durch die großartigen Gletscherschliffe auf permischen Quarzitgesteinen, die hier an den Talflanken weit hinaufreichen. Sie dienen sozusagen als prachtvolle Schultafeln, um alles aufzuzeichnen, was bemerkenswert ist, ohne Papier und überhaupt noch eine Schrift zu kennen.

Die camunische Kunst besteht aus abstrakten und symbolischen Zeichen einerseits, aber ebenso realistischen von mehr beschreibendem Wesen. Ihr Stil hat etwas Derbes, Schlichtes von bäuerlicher Art. Landwirtschaft, Prozessionen, Tänze, Dolche, Paletten, Bauwerke und vieles andere wird dargestellt. Der Sonnendiskus — das Rad — ist das wichtigste Symbol für den Sonnenkult der Jungsteinzeit und der Bronzezeit. Er wird in späterer Zeit von einem Hirschkult abgelöst. F. Anati macht die interessante Bemerkung, daß das Auftreten von Geistern und Phantasiewesen auf Degeneration der archaischen Religion hinweist und auf eine Änderung in der Psychologie und den geistigen Werten der alten Camuni.

Den italienischen Gelehrten unter E. Anati ist es gelungen, die Stile der zahlreichen Felsbilderstationen in vier Epochen einzuteilen, die hier — zur allgemeinen Orientierung — mitgeteilt werden.

Es seien für die Val Camonica erwähnt:

Stil I		2200 v. Chr.
Stil II	archaisch, Neolithikum, Eneolithikum	2200—1800 v. Chr.
Stil III	Mykenä I, II, III, Bronzezeit	1500 v. Chr.
Stil IV	etruskisch, Eisenzeit	450—250 v. Chr.
	La Tène	250—16 v. Chr.
Römische Eroberung		

### *Der Mont Bego in den Seealpen*

Im äußersten Südwesten der Alpen können wir ebenfalls mit Sicherheit den Volkstamm nennen, auf welchen die auf den bis zu 2700 Meter Höhe hinaufreichenden beiden Berggipfeln eingravierten Felszeichnungen zurückgehen. In den Ligurischen Alpen bei Turin lebten die vorgeschichtlichen Ligurer. Der Ausgangspunkt für das weit abgelegene Felsbildergebiet ist Ventimiglia—Saint-Dalmas de Tende. Seit dem 17. Jahrhundert sind die dort in ungeheurer Zahl auftretenden Felsritzungen bekannt, sie sind im Bicknell-Museum in Bordighera zu sehen.

Die Landschaft ist von wilder, furchterregender Öde, Stille und Schönheit. Graue, harte, anagenitische Schiefergesteine mit den rötlichen Farben der oft von Steinbrech überwucherten Felsen, blank geschliffen von den Gletschern, sind der Zeichenuntergrund. Tausende von Felsgravierungen führen in Höhen bis 2600 Meter. Gräber, Wohnungen, Werkzeuge für die Inzisionen wurden nicht gefunden. So scheint es sich ausschließlich um Kultstätten zu handeln.

Über 50 Prozent der Gravierungen sind stilisierte Schädel von Ochsen oder Rindern mit langen Hörnern in verschiedenen Variationen. Zahlreiche Hakenpflüge treten auf, die mit Ochsen bespannt sind; alles ist in Oberansicht dargestellt. Auch andere Tiergestalten mit Hörnern oder Geweihen, wie Auerochse, Elch, Hirsch, Steinbock, Gemse, Reh, kommen hinzu. Dazu Waffen, wie dreieckige Dolche und langstielige Hacken („Hellebarden“), sowie auch geometrische Figuren. Die Verwandtschaft mit der Val

Camonica ist unverkennbar. F. Behn sieht aber in den zwei Felsbilderstationen verschiedene Welten, von denen die des Mont Bego um 1000 Jahre älter wäre.

O. Almgren, ein führender Erforscher der skandinavischen Felsbilder, sieht auch am Mont Bego Hinweise auf Fruchtbarkeitszeremonien: Opferung der Ochsen und Tanz nackter Priester, welche die Waffen des Donnergottes zu den Wolken emporhoben. Auf den Berggipfeln war man den Göttern näher. Eine Erinnerung an diesen Glauben sind 35.000 Felsgravierungen in unwirtlicher Gipfelnähe um den „*Jac des merveilles*“, den „*See der Wunder*“, Fontanalba usw., zwischen den Flüssen Roya und Vésuble.

Alles weist darauf hin, daß diese präromische Bevölkerung Landwirtschaft kannte und feste Wohnsitze hatte. Der Mont Bego aber war eine Art von „*monte sacro*“, das Sanktuarium der Ligurer, wahrscheinlich in der ersten Hälfte der Bronzezeit, am Übergang von der jüngeren Steinzeit (nach italienischer Auffassung 1950 v. Ch.).

### *Felsbilder in Österreich I*

Als ein großes, vielseitiges Fundgebiet von Felsbildern entpuppen sich immer mehr die österreichischen Alpenländer. An ganz unerwarteten Stellen in den weiten Kalkgebirgen tauchen immer wieder neue Inzisionen auf. Sie sind vielfach anders, aber doch auch vielfach ähnlich denen der italienischen und französischen Alpen, so daß man kaum daran zweifelt, daß es sich dabei um Überreste mehr oder weniger synchroner Kulturen handelt. Ein vergleichendes Studium wird in dieser Hinsicht zu interessanten Ergebnissen führen können.

Unter den österreichischen Felsbildervorkommen ragt eine Gruppe von bisher am besten erforschten Stationen heraus. Sie gehen aus von der „*Höll*“ im Toten Gebirge zur Notgasse am Dachstein und der Kienbachklamm im Salzkammergut. Hier ist E. Burgstaller, trotz mancher Widerstände, mit Unterstützung seines Mitarbeiters J. Lauth, an die Forschungsarbeit gegangen. Das Ergebnis ist eine Reihe von wissenschaftlichen Veröffentlichungen, welche allen interessierten Kreisen nur angelegentlichst zur Lektüre anempfohlen werden kann. Ein vollständiges Verzeichnis und viele Hinweise finden sich in der jüngst erschienenen Publikation in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, C 1970, S. 148—152, unter dem Titel: E. Burgstaller, Bericht über Felsbilder in Österreich.

Die „*Höll*“ ist eine große Hohlform unterhalb des Filzmoosbeckens vor dem Warscheneckstock, vermutlich ein altes, schon durch mehrere Vergletscherungen ausgehöhltes Kar. Dachstein-, Hierlitz- und Plassenkalk sind die herrschenden Gesteinsarten im Gebiete. Gewaltige Bergsturzmassen bedecken die Sohle des Kars, die zwar von allen Seiten, aber besonders von der 400 Meter hohen, über Hierlitzkalk aufragenden Plassenkalksteilwand des Stubwieswipfels herkommen. Auch das gegenüberliegende Schwarzzeck hat Bergsturzmateriale aus Dachsteinkalk dazugeliefert. Der Stubwieswipfel ist eine interessante Bergruine. Sie ist von der Bergsturzaktivität in geologischen Zeiträumen, aber wohl besonders während den wiederholten Vergletscherungen des Eiszeitalters, schon über die Hälfte von Felsabbrüchen aufgezehrt worden.

Die karähnliche Hohlform der „*Höll*“ ist zuletzt von einem auf der Südwestseite des Warschenecks von diesem herunterführenden Lokalgletscher der Würm-Eiszeit aus dem Brunensteiner Kar ausgeräumt worden. Überall sind Gletscherschliffe vorhanden, und Regen- und Schneewasserrinnen, teilweise überschliffen, bedecken die Felsen. In der großen Karmulde sind nur noch die Anzeichen der letzten, der Würm-Eiszeit, sicher zu erkennen. Erst am Talschluß, am Fuße des vermoorten, geologisch uralten Filzmoosbeckens, zu Füßen der Warscheneckabstürze, sind Hinweise auf ältere Vereisungen in Gestalt von Konglomeraten noch vorhanden. Diese bilden einen hübschen, kleinen Moränenringwall. Der große Bergsturz in der „*Höll*“ konnte von der Verfasserin als postglazial bestimmt werden und gehört in die Borealzeit. Er war in einen kleinen Karsee hinein-

gefallen, der, durch einen Gletscherbach, der von dem schon weit nach oben zurückgewichenen Gletscher am Warscheneck gespeist wurde, herunterkam und den See mit Gletschertrübe erfüllte. Dieser erloschene See wurde „Felsbildersee“ getauft.

Damit ist die Überleitung zu den Felsbildern gegeben und zugleich eine gewisse Eingrenzung ihres Alters. Zur Borealzeit (um 6500 v. Chr.) waren Ältere und Mittlere Steinzeit schon vorüber, die Felsbilder auf den Bergsturzböcken im Felsbildersee können daher keinesfalls alt- oder mittelsteinzeitliches, d. h. paläolithisches oder mesolithisches Alter besitzen. Sie sind erst nach dem Absturz entstanden, denn sie stehen überall im größten Blockgewirr aufrecht. So war durch Pollenanalyse und Radiokarbondatierung ein wichtiges Ergebnis erzielt worden.

Die geheimnisvollen Felsbilder sind von einer schlichten Schönheit. Eine gewisse technisch-stilistische Verschiedenheit läßt auf verschiedene Entstehungsabschnitte schließen. Es handelt sich um abstrakte Zeichen, wie Kreuze, Malkreuz, Fadenkreuz, Mühlbrett, Räder, Leitern, Gitter, Rauten, Rechtecke usw. Aber auch um einfachste Menschen- und Tierdarstellungen, z. B. ein Ehepaar mit einem Kind; dann Bäume, Hirsche, Reiter und ähnliches. E. Burgstaller schreibt den Zeichen vielfach kulturelle Bedeutung zu und versteht es, Zusammenhänge herauszulesen. Auch ganz naturalistische Zeichnungen kommen vor: z. B. der Kopf eines Elches, eines längst ausgestorbenen Tieres. Ein älterer fossiler Knochenfund beweist, daß das Tier tatsächlich ehemals im Warscheneckgebiet einheimisch war. Eine andere realistische Darstellung, ein von der Urgeschichte symbolisch als Weltenbaum gedeuteter Fund, zeigt die Umrisse einer Buche. Dieser Baum ist erst vor 4500 Jahren, lange nach dem Ende der Eiszeit (vor etwa 12.000 Jahren), wieder in Mitteleuropa eingewandert, gibt also einen zeitlichen Hinweis. Die Bilder scheinen bis in die Zeit der Schriftentstehung hineinzuführen. Landwirtschaftliche Darstellungen und Waffen, wie in der Val Camonica und am Mont Bego, fehlen in der „Höll“ vollständig.

Man kann die Besucher nur bitten, all dies vor jeglichem Eingriff zu schützen als älteste Kulturdokumente der österreichischen Alpenheimat.

Die „Notgasse“ im verkarsteten, wasserarmen Kemmetgebirge in der Steiermark stellt ein viel kleineres, aber geologisch, nicht kulturell, ebenso interessantes Gegenteil der „Höll“ dar. Es ist eine „tote Klamm“: eine schauerlich enge Schlucht von nur ein bis zwei Meter Breite bei einer Tiefe von bis zu 60 Meter. Sie liegt in über 1600 Meter Höhe in der östlichen Nachbarschaft des riesigen Karstplateaus „Am Stein“, welches noch dem Dachsteinstock angehört. Die fossile Klamm beginnt in einem öden Steinkar und endet nach kurzem Verlauf an einem Dolinenfeld. Wie in der „Höll“ ist auch hier eiszeitliche Talbildung mit dem Karstphänomen verknüpft. Schmelzwässer des großen Plateaugletschers müssen sie zur Spätglazialzeit in kurzer Zeit ausgehöhlt haben, um dann in den Dolinen zu versinken. Überreste uralter Flüsse, angehäuften Quarzkiessel, als sogenannte „Augensteine“ im Dachsteingebiet besonders bekannt, liegen auf derselben Tiefenlinie.

Die Seitenwände dieser unheimlichen Trockenklamm tragen Felsbilder, deren Entstehung und Bedeutung von E. Burgstaller noch weiter erforscht wird. Im Gegensatz zur „Höll“ sind landwirtschaftliche Geräte zu sehen. Als Iae würde man sie in historische Zeiten stellen, wenn sie nicht doch noch aus der keltischen Epoche stammen. Dieses Kulturdokument, ebenso wie das entfernte, sehr versteckte Mausendilloch, das auch Zeichen besitzt, sind rechtzeitig unter Naturschutz gestellt worden.

Die dritte Glanznummer ist die leider durch Dummköpfe schon stark beschädigte Fundstätte der *Kienbachklamm* und der naheliegenden *Reinfalzalpe* im Salzkammergut. Es ist ein weiteres Kerngebiet für die Erforschung der österreichischen Felsbilder durch E. Burgstaller. Es handelt sich um eine in der postglazialen Wärmezeit gebildete Klamm, die in eine über Hauptdolomit gelagerte Scholle von Plassenkalk eingeschnitten ist. (O. Schaubberger). Schon vor der Würm-Eiszeit wurden die über der Klamm liegenden, von glazialen Sedimenten erfüllten Jägerhöhle und die Halbhöhle Kienbachkirche, eine nach oben

offene Felshlucht, ausgewaschen und waren dann während der letzten Eiszeit vom Eise verschlossen. Wie in allen im Bereich der eiszeitlichen Vergletscherung liegenden Höhlen finden sich Ritzzeichnungen nie im Innern der Höhlen, sondern am Eingang, wie auch im Ligloch bei Tauplitz.

Außer der Kienbachklamm gehört auch die Reinfalzalpe in den Randbereich des ehemaligen Traungletschers. Auf dem Boden der Alm liegt ein von einer Malmkalkwand abgestürzter Felsblock, der von charakteristischen Felsgravierungen bedeckt ist.

Die jüngsten, urgeschichtlichen Forschungsergebnisse über die drei „Standard“-Felsbilderstationen „Höll“, Notgasse, Kienbachklamm ebenso wie eine Ausstellung von Abdrücken im Linzer Landesmuseum soll die bevorstehende Veröffentlichung eines Gesamtwertes von E. Burgstaller und Mitarbeitern beim Institut für Oberösterreichische Landeskunde, Linz, erbringen.

### Österreich II

Im deutschen Forstamt St. Martin vor Lofer, wo eine große Scholle von dunkelbräunlichen Liasmergeln inmitten der gewaltigen, weiß leuchtenden Dachsteinkalkstöcke von Loferer-Leoganger Steinbergen und Steinernem Meer das Landschaftsbild beherrscht, liegt in fremdartiger Umgebung die große Kallbrunnalpe. Etwa in der gleichen Höhenlage findet sich hier, an dem Almsträßchen nach Weißenbach im Saalachtal, ein Gegenstück zur „Höll“ im Toten Gebirge, ein kleiner Bergsturz mit den *Dr.-Adler-Felsen*. Von einem kleinen, noch erhaltenen Felskamm, der über den rutschigen Liasmergeln aufragt, sind klotzige Kalkbänke ins Abgleiten gekommen und dabei zu großen Blöcken zerbrochen. Diese sind übereinandergetürmt, und auch „Durchkriechsteine“ entstanden dabei.

In dieser Blockwildnis hat A. Adler, Lofer, eine Anzahl bisher unbekannter Felsgravierungen entdeckt. Darunter sind die aus allen Felsbildergebieten bekannten Gitter und manches andere; unbekannt jedoch waren die aus vielen dreieckigen, runden und ovalen Formen zusammengesetzten Gebilde, wie sie das beiliegende Foto zeigt. Die Wahl des Ortes, der Gesamteindruck und die mythische Stimmung, die darüber lagert, erinnern an diejenige der mehr als 120 Kilometer entfernten „Höll“. Waren die Zeichner desselben illyrischen Stammes? Der Ruf nach aufschlußgebenden Scherbenfunden oder anderen urgeschichtlichen Hinweisen wird begrifflicherweise beim Finder laut. Aber leider wird einem in der Wissenschaft nicht so leicht alles erfüllt! Auf der gegenüberliegenden Saalachtalseite sind die „*Schmiederer Felsen*“ ebenfalls graviert.

Landschaftlich ganz anderer Art als diese beiden Felsgruppen ist die sogenannte „*Lenzenschlucht*“ nördlich von Lofer, ein 10 bis 20 Meter breiter, mehr als 10.000 Jahre alter verfallener Felsgraben. Er verläuft, vielleicht tektonisch bedingt, im Dachsteinkalk, im Osten parallel mit dem heutigen Saalachtal gegenüber Hallenstein. Die Saalach, deren Tal er einst darstellte, hat ihn in der Späteiszeit oder frühen Nacheiszeit verlassen. Die feuchten Kalkwände an diesem düsteren Ort sind halb verschüttet und dicht mit den schwarzen Flechten verkrustet, welche mit weißen, kreisrunden abwechseln. Um diese Stätte auf Felsbilder hin erforschen zu können, müßte man die Flechten ablösen, wenn dies überhaupt ohne Beschädigung der Felsoberfläche möglich ist. Anzeichen von früheren Felsritzungen sind neben modernen oder historischen vorhanden. E. Burgstaller entdeckte hier seinen kleinen „Zauberer mit den großen Händen“, der uns an einen Perchtenteufel erinnern könnte.

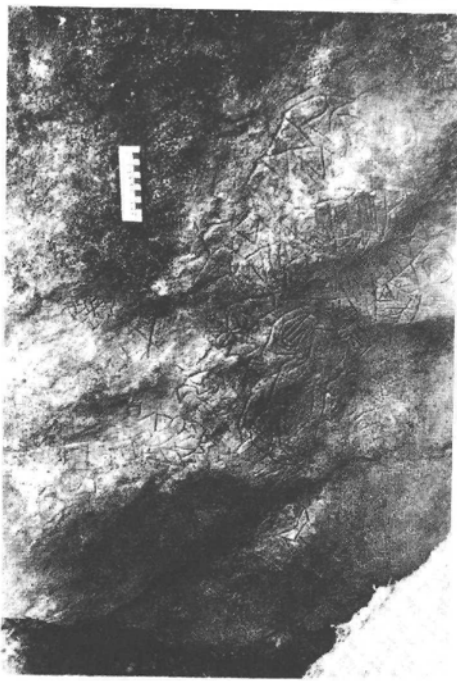
Ein anderes erstklassiges Fundgebiet ist das *Hagengebirge* mit dem *Wasserpalsen am Ofenauer Berg* und anderen Stellen. Der letztere wird bald durch Steinbrucharbeit zerstört sein. Anders sind die Funde am Hohen Göll. In der Nähe eines vermutlich alten Quellheiligtums fand E. Urbanek den sogenannten *Jagdfries* in einer schwer zugänglichen Klucht im gebankten Dachsteinkalk. (Zs. „Die Höhle“, Bd. 1939, H. 2.) Die Gravierung zeigt einen schemenhaften Mann, der einen großen Steinbock angreift (oder durch einen verlängerten Arm mit ihm in Verbindung steht?), hinter dem Steinbock schnüffelt ein Hund, und auf der anderen Seite springt ein Rößlein. Die Füße von



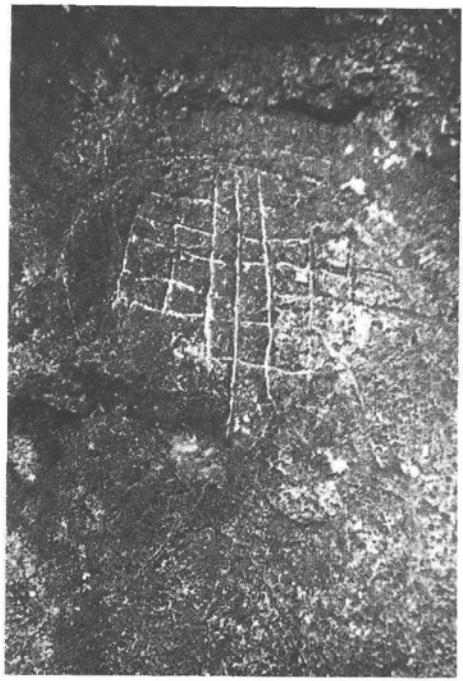
„Jagdfries“, Bluntauental bei Golling, Belegstelle „Quellwände“  
 (Nachbildung aus dem Besitz von W. Repis)

Aufn.: Franz Wollenik, Wien

Aus den Dr.-Adler-Felsen im Saalachgebiet



Uraltes Gitterzeichen an einem Block  
 („Adlerfelsen“) in der „Höll“



Steinbock und Pferd sind in rätselhaften Dreiecken (Fallen?) gefangen: eine Komposition, auf der alles miteinander in Beziehung steht! Es ist nur die Frage, welche Beziehung das ist und ob nicht mehr damit ausgedrückt wird als nur eine Jagdszene. Das Pferd wurde bereits in der jüngeren Bronzezeit importiert. Eine ähnliche, aber fragmentarische Darstellung mit einem Hirsch findet sich in der Val Camonica.

#### *Vorkommen von Felsbildern im Früh- und im Spätzustand der Entdeckung*

Wollte man die österreichische Felsbilderwelt in den Alpen in einzelne Gruppen aufteilen, so könnte man es auch nach dem Zustand ihrer Erforschung tun. Man weiß allerhand Stellen, wo sich Gravierungen erkennen oder auch nur vermuten lassen, die aber wissenschaftlich noch ganz unbearbeitet geblieben sind. Es sind Gebiete, wo Lokalforscher noch nicht oder nicht mehr vorhanden sind oder aus irgendwelchen Gründen noch nicht zum Zuge kamen. Ganz besonders wichtig sind daher die Ritzzeichenkataster, die im Land Steiermark (G. Graf und A. Auer) und im Land Salzburg (W. Repis) aufgestellt werden. Zu der noch nicht überall eingeführten Festlegung der Örtlichkeiten und der dazugehörigen Beschreibung kommt hinzu, daß viele Felschwände von einer weitverbreiteten schwarzen, festgewachsenen Flechte bedeckt sind. Darunter sind sicherlich zahlreiche Felszeichnungen mehr oder leider auch minder gut noch erhalten.

Eine solche Stelle gibt es im Gebiete des verstorbenen hochverdienten Heimatforschers L. Lauth, die *Rinnerberger Klamm* bei Micheldorf/Krems. Sie liegt in der von tiefen Tälern aufgerissenen Voralpenzone im Gebiet der Steyr bei Leonstein. In den Hauptdolomit schieben sich dort einige Vorkommen von Wettersteinkalk ein, welche sich für Ritzzeichnungen besonders gut eignen würden. An einer tektonisch bedingten Steilstufe oberhalb des Wasserfalles hat hier L. Lauth noch Anzeichen eines solchen Inventars entdeckt.

Noch weniger ergründet und zum zukünftigen Forschungsgebiet von W. Repis, Oberalm, und E. Urbanek, Golling, gehörig sind die Vorkommen vom *Finsterstubenwald-Amesek* in der südlichen Osthorngruppe. Darüber wird man später mehr erfahren. Auch hier sind tektonisch gestörte Gebiete vorhanden, wo oberrhätische Riffkalke auf Kössener Schichten abgerutscht und felsbilderverdächtig sind.

Eine eigenartige, man möchte sagen fast suggestive Stimmung, wie oft über den Felsbildern, liegt auch über der Szenerie im weiteren Gebiete von Golling, auf der rechten Seite des Salztales. Es ist die tektonische Störungszone von *St. Wilhelm* an der nördlichen Abbruchlinie der Weitenauer Neokommulde. Die Kapelle liegt in voller Einsamkeit inmitten zahlloser glazial überarbeiteter großer Riffkalkblöcke am Kneilloch. Auf ihnen befinden sich wieder bekannte Felszeichen. Man könnte sich in dieser geheimnis-trächtigen Umgebung gut eine uralte Kultstätte vorstellen.

Der Vollständigkeit halber sei noch ein Vorkommen im „Spätzustand“ erwähnt: die Hexenwand am Dürrnberg bei Hallein. Sie besteht aus dem schönen Adneter Marmor, aus welchem auch die Kirche erbaut ist. Von vielen Flechten verhüllt, sind manche Felsbilderreste noch zu erkennen. Es handelt sich hier um eine ja schon lange bekannte archäologische Stätte. Der Erhaltungszustand ist aber unbefriedigend.

So gibt es sicherlich zahlreiche Fundstätten in den Alpen, die noch nicht wirklich auf Felsbilder untersucht oder überhaupt noch nicht bekannt sind. Man ahnt nur, wieviele man dort noch über die vorrömische Besiedlung der Alpen erfahren könnte.

#### *Schlußbetrachtung*

Am Ende unserer Wanderung durch die Felsbilderwelt der Alpen versuchen wir eine vorläufige Zusammenschau. Läßt sich an ihrer geologischen Lage irgend etwas für das Alter und die Bedeutung herauslesen?

Sie gehören nicht mehr zur Kunst der Eiszeit. Aber sie haben Beziehungen zu deren noch frischen landschaftlichen Schöpfungen, der ehemaligen Gletscher und Gletscherbäche des Quartärs, zu Karen, Schmelzwassertälern und toten Klammen, zu nahezeitlichen Bergstürzen, Gletscherseen und Gletscherschliffen usw. Immer suchten die Zeichner weltabgeschiedene, düstere, oft beklemmende, unheimliche, ja schaurige Wildnis auf.

Als Arbeitsuntergrund dienten vor allem reine Kalke, wie Dachstein- und Wettersteinkalk, Plassen-, Oberrhät- und Malmkalk, doch auch Quarzite, die sich alle ritzen lassen. Wir wissen also, wo wir suchen müssen.

Noch lange sind die Fundorte nicht vollständig, und viele Sucharbeit muß geleistet, die Funde geschützt und die führenden Urgeschichtler und Archäologen zugezogen werden. Neue Funde werden immer wieder gemacht. Hier sind nur das Ostufer des Gardasees in Italien und die Alpe Carschenna in der Schweiz kurz zu erwähnen. Inzwischen werden auch wieder viele Felsbilder durch Menschenhand zerstört, durch Unwissen oder verantwortungslosen Mutwillen.

Die Zeiträume, welche für die Entstehung der Felsbilder verantwortlich sind, festzustellen, ist Sache der Wissenschaft in den Alpenländern. Zusammenarbeit ist auch hier notwendig, wie heute auf allen Gebieten. Als Zeitabschnitte kommen in Betracht von der jüngeren Steinzeit angefangen besonders das Megalithikum und alle folgenden Epochen, wie Bronze- und Hallstattzeit, die La-Tène- und Keltenzeit bis heute. Die Urheber waren vorrömische Bevölkerungen.

Eine schriftliche Überlieferung außer den Felsbildern selbst gibt es noch nicht, aber die Entstehung der Schrift kündigt sich an. Die Deutung der Zeichen hat einen großen Spielraum. Sie muß auf die seit Jahrzehnten erworbenen Erkenntnisse der Geisteswissenschaften zurückgehen. Aber diese Erkenntnis ist immer noch unvollständig.

Darum und überhaupt aus Interesse für dies uralte Volkstum in unseren Alpenländern möchten wir zum Schluß noch einmal die Bergsteiger, Jäger, Forstleute, Einheimische u. a. dazu aufrufen:

*„Schützt unsere Felsbilder in den Alpen!“*



# Bergheimat Großfragant

LISELOTTE BUCHENAUER

Daß noch nie in einem Alpenvereinsjahrbuch des längeren über die Fragant geschrieben wurde, wäre allein schon ein Grund, ihr hier entsprechenden Platz einzuräumen. Nun ergab sich auch noch ein guter Anlaß dazu: die Eröffnung des Fraganter Schutzhauses der ÖAV-Sektion Klagenfurt in der Großfragant am 6. Juli 1970. Damit hat der Bergraum Großfragant, dieses seit alters belebte und beliebte Stück Bergheimat, eine neuzeitliche Unterkunft bekommen und ist aufs Neue in das Blickfeld der Bergsteiger und Schitouristen gerückt. Ich habe mit Absicht „aufs Neue“ geschrieben — denn es gab eine Zeit in den späten zwanziger und in den dreißiger Jahren, da standen die alten Alpenvereinshäuser und besonders die Dr.-Widder-Jugendherberge in der Großfragant geradezu im Mittelpunkt der Alpenvereinsjugendarbeit. Später geriet der etwas abgelegene, noch nicht mit mechanischen Aufstiegshilfen erschlossene Seitenast des Fraganttales unverdient ein wenig in Vergessenheit. Die Alpenvereinssektion aber, der jetzt ein gutes Stück Grund und Boden dort gehört, hat „ihre Großfragant“ nicht vergessen und sie mit den Mitteln der Neuzeit zu neuer Bedeutung zu bringen verstanden.

## *Ein Streifzug auf der Landkarte*

zeigt uns, daß die Großfragant ein verästelter Seitenarm des Fraganntales ist und in der Sadniggruppe, dem südlichsten Zipfel der Goldberggruppe, liegt. Durch das Fraganntal führt der gebräuchlichste Weg zur Duisburger Hütte. Dort, am Wurtenkees, entspringt der wilde Wurtenbach. Ab Innerfragant, wo der kräftige Fraganntbach mündet, heißt das Tauernwasser Fraganntbach und mündet bei Außerfragant in die Möll. Der Übersichtskarte — etwa der Freytag-Berndtschen Touristenkarte 1 : 100.000, Blatt 19, oder der Österreichischen Karte 1 : 50.000, Blatt Winklern, entnehmen wir auch, daß die Großfragant sich in mehrere Kare verzweigt; das Ganze hat ungefähr die Form eines Herzens und ist nach Osten geöffnet. Nach den anderen Himmelsrichtungen aber ist es von Bergen umhegt, die auch wirklich einen Schutz darstellen und ein besonders günstiges Bergklima schaffen. Der Sadnig, 2745 Meter, ist nicht der höchste Gipfel des Gebietes, wohl aber der Namensgeber. Mancher Berg über der Großfragant überragt ihn noch, und wenn man den abseitig gelegenen Sandfeldkopf als gern besuchtes Tourenziel auch dazurechnet, wird sogar die „stolze“ Seehöhe von 2919 Metern erreicht. Das ergibt nicht nur gewaltig große Höhenunterschiede zu den Talorten und tiefeingeschnittenen Tälern, sondern auch interessante alpinistische Ziele. Außerfragant im Mölltal liegt nur 721 Meter hoch, Innerfragant 1045 Meter, die Großfragant um 1800 Meter!

## *Von niedrigen Wänden und hohen Böden*

und vielen anderen Einzelheiten bekommt man einen Begriff, wenn man eine Spezialkarte der Großfragant zu Rate zieht, etwa die Sonnblickkarte des AV (AV-Karte Nr. 42) oder die Blätter Döllach und Stall der Österreichischen Karte 1:25.000. Da bemerkt man zum Beispiel, daß der Aufstieg aus dem Tal im ersten Drittel sehr steil sein muß: dafür sprechen schon die Namen der niedrigen Wände

im Waldgebiet — Angelewand zur Rechten, Zeauwand zur Linken. Doch dann künden sich schon die herrlichen Böden der Sadniggruppe im Namen „Dürrenboden“ an (Dürchen oder Durchen sind vertrocknete Bäume), wo der Fahrweg nunmehr flacher im Bogen zu den Almen zieht, die in der Großfragant eine ganze Versammlung bilden (aber nicht alle mehr bezogen sind). Weberlealm, Schwaigeralm, Dionisalm und Moosalm liegen zwischen 1700 und 1900 Meter, höher oben die Eggeralm, die Striedenalm an einem Südhang gar fast 2100 Meter hoch, und zugehörige Hütten finden wir auf den hohen Grasleiten noch auf 2262 Meter Seehöhe! Über den Almen, durch kurze Steilstücke getrennt, beginnen die weitgezogenen Böden: gegen den Sadnig hin die Melenböden, und — noch höher, noch weiter, aber auch noch mehr gegliedert — über dem Schobertörl die Schoberböden, auch „Am Schober“ genannt, und die kleineren Bletschenböden. Auch die ganz hoch — bis zu 2600 Metern Seehöhe! — hinaufreichenden Rudenböden (auch Rudenalmen genannt) rechnen wir zumindest alpinistisch zur Großfragant; sie gehören natürlich ebensogut zur Asten, in den Bereich des Neuen Sadnighauses, welches die andere — nicht minder schöne! — Hälfte der Sadniggruppe erschließt.

#### *Von bösen Ecken und schönen Lacken*

berichtet die Karte weiter, wenn wir sie befragen; schon ein flüchtiger Blick zeigt uns vorerst, daß wir es mit einem herrlichen Wanderbereich und einem ebensolchen Frühjahrsschigebiet zu tun haben. Für die Bergumrahmung der Großfragant sind Berg- und Flurnamen recht aufschlußreich. Wer die Tauern kennt, der weiß, daß die Gipfel dort, deren Namen mit einem „eck“ enden, schon eine gewisse „Schärfe“ zeigen. Zenebergeck, Kreuzeck, Schwarzsee-Eck — diese Namen sagen etwas über die Berge der Sadniggruppe aus. Auch die Bezeichnung „Kopf“ deutet, nicht immer zwar, aber häufig, auf steile, oft einzeln stehende Gipfel hin: in der Großfragant sind es z. B. die Hirtenköpfe oder der Striedenkopf. Und dann gibt es noch die „Spitzen“, meist von den Vermessern so benannt, doch immer auf eine steile Form hindeutend: die Makernispitze (auch Magernigg-), der auffallendste Berg der Großfragant; oder die Ofenspitze. Der „Ofen“ ist nicht zum Wärmen da, wohl aber zum Bergsteigen — und ein „Ofen“ ist im Volksmund immer etwas Steilfelsiges, Blockartiges in Ofenform, ein sehr bildhafter Vergleich.

Über der Großfragant erheben sich vom Zenebergeck, 2355 Meter, bis zur Roten Wand, 2855 Meter, an die dreißig bezeichnete Gipfel. Mit den namenlosen kotierten Erhebungen sind es an die 50. Rechnet man noch den benachbarten Zirknitz-Wurtenkamm alpinistisch dazu, sind es an die 70 Gipfel, die von der Großfragant erreicht werden können. Sie ist also ein Dorado für Gipfelsammler!

Die Berge über den Schober- und Rudenböden sind höher als jene um die Melenböden; doch wirken sie teilweise sanfter, womit sie aber täuschen. Sie haben es in sich, oder, besser gesagt, sie haben es im Hintergrund! Jeder dieser begrünten Gipfel stürzt nach Norden oder Osten mit Wänden oder wandartigem Steilabfall ab. Da gibt es im harmlos aussehenden Zug vom Eck bis zum Rotwandeck nordseitig die Melnwände; über dreihundert Meter hoch, an die drei Kilometer lang. Nur an zwei Stellen sind sie auf gebahntem Weg überschaubar: am Ochsentrieb, über den der Höhenweg zur Duisburger Hütte führt, und an der Garnitzenscharte. Das Eck trägt auch den bezeichnenden Namen „Bös Weibele“, der in Kärnten und Osttirol häufig ist. Was muß es doch in diesen Bundesländern für böse Ehefrauen geben (denn daß solche gemeint sind, behaupten zumindest die Kärntner). Gleich daneben heißt eine Erhebung „Bös Kasten“, ein Zeichen, daß die Berge um die Großfragant nicht gar so zahm sein können. Und die Rote Wand, von Norden gesehen, bietet mit niedrigen, aber steilen Wandbildungen einen grimmigen Anblick — Drei Zinnen im Kleinformat!

Große Bergseen, in der zentralen Goldberggruppe so zahlreich, daß für jeden Bergsteiger ein eigener See zu finden wäre, fehlen leider in der Großfragant. Aber: „Mir

hobm ma scheane Locknan!“ sagte mir einmal ein Einheimischer. Diese schönen Lacken oder „Seelen“, wie sie manche Kärntner so lieb nennen, finden wir auf den Melenböden, auf den Schober- und Rudenböden, und die größte von ihnen heißt sogar Rudensee! Doch erheben sich Tiefblicke auf größere Seen wie den Aicheneggsee im Westkar des Sadnig; westlich der Sadnigscharte liegt ein namenloses „Seele“, und aus der Kleinfragant leuchtet die Lusenlacke herauf.

Und die Gegend ist trotzdem von Wasser belebt — manchmal fast zu sehr belebt! Wie überall in den Tauern, entspringen allenthalben auch in der Sadniggruppe Bergwasser, und wir finden von der fadendünnen Wasscrader bis zum Wasserfall jede Form dieser Gewässer in der Großfragant. Sie streben dem Sadnig- und Fragantbach zu, die schon manche böse Überschwemmung angerichtet haben.

### *Mehlige Böden und mollige Berge*

könnte man auf der Karte entdecken, wenn man die Berg- und Flurnamen „wörtlich“ übersetzen würde. Das mit den molligen Bergen ist übrigens nicht falsch: der Mullerte Sadnig, einer der vier Gipfel dieses Berges, dürfte seinen Namen wirklich von der runden Form haben. Aber die Melenböden haben mit „Mehl“ nichts zu tun, obzwar schon einmal ein Schifahrer geglaubt hat, der Name käme vom mehligem Schnee! Das „Mehlige“ ist in der Sadniggruppe weit verbreitet: zu den Melenböden kommt die Melnwand mit dem Melnwandkopf, und einer der Ausläufer des Sadnig heißt Mellenkogel (fast 2600 m hoch). „Meln“ kommt aus dem Slawischen „melina“ und bedeutet soviel wie sandige Rutschstelle. „Ruden“ kommt vom slawischen „Erz“, und die Bogenitzenscharte ist mit dem Berge Bogatin in den Juliern namensverwandt — eine reiche Stätte.

Ich bin nur eine laienhafte „Namensforscherin“, der der Klang des Namens oft mehr sagt als seine Bedeutung. So hat mich an der Sadniggruppe zuerst der fremdartige Name (er stammt von einem slawischen Eigennamen) angezogen. Ich finde aber gerne Zusammenhänge mit den Namen anderer Berggruppen oder Gegenden. So heißt einer der vier Sadniggipfel, der Vorsadnig, auch Gradoz. Darin steckt dasselbe slawische „kleine Burg“, das meiner Heimatstadt Graz den Namen gegeben hat. Und ein burgartiger Felsen am Vorsadnig hat wohl zu seiner Benennung geführt. Manche mir aus der Steiermark vertraute Namen und manche andere von fremdartigem slawischem Klang sind in der Sadniggruppe zu finden; Gößnitz, Goßnig und Klewischnig, Pletsched und Laschkitz, Klenitzen und Pelitzen, Paschg und Garnitzen.

Woher der Name Fragant kommt — das wäre noch zu erklären. Ich halte ihn (er wird übrigens auf der ersten Silbe betont) nicht für slawisch.

### *Mit Steigeisen auf dem Hüttenweg*

zu wandern, ist gelegentlich eine Notwendigkeit, wenn man in die Großfragant will. Doch ist es nur am ersten, steilsten Drittel des Weges zu „Ausnahmezeiten“ geboten, und man möge sich diesen Weg zum Fraganter Schutzhaus nun beileibe nicht als Klettertour vorstellen! Im Gegenteil, ich finde ihn sogar recht angenehm und „förderlich“: von den 750 Metern Höhenunterschied sind etwa 300 steil, doch kommt man in kurzen Kehren rasch zur Höhe. Dieses Wegstück ist als alter Karrenweg der Bergbauern noch gepflastert und an manchen Stellen etwas feucht (dort kann Vereisung auftreten, daher die eingangs erwähnten Steigeisen!). Von Innerfragant (man erreicht es im Sommer mit planmäßigem Autobuskurs oder Pkw über Außerfragant im Mölltal) sind etwa 2 Stunden bis zum Fraganter Schutzhaus zu rechnen; den größeren Teil dieser Strecke legt man auf angenehm steigendem Fahrweg zurück. Es gibt auch eine Fahrstraße im Gelände bis zur Bachfassung, doch ist diese Eigentum der KELAG und nicht öffentlich benutzbar. Eine Materialeilbahn ab Innerfragant zum Fraganter Schutzhaus nimmt uns den Gepäcktransport ab.

Aus dem Wald auf eine schmale Lichtung tretend, haben wir der Reihe nach die „alten“ Unterkünfte der ÖAV-Sektion Klagenfurt vor uns: das Hernaus-Stöckl, die Dr.-Widder-Jugendherberge, die alte Fraganter Hütte und das Holler-Stöckl. Diese vier Hütten, teils altersbraune freundliche Holzbauten, vertreten ein Stück Geschichte der Alpenvereinssektion Klagenfurt, und auch ein sehr schönes Stück Geschichte des Gesamtvereins. Deshalb soll hier — bevor die alte Fraganter Hütte geschleift wird, woran man aus Sicherheitsgründen denkt — auf ihre große Vergangenheit näher eingegangen werden.

### *Ein Horst der Alpenvereinsjugend*

war und ist die Dr.-Widder-Jugendherberge, die man weiterführen und modernisieren will. Der Gymnasialprofessor Dr. Hans W. Widder war Jugendführer der Alpenvereinssektion Klagenfurt seit dem Jahre 1925. Bald betreute er nicht nur die Jugendwanderer seiner Sektion, sondern auch die AV-Jugend von ganz Kärnten, und bald wurde auch der Hauptverein auf dieses Führertalent aufmerksam.

Dr. Widder schuf in der Großfragant aus einem alten Knappenhaus die erste sektions-eigene Jugendherberge Österreichs, welche wenige Jahre später (1932) durch einen Neubau ersetzt wurde. Diese höchstgelegene Jugendherberge des DuÖAV war die Stätte der „Fraganter Bergschule für Alpenvereinsjugend“, wie sie seit 1935 urkundlich genannt wird. Die Schule — zweiwöchige Berglager für 50 bis 60 Teilnehmer — war epochemachend im Alpenverein und geradezu ein „Monopol“ der Sektion Klagenfurt. Denn als 1936 auch andere Sektionen Bergschulen einführen wollten, bestimmte der Verwaltungsausschuß des DuÖAV, daß die Fraganter Bergschule einzigartig bleiben und nicht nachgeahmt werden sollte!

Bis heute sind über 12.000 — zwölftausend! — Jugendliche durch diese „Bergschule“ gegangen, deren am meisten hervorstechendes Merkmal wohl die Jugend selbstverwaltung ist, die aktive Mitarbeit aller Jugendlichen an der Gestaltung der Kurse und der Herberge selbst. Prof. Rudolf Maier, Widders Nachfolger, schreibt in der Festschrift zur Eröffnung des Fraganter Schutzhauses: „Der seit Jahrzehnten gepriesene innere Wert der Fraganter Kurse wird gebildet durch eine allumfassende geistige und körperliche Erziehung sowie ganztägige Betreuung der Jugend, wobei im Mittelpunkt die Bergtour, das Bergerleben stehen. Die Tourenziele liegen im Bereich des Sadnikkammes, des Stellkopf-Rotwandkammes und des Zirknitz-Wurtenkammes mit etwa 66 Gipfeln. So gibt es für alle Altersstufen genügend Auswahl an Wanderzielen. Viele unserer Jugendlichen kommen im Laufe der Jahre 12- bis 15mal in die Fragant. — Neben der unmittelbaren Begegnung mit der Natur ergänzen und erweitern viele Vorträge, Lichtbilder und Diskussionen das Wissen von der Bergwelt. In zwangloser Folge werden Themen der Alpinistik, der Geologie, Botanik, Kartenkunde, Bergrettung und dergleichen bearbeitet.“

Zu den vielfältigen Aufgaben der AV-Jugend in der Großfragant gehörte aber auch in früheren Jahren die Weihnachtsbescherung für arme Gebirgskinder. Die Jugendlichen der zwanziger und dreißiger Jahre arbeiteten mit am großen Wegenetz des DuÖAV und schufen u. a. den ersten Verbindungsweg zur Duisburger Hütte. Auch heute noch müssen jedes Jahr Markierungen angelegt und erneuert, Wege gebaut oder verbessert werden. Schließlich macht „die Jugend“ auch Instandhaltungsarbeiten an ihrer Herberge selbst.

*„Als Universalerbe setze ich ein den OeAV . . .“*

„Als Universalerbe setze ich ein den OeAV, Sektion Klagenfurt, in Erinnerung an die vielen unvergeßlich schönen in den Bergen erlebten Stunden.“ Diese denkwürdigen Worte schrieb der 1964 in Klagenfurt verstorbene Prokurist der Aßlinger Stahlwerke, Dir. Egon Twerdy, in sein Testament. Sein Nachlaßvermögen von S 454.000.— ermöglichte es der Sektion Klagenfurt, den Neubau des Fraganter Schutzhauses zu beginnen.

Die ganze Erbschaft wurde zum Bauen eingesetzt. Wie kam es überhaupt zum neuen Fraganter Schutzhaus?

Die Sektion Klagenfurt, die 1972 das Fest ihres hundertjährigen Bestandes begehen wird, besitzt in der Großfragant u. a. etwa 3 ha Grund mit einigen Gebäuden, die noch auf den Hochbetrieb des Bergbaues in den Jahren 1915 bis 1917 zurückgehen. Noch bevor Grund und Gebäude im Jahre 1929 um den Betrag von S 14.200.— erworben werden konnten, führte man dort schon Pachtobjekte, u. a. die Jugendherberge und die 1927 eröffnete alte Fraganter Hütte. Zu diesen beiden kamen noch das schon erwähnte Hernaus-Stöckl und das Holler-Stöckl, beide für Familienurlaube gedacht und verwendet. Das „Max-Holler-Stöckl“ entstand aus einem gemauerten Obersteigerhäuschen und wurde so benannt zur bleibenden Erinnerung an das verdiente Sektionsmitglied Berghauptmann Hofrat Ing. Max Holler, welcher 1926 die Sektion auf die Großfragant aufmerksam gemacht hatte. Das Franz-Hernaus-Stöckl wurde 1932 an Stelle eines Tischlereigebäudes als Einfamilienhaus errichtet und 1934 zur Erinnerung an den verdienten Sektionshüttenwart Dr. Hernaus „getauft“. Die Sektion Klagenfurt hatte seit jeher nicht nur für ihre Nachwuchsmglieder, sondern auch für Familienbergurlaube viel übrig; es werden bis in die heutige Zeit alljährlich auch „Familientage“ in der Großfragant abgehalten.

Doch entsprach — nach mehr als 40 Jahren Betrieb! — die alte Schutzhütte, 1915 aus grünem Holz erbaut, nicht mehr neuzeitlichen Erfordernissen. Durch das von Dir. Twerdy ererbte Vermögen war die Sektion imstande, 1966 in der Großfragant eine Liegenschaft in 1810 Meter Seehöhe mit einer Materialeilbahn und den Gebäuden der Almwirtschaft „Stille Klause“ zu erwerben. An ihrer Stelle steht jetzt auf dem schönsten Platz des Tales das neue Fraganter Schutzhaus.

Die Sektion Klagenfurt hat sich mit viel Erfolg bemüht, ein neuzeitliches Schutzhaus zu schaffen. Es ist so komfortabel, daß es mehr Ski- und Ferienheim als Schutzhütte zu nennen ist. 86 Schlafplätze sind vorhanden, davon 42 Betten in Einzelzimmern. Das Haus hat Warmluft-Ölheizung (Öltank mit „eigener Pipeline“!). Die geschickte und praktische Einteilung der Räume und ihre Einrichtung ist das Ergebnis jahrelanger Beobachtungen und Überlegungen. Sektionsobmann Otto Umlauf berichtet augenzwinkernd dazu: „Wir gingen in viele andere Schutzhütten ‚auf Spionage‘, um unser Haus möglichst vorbildlich gestalten zu können. Das ging so weit, daß wir auch ‚fremde‘ Innenräume vermaßen.“ U. a. wurden zwei Jahre lang auch Windmessungen betrieben.

#### *„Den Prozeß hab' i vom Großvata übernommen ...*

und den führ' i a weiter!“ Bei den „harten“ Bergbauern der Umgebung hatte es die Sektion nicht immer leicht. Es gibt z. B. Sorgen mit den Wasserrechten. Neuartig an der neuen Schutzhütte ist die Einteilung in „Blocks“ — z. B. sind Küche, Vorratsräume und Pächterwohnung zusammenhängend, aber getrennt von allem übrigen. Auch die Gasträume (mit 100 Plätzen) sind vom Hauptbaukörper getrennt, was sich für die Ruhe im Haus wohltuend auswirkt. Bis in kleinste Einzelheiten ist das Haus „ausgetüftelt“ — in der Küche gibt es z. B. einen zeitsparend ausgeklügelten „Geschirrweg“. Die Baukosten wurden auf 2,600.000 Schilling vorausberechnet und beliefen sich dann auf 3,070.000 Schilling, wovon 40 Prozent der Gesamtverein getragen hat. Setzt man dagegen die Baukosten eines Einfamilienhauses, so ist man geneigt, an Wunder zu glauben.

#### *Touren und Übergänge*

Das Fraganter Schutzhaus ist ganzjährig bewirtschaftet. Man erreicht es in viertelstündigem Aufstieg von den alten Hütten. Hauptziel ist der leicht ersteigliche Sadnig, auf markiertem Weg etwa 3 Stunden über die Sadnigscharte. Die Ausblicke von den Gipfeln der Großfragant vor allem zum Großglockner und Sonnblick, aber auch bis in die Ge-

gend des Millstätter Sees gehören zu den schönsten in den Tauern. Einfache Wege führen auf den Zeneberg, 2198 Meter, über die Rollbahn und das Kreuzbödele, 2 Stunden, Eck und Bletscheck sind in der gleichen Zeit über die Eggeralm ersteiglich. Sehr schön und lehrreich ist eine Wanderung allein schon zum Schobertörl, 2355 Meter, 2 Stunden. Über dieses Törl (oder über die Sadnigscharte) führen auch markierte Wege zum Neuen Sadnighaus der Sektion „Wiener Lehrer“, 3½ bis 4 Stunden. Wer den großartigen Weg („Sadnig-Höhenweg“) zur Duisburger Hütte (ca. 6 Stdn.) begehen will, verfolgt vom Schobertörl den „Ochsentrrieb“ genannten, neu ausgebauten und markierten Steig durch die Melnwände, die Kleinfragant, am Schwarzsee und Weißensee vorbei zum Wurtenkees. Unterwegs bietet sich Gelegenheit zur Ersteigung des Sandfeldkopfes, 2919 Meter (weglos über die Bogenitzenscharte, leicht, ca. 3 Stunden Mehraufwand). Der „Ochsentrrieb“ (auf dem auch heutzutage sommers noch über 100 Stück Vieh in die Kleinfragant getrieben werden) setzt sich vom Schobertörl durch die NW-Flanke des Makerni, 2644 Meter, fort und gibt uns Gelegenheit, diesen formschönen Berg auf angenehme Weise zu ersteigen, das letzte Stück über den Ostgrat (Trittsicherheit nötig, 3 Stdn.). Trittsicheren Bergsteigern sei die ganze Umrahmung der Großfragant empfohlen (über Klenitzen—Sadnig—Sadnigscharte von der Hütte und zurück, ca. 8 Stdn.; über Sadnigscharte—Hirtenkopf usw.—Makerni—Schobertörl von der Hütte und zurück ca. 7 Stdn. Ofenspitze, 2398 m, und Bretterich, 2312 m, sind hüttennahe Gipfel, Trittsicherheit vonnöten, je ca. 1½ Stdn.).

#### *Inbegriff aller Schiseligkeit*

habe ich die Großfragant in meinem Aufsatz in „Berge und Heimat“ 1954 genannt. Heute möchte ich sie „Inbegriff aller Schitouren-Seligkeit“ nennen; denn Lifte gibt es bis heute noch keine in diesem Bereich. Das Gebiet ist nicht Lawinensicher. Lifte waren wohl geplant, ihre Berechtigung oder wie man es nennen soll aber wurde durch Gutachten zunichte gemacht. Ob das ein Schaden ist? Trotzdem herrscht auch zur Schisaison reges Leben in der Großfragant, unter Beachtung aller Sicherheitsvorkehrungen und zweckmäßigerweise mehr gegen das Frühjahr hin: Schülerschikurse, Bergrettungskurse, Ausbildung von Lawinensuchhunden.

Ich habe die Großfragant einmal zu Ende Mai kennengelernt und halte sie für das schönste und reichhaltigste alpine Tourenschiegebiet von Kärnten. Zu dieser Zeit sind die Grundlawinen schon abgegangen, der Schnee hat sich gesetzt, und hohe Berge wie der Stellkopf sind bis zum Gipfel mit Schiern befahrbar! Wir befuhren auch den Sadnig mit Schiern, der Mullerte Sadnig oder der Melnwandkopf sind überhaupt leichte „Schneenockerln“; andere Gipfel, wie die Rote Wand, der Makerni, die Krahköpfe usw. sind bis hoch hinauf mit Schiern ersteiglich, das letzte Stück ohne Schier. Bergführer Hias Kumnig, einer der besten Bergsteiger Österreichs, seinerzeit Pächter der alten Fraganter Hütte und hervorragender Schifahrer, fand gar gezählte hundert Abfahrten im Bereich der Großfragant!

Für den „Inbegriff der Schiseligkeit“ halte ich die Böden und Täler: die Melnböden, das Striedental, Schober- und Rudenböden. Und heute, im Zeitalter der Kurzschier und der Firngleiter, ist gerade in der Großfragant einiges zu holen: da gibt es eine Rinne von der Klenitzen in den „Winkel“ hinab, die ist im Spätfrühling gerade richtig „schmalzig“ — sie ist nur eine unter Hunderten, die man für sich entdecken kann!

#### *Der Stollen zur Göttlichen Vorsehung*

Die Großfragant ist, wie schon erwähnt, altes Bergbauggebiet. Die Entdeckung der reichen Kupferadern erfolgte der Sage nach durch einen Hirtenjungen, der beim Hüten einen „Erzausbiß“ entdeckte. 1524 wird der Fraganter Bergbau erstmalig erwähnt, als Ferdinand I. seinem Schatzmeister Gabriel Salamanca die Grafschaft Ortenburg verlieh.

1536 war bereits in einem Berglehensbuch vom Kupferbergbau in der Groß- und Kleinfragant die Rede. Die Bergwerke deckten den großen Bedarf der 1599 errichteten Möllbrücker Messingfabrik. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts arbeiteten an die 100 Knappen im Fraganter Bergbau. Von 1740 bis 1780 stieg die Produktion jährlich bis zu 1000 Zentner Reinkupfer und 4000 Zentner Schwefel, es war der Höhepunkt dieses Bergbaues. Daß es damals schon das Problem „Umweltverschmutzung“ gegeben hat, ersieht man aus Berichten, die darüber Klage führen, daß die Schmelzhütte am Raggabach mit Schwefeldämpfen die Vegetation der Umgebung verdarb! Der große Kupferbedarf während des ersten Weltkrieges brachte ein Wiederaufleben des mittlerweile weniger intensiv betriebenen Bergbaues. Mit modernen technischen Behelfen (Rollbahn ins Mölltal, Seilbahn nach Obervellach, elektrische Kraftstation) wurden 1917 102.209 Zentner Schwefelkies gefördert und 300 Arbeiter beschäftigt. Darunter waren auch kriegsgefangene Russen, wovon die drei Russengräber am Domnigbühel Zeugnis ablegen — sie werden noch heute von Einheimischen mit Blumen geschmückt!

Die Stollen des Fraganter Bergbaues trugen „heilige“ Namen: da war der Stollen zur Göttlichen Vorsehung, der Heiligengeiststollen, die Josefifundgrube, der Dreifaltigkeitsstollen, der Christi-Himmelfahrt-Stollen, der Salvatorstollen und der Franziskistollen. Heute sind die Stollen verschüttet, doch ist noch mancher „fündige“ Erzbrocken in der Gegend zu finden. Die Großfragant ist ja geologisch sehr verwickelt gestaltet und hochinteressant; am Bretterich gibt es einen Zug von Marmor mit Beimengungen vulkanischer Asche und vulkanische Grünschiefer, in dem auch die Erzlager liegen. Interessant sind u. a. auch die „härteren“ Quarzite an der Ofenspitze. Darüber hinaus ist die Sadnigruppe wie die ganze Goldberggruppe als Fundstelle seltener Mineralien bekannt.

#### *Von Ochsenklavieren und weißem Enzian*

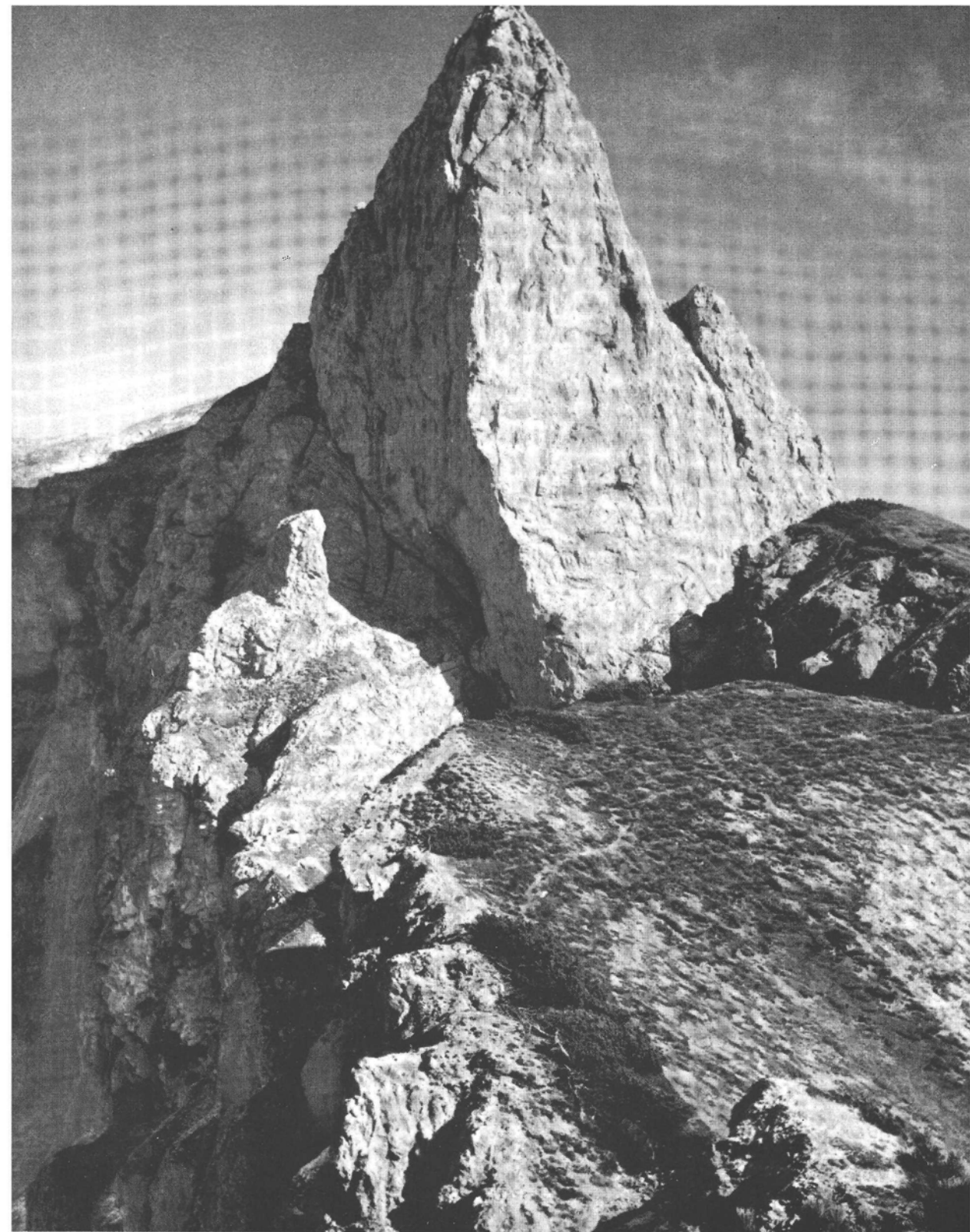
in der Großfragant berichten Botaniker. „Ochsenklavier“ nennen die Einheimischen die stufenförmigen Weideflächen; diese Form entsteht durch Viehtritt und Verwitterung. In der Großfragant ist der Apollofalter beobachtet worden und der bunte Alpenmauerläufer; Kolkrabe, Adler und Murmeltier sind heimisch, und Prof. Turnowsky berichtet, dort auch den äußerst seltenen Alpensegler mit einem halben Meter Flügelspannweite gesehen zu haben. An seltenen Bergblumen und -pflanzen finden wir: Edelweiß und Edelraute, Anemone pulsatilla in besonders schönen Exemplaren, Pyrenäen-Hahnenfuß, Monte-Baldo-Windröschen, den Nickenden Steinbrech, Alpenpechnelke, Federnelke, das Nordische Moosglöckchen und die Türkenbundlilie unter vielen anderen. Auch dieses tierische und pflanzliche Leben ist es, das uns die seit Jahrhunderten belebte und lebendige Großfragant zur geliebten Bergheimat werden läßt.

Nachsatz: Zu größtem Dank bin ich verpflichtet den Herren Dipl.-Kfm. Wilfried Gallin, Keutschach am See, und Otto Umlauf, Klagenfurt, ohne deren Führungen und Hilfen hätte dieser Beitrag nicht geschrieben werden können.

#### *Benutzte Literatur:*

- 10 Jahre Großfragant, Festschrift der Sektion Klagenfurt des DuÖAV 1937.  
 Führer durch die Sadnigruppe von Aurel Saupe, Hollenburg 1937, vergriffen, Sektion Klagenfurt des DuÖAV.  
 Festschrift zum 80jährigen Bestand der Sektion Klagenfurt im Österreichischen Alpenverein, 1952.  
 Festschrift zur Eröffnung des Fraganter Schutzhauses, ÖAV-Sektion Klagenfurt, 1970.  
 Dr. Hermann Wiessner, Geschichte des Kärntner Bergbaues, aus dem „Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie“, herausgegeben vom Geschichtsverein für Kärnten, 36./37. Band, Klagenfurt 1951.  
 Alpenvereinsjahrbuch, Jahrgang 1940.





Der Sturzhahn, das steirische Matterhorn

Aufn.: Albert Rastl, Bad Aussee

# Die Stauseen der Alpen

EDWIN FELS

Es wird kaum einen Alpenbergsteiger oder -wanderer geben, dem nicht eine oder einige alpine Stauanlagen mit ihren Talsperren, Stauseen und Kraftwerken persönlich bekannt sind. Nur sehr wenige Bergkameraden aber dürften eine Vorstellung haben von Umfang und Größe des Stauseeproblems in unseren Alpen, da eine zusammenfassende und den neuesten Stand kennzeichnende Arbeit bisher nicht vorhanden war. Eine solche liegt heute in mustergültiger Form aus der Feder des wohl besten und seit Jahrzehnten bewährten Kenners dieser technischen Materie vor:

*Link, Harald: Speicherseen der Alpen. Wasser- und Energiewirtschaft (Schweizerische Monatsschrift für Wasserrecht, Wasserbau, Wasserkraftnutzung, Energiewirtschaft, Gewässerschutz und Binnenschifffahrt) 62, 1970, Nr. 9 (Sonderheft), S. 241—358 (DIN A 4, zweisprachig deutsch und französisch), Karte 1:1 Million, 70 Abbildungen, 8 Farbbilder.*

Diese Veröffentlichung ist so wichtig und vielseitig belehrend, dazu so erfreulich zuverlässig und durch prachtvolle Abbildungen anschaulich, daß der große Kreis der Bergsteiger und Alpenfreunde ein Recht auf eingehende Unterrichtung hat. So sollen die Ergebnisse dieser zwar technischen, aber viele andere Fachgebiete interessierenden Arbeit gewürdigt und einige Überlegungen angeschlossen werden, die den Geographen bewegen und für jeden Alpinisten belangreich sind.

Wie steht es um den heutigen Bestand an alpinen Speicherseen? *Link* erfaßt alle Speicher, die einen Nutzraum von mindestens 0,7 Millionen Kubikmeter haben und unterscheidet solche, die bis einschließlich 1954 fertig waren, und solche, die von 1955 bis 1969 dazukamen und Ende 1969 in Betrieb oder Bau standen. Er kommt zu folgender Übersicht, die einen rohen Überblick der zwar relativ gleichmäßigen, aber doch regionale Schwerpunkte aufweisenden Verteilung der Speicher und ihres Nutzraumes gestattet und durch Betrachtung der alle Objekte aufzeigenden Karte 1:1 Million gefördert wird. Die Grenze von West- und Ostalpen wird wie üblich vom Bodensee durch das Rhcintal, über den Splügenpaß zum Comer See gezogen.

		Westalpen		Ostalpen		Gesamte Alpen			
		Seenzahl	Nutzraum Mill. cbm	Seenzahl	Nutzraum Mill. cbm	Seenzahl	Nutzraum Mill. cbm	% 1954	% 1969
Schweiz	bis 1954	40	1471	8	111	48	1582	32,5	34,5
	1955/69	31 + 3E	1542	6	454	37 + 3E	1996		
Frankreich	bis 1954	29	710	—	—	29	710	14,6	27,2
	1955/69	18 + 1E	2116	—	—	18 + 1E	2116		
Italien	bis 1954	33	326	67	1525	100	1851	38,0	25,1
	1955/69	5 + 1E	200	29 + 3E	566	34 + 4E	766		
Deutschland	bis 1954	—	—	4	261	4	261	5,4	3,7
	1955/69	—	—	2	121	2	121		
Österreich	bis 1954	—	—	28	454	28	454	9,3	9,5
	1955/69	—	—	20 + 3E	529	20 + 3E	529		
Jugoslawien	1954/69	—	—	2	11	2	11	0,2	0,1
	bis 1954	102	2507	109	2362	211	4869	100,0	—
	1955/69	54 + 5E	3858	57 + 6E	1670	111 + 11E	5528		
insgesamt		156	6365	166	4032	322	10.397	—	100,0

E = Erweiterung bestehender Speicher

Die Übersicht erfordert einige Erläuterungen. Erstaunlich und für den Laien völlig unerwartet ist die Belebung der Bautätigkeit in den letzten 15 Jahren. Sie erweist alle oft gehörten Äußerungen als falsch, die von einem Ende der Gewinnung hydroelektrischer Energie und von einem Nachlassen der Bautätigkeit von Stauanlagen in den Alpen sprachen. Der Nutzraum ist in dieser kurzen Zeit um 100 Prozent und mehr, in Frankreich sogar um 300 Prozent des Bestandes von 1954 gestiegen. Das ist eine Folge der Tatsache, daß „die industriereichen Gebiete rings um die Alpen gar nicht oder nur in bescheidenem Umfang über andere Energiequellen (als die Wasserkraft) aus eigenen Bodenschätzen verfügen“ (S. 353). Auch in Zukunft wird die Bautätigkeit nicht aufhören, wenn sie auch in „wesentlich geringerem Umfang“ (S. 353) stattfinden wird, aus dem einfachen Grunde, weil die ausbauwürdigen Örtlichkeiten seltener werden. Trotzdem stehen in den Westalpen etwa 50 Objekte mit rund 5 Milliarden Kubikmetern Nutzraum, in den Ostalpen etwa 90 Objekte mit rund 6 Milliarden Kubikmetern Nutzraum in der Planung (S. 257).

Die Zahl von 322 alpinen Speichern verlangt seitens des Geographen eine kritische Bemerkung. Sie haben nicht alle den gleichen Charakter. Nur bei 196 von ihnen handelt es sich um Neuschöpfungen von Seen, während 126 bereits vorher vorhandene, große oder kleine, gestaute oder angezapfte, also bewirtschaftete Naturseen sind. Darunter finden sich z. B. in den Westalpen der Briener See (29,2 qkm, Spiegelschwankung bis 2,4 m), der Thuner See (47,8 qkm, 1,6 m), in den Ostalpen der Walchensee (16,5 qkm, 7 m), der Achensee (7,2 qkm, 11 m), der Weißensee (Draugebiet, 6,6 qkm, 0,7 m), der Lago d'Idro (Chiesegebiet, 14,1 qkm, 6 m); sie erfahren alle durch die Bewirtschaftung gegenüber dem Naturzustand nur unerhebliche periodische Flächenänderungen. Die Hauptmasse jener 126 Seen aber sind kleine Hochgebirgsseen, zumeist Karseen, die meist durch Sperren eine Erhöhung der sie von Natur aus abdämmenden Schwellen und beträchtliche Flächenvergrößerung erfahren haben oder nicht selten durch unterseeische Anzapfung und Absenkung genutzt werden, also einer Flächenminderung unterliegen. Ich halte es für nötig, die Neuschöpfungen und die ehemaligen Naturseen klar auseinanderzuhalten und bezeichne erstere als echte, letztere als unechte Stauseen. Auch *Link* ist sich des Unterschiedes bewußt, da er alle ursprünglichen Naturseen ausdrücklich kennzeichnet. Er stellt folgende Rechnung über *neue Alpenseeflächen* einschließlich des Zuwachses an den Naturseen in den einzelnen Staaten auf (S. 253):

	Stand 1954 qkm	Zuwachs 1955/69 qkm	Gesamtbestand qkm
Frankreich	17,1	76,6	93,7
Schweiz	48,4	36,4*	84,8
Italien	49,2	21,1*	70,3
Deutschland	16,5 +	8,7 +	25,2
Österreich	11,6	11,5	23,1
Jugoslawien	1,9	—	1,9
Westalpen	75,6	105,6	
Ostalpen	69,1	48,7	
Alpen	144,7	154,3	299,0

\* Valle di Lei (Hinterrhein, 4,2 qkm) und Livigno (Spöl, 4,8 qkm) zu Italien gerechnet.

+ Zum kleinen Saalachsee (Reichenhall, 0,44 qkm) und dem stattlichen Forggensee (Lech, 15,8 qkm) traten hinzu der Grüntensee (Wertach, 2,5 qkm) und der Sylvensteinsee (Isar, 6,21 qkm).

*Halten wir fest, daß die Alpen durch den Menschen in kurzer Zeit einen Seenzuwachs von rund 300 Quadratkilometern erhalten haben.* Die flächengrößten echten Stauseen mit je 5 Quadratkilometern und mehr seien zusammengestellt:

Stausee (Flußgebiet)	Fläche: km <sup>2</sup>	Nutzraum Mill. cbm
<i>Westalpen:</i>		
Serre Ponçon (Durance)	26	1030
Ste. Croix (Verdon)	21,8	300
mit Hochwasserschutzraum	23,4	400
Sihlsee (Sihl/Limmat)	11	91,8
Lac de la Gruyère (Sarine/Aare)	9,6	180
Mont Cenis (Dora Riparia)	6,7	320,7
Monteynard (Drac)	6,6	185
<i>Ostalpen:</i>		
Forggensee (Lech)	15,8	149
Sylvensteinsee (Isar)	6,2	105

Im übrigen handelt es sich um viele kleine Speicher, die in nur 104 Fällen (Westalpen 52, Ostalpen 52) ein und mehr Quadratkilometer groß sind. Wir sind *Link* sehr dankbar, daß er bei sämtlichen Seen die Flächen angegeben hat und so einem grundlegend wichtigen geographischen Bedürfnis entgegengekommen ist, da dies in den meisten, auch internationalen Arbeiten über Stauseen leider nicht der Fall ist. Als Zeichen der heutigen Klimalage ist zu werten, daß manche Stauseen, in die Gletscherzungen einmünden, infolge des allgemeinen Gletscherrückganges eine Vergrößerung ihrer Fläche und ihres Nutzraumes erfahren.

Ebenso dankbar sind wir für die durchweg angegebenen *Höhen der Stauziele über dem Meere*, was in Statistiken ebenfalls sehr oft versäumt wird. Wenn wir mit *Link* (S. 253) alle über 1500 Meter liegenden Seen als Hochseen bezeichnen, stellen wir bis 1954 120 Speicher mit einem Anteil am Gesamtnutzraum von 47 Prozent fest, die sich bis 1969 auf 182 mit 52 Prozent steigerten. Daraus erhellt ihre besonders hohe Wichtigkeit im Rahmen des Ganzen. Als mittlere Höhe aller Seen werden 1360 Meter errechnet (Westalpen 1378 m, Ostalpen 1328 m). Für die höchsten Speicher ergibt sich folgende Übersicht:

#### Höchste echte Stauseen

Stausee (Flußgebiet)	Stauziel m	Fläche ha	Nutzraum Mill. cbm
<i>Westalpen:</i>			
<i>Schweiz</i>			
Gries (Rhône)	2387	50	17
Grande Dixence (Rhône)	2364	400	400
<i>Frankreich</i>			
Plan d'Amont (Isère)	2077	39	7,9
Mont Cenis (Dora Riparia)	1974	668	320,7
			davon Italien 51,1
<i>Italien</i>			
Sabbione (Toce)	2460	128	42
Camposecco (Toce)	2335	39	5,4
<i>Ostalpen:</i>			
<i>Schweiz</i>			
Albigna (Adda)	2163	103	69
Valle di Lei (Hinterrhein)	1931	420	197
<i>Deutschland</i>			
Grüntensee (Wertach)	882	250	16

Stausee (Flußgebiet)	Stauziel m	Fläche ha	Nutzraum Mill. cbm
<b>Österreich</b>			
Mooserboden (Salzach)	2036	167	85,4
Silvrettasee (Ill)	2030	134	38,6
<b>Italien</b>			
Careser (Noce)	2600	47	16,1
Pantano d'Avio (Oglio)	2378	42	12,5

*Höchste Naturspeicherseen*

Stausee (Flußgebiet)	Stauziel m	Fläche ha	Nutzraum Mill. cbm
<i>Westalpen:</i>			
<b>Schweiz</b>			
Muttsee (Limmar)	2446	40	6
Lago Sfundau (Maggia)	2390	14	4
<b>Frankreich</b>			
Lac Long (Vesubie)	2561	25	2,6
Lac de Bramant (Romanche)	2448	14	2
<b>Italien</b>			
Lago Goillet (Dora Baltea)	2526	46	11,8
Lago della Rossa (Stura)	2716	53	8,6
<i>Ostalpen:</i>			
<b>Schweiz</b>			
Berninasee (Adda)	2234	170	18
<b>Deutschland</b>			
Schrecksee (Iller)	1811	8	1
<b>Österreich</b>			
Radlsee (Lieser)	2399	13	2,5
Hochalmsee (Möll)	2379	13	4,1
<b>Italien</b>			
Lago Venerocolo (Oglio)	2538	20	2,5
Grünsee (Etsch)	2529	25	7,1

Die Naturseen liegen demnach fast überall beträchtlich höher als die echten Stauseen. Dankenswert sind ferner Angaben über die *Länge der Seen*, die, wenn auch nicht in der statistischen Übersicht, so doch in 62 Fällen im Text erscheinen. Die höchsten Werte werden vor allem aus den Westalpen gemeldet:

Stausee (Flußgebiet)	km	Stausee (Flußgebiet)	km
Serre Ponçon (Durance)	20	Gréoux (Verdon)	13
Monteynard (Drac)	17	Lac de la Gruyère (Aare)	11
Livigno (Inn)	14	Valle di Lei (Hinterrhein)	8
Ste. Croix (Verdon)	13		

Sehr zu begrüßen ist die Tabellenspalte „*Spiegelschwankung*“, aus der sich ein Bild vom jahreszeitlich wechselnden Aussehen aller Seen ergibt. Die Werte schwanken von einigen Dezimetern bis nahe an 200 Meter. Hier folgen die extremen Fälle:

Stausee (Flußgebiet)	Spiegel- schwankung m	Fläche ha	Stauziel m	Nutzraum Mill. cbm
<i>Westalpen</i>				
Grande Dixence (Rhône)	194	400	2364	400
Mauvoisin (Rhône)	161	208	1961	180
Luzzone (Ticino)	155	125	1591	87
Emosson (Rhône)	145	327	1930	225
Lac du Chevril (Isère)	135	280	1790	227,8
Zervreila (Vorderrhein)	127	161	1862	100
Place Moulin (Dora Baltea)	120	180	1968	105
Curnera (Vorderrhein)	108	80	1956	40,8
Lac de la Girotte (Isère)	108	Natursee 80	1753	50
Limmernboden (Limmat)	107	134	1857	90
Zeuzier (Rhône)	107	85	1777	50
Roselend (Isère)	105	320	1557	183
<i>Ostalpen</i>				
Lago di Molveno (Sarca)	117	Natursee 347	833	204,5
Livigno (Inn)	105	477	1805	164
Gepatsch (Inn)	102	261	1767	138,3
Schlegeis (Inn)	102	219	1782	127,4
Valle di Lei (Hinterrhein)	101	420	1931	197
Vaiont (Piave)	100	270	722	20

Man sieht, daß die höchsten Werte in den Westalpen liegen.

Wir wollen beachten: Mehr als sonst in technischen Arbeiten üblich, teilt *Link* geographische, auch den Bergsteiger interessierende Angaben über die Seen mit. Es ist schade, daß er auf halbem Wege stehengelieben ist und uns nicht auch mit Daten über die *größte Breite* und die *Uferlänge* der Seen versorgt hat, was ihm bei seiner genauen Kenntnis der Materie nicht hätte schwerfallen müssen. Aus Uferlänge und Fläche läßt sich nach einer einfachen Formel die Uferentwicklung berechnen, die einen ausgezeichneten Vergleichsmaßstab für die Seegestalt und ihre Gliederung abgibt. Die Gliederung gibt an, wie vielmal die Uferlänge größer ist als der Umfang des flächengleichen Kreises.

Das Werk von *Link* enthält außer dem bisher Besprochenen für alle Alpenseicher eine Reihe von Angaben, die für den Techniker von hohem Belang sind, aber auch von seiten des Geographen und damit auch des Bergsteigers eine Stellungnahme erfordern. Da ist zunächst der *Nutzraum*, der hier in verschiedenen Tabellen bereits einen Niederschlag gefunden hat. Der Wasserbauer braucht ihn notwendig für die Berechnung des Energieinhaltes jedes Stausees. Für uns aber wäre außerdem wünschenswert die Kenntnis des *totalen, höchstmöglichen Wasserinhaltes*. Er ist zum Teil aus anderen Quellen, z. B. dem bis 1968 reichenden World Register of Dams (Paris 1964, 2 Nachträge bis 1968) zu erschließen. Er ist über das geographische Interesse hinaus z. B. in klimatologischer Sicht sehr bedeutsam, da er wie jede Wassermasse örtlich mildernd wirkt, um so mehr, je größer die Wassermenge ist. Er ist stets erheblich höher als der Nutzraum und dürfte für alle Alpenstauseen auf etwa 15 Milliarden Kubikmeter zu schätzen sein. Das sind 15 Kubikkilometer Wasser, das in den Stauseen zeitweilig zurückgehalten und nur teilweise verarbeitet wird.

Verschiedene technisch sehr wichtige Angaben beziehen sich auf die *Sperrbauwerke*. Da ist zunächst ihr Typ, der von *Link* in elf verschiedenen Arten vorgestellt wird.

Für uns wesentlich ist nur die Unterscheidung von *Mauer* und *Damm*, da sie das landschaftliche Erscheinungsbild betrifft. Erstere ist steilwandig, bis zur Senkrechten, aus Beton gegossen. Letzterer ist eine Aufschüttung aus Erde und Gestein und hat relativ flache Böschungen. Es ist bemerkenswert, daß der Bau von Dämmen auch in den Alpen wie überall auf der Erde sich außerordentlich gesteigert hat. Der Grund liegt in den Fortschritten der Technik und in der leichteren Materialbeschaffung, letztlich in der größeren Einfachheit und Billigkeit des Verfahrens. Bei den 322 alpinen Speichern sind 50 Dämme festzustellen, die meist erheblich niedriger sind als die Mauern, mitunter aber ihnen an Höhe nur wenig nachstehen.

Die Kenntnis von *Höhe* und *Länge* der Sperrwerke ist für die Berechnung der Masse (Kubatur) unentbehrlich. Dazu ist zu sagen, daß die Höhe sich bei *Link* stets auf die Bauhöhe, also die Gesamthöhe vom tiefsten Fundament bis zur Krone, bezieht. Diese ist nicht identisch mit dem Erscheinungsbild, das stets niedriger ist, je nach der Beschaffenheit des Untergrundes, dem die Sperre aufruht. Dem wirklichen Bild näher kommt die Höhe über dem ursprünglichen Grund, dem Fluß- oder Bachbett, die in manchen Statistiken neben der Bauhöhe angegeben wird. Dem Geographen kommt am meisten gelegen die *Stauhöhe* des Wassers vom Wasserspiegel unterhalb der Sperre bis zum Stauziel, die man leider nur gelegentlich angeben findet.

Über die *Zwecke* der alpinen Stauseen braucht man nicht viele Worte zu verlieren, da sie überaus einheitlich sind. Fast durchweg werden die riesigen Gefälle von den Stauseen zu den Kraftwerken von Einzweckanlagen genutzt, die der *Energiegewinnung* dienen. Als Unikum sei mitgeteilt, daß die bis heute höchste in *einer* Stufe ausgenützte Fallhöhe der Welt mit 1773 Metern in der Reifseckgruppe der Kärntner Alpen liegt (S. 277). Es sei auch daran erinnert, daß die Französischen Alpen die Geburtsstätte der Gewinnung elektrischer Energie aus Wasserkraft sind und daß hier der Begriff der *Houille Blanche*, der Weißen Kohle, geprägt worden ist. Zur Sicherung der Wasserversorgung der Stauseen wurde in sehr vielen Fällen ein weitverzweigtes System von Zuleitungstollen gebaut, die man als Beileitungen bezeichnet, wenn sie abgelegene Teile des Stauseeflußsystems erschließen, und als Überleitungen, wenn sie Teile eines stauseefremden Systems einbeziehen. *Link* beschreibt sie näher. Ihre Gesamtlänge dürfte auf etliche 1000 Kilometer zu schätzen sein. Sie haben die natürlichen Einzugsgebiete der Flüsse und Bäche wesentlich verändert. Neben der Energiegewinnung spielt der *Hochwasserschutz* eine nicht unwesentliche Rolle, so besonders bei den deutschen und südfranzösischen Alpenstauseen. Ein dritter, zunehmend wichtiger werdender Zweck ist die *Feldbewässerung*, der die Seen des Wallis und der Südalpen vielfach dienen, stets aber nur neben der Energiegewinnung.

Und nun ein paar Worte zu der Frage, die die Öffentlichkeit und ganz besonders den Alpinisten bewegt: wie verhalten sich die Stauseen zur *Alpennatur* und zum *Naturschutz*? Es besteht kein Zweifel, sie gehören zu den größten und folgenreichsten Umgestaltungen, von denen die Gebirgsnatur seit der Besiedlung der Alpen in kürzester Zeit betroffen worden ist. Bei ihrer Beurteilung sollte man zwei Dinge auseinanderhalten: die Sperre und den See.

Niemand wird im Ernst behaupten wollen, daß die *Sperren* die Landschaft verschönern. Wenn sie als 100 bis fast 300 Meter hohe, der Senkrechten sich nähernde, kahle Betonmauern aufragen, kann davon wirklich nicht die Rede sein. Daran ändert sich auch nichts, daß sie als Wunderwerke der Wasserbautechnik gelten und alljährlich viele Tausende von Besuchern anlocken. Sie bleiben immer ein Schlag ins Gesicht der ursprünglichen Natur, der für ferne Zukunft unveränderlich bestehen bleibt. Sie sind und bleiben Fremdkörper, die die Harmonie der Landschaft stören. Erheblich weniger gilt das für die Dämme, die zwar auch beträchtliche Höhen erreichen, deren sanfte Böschung aber eine gewisse Natürlichkeit vortäuscht, die durch Begrünung oder Gebüschanpflanzung verstärkt werden kann. Im ganzen ist es trotz allem ein Glück, daß die Sperren nur „Punkte“ in der Landschaft sind, also gegenüber der ganzen Stau-





Lünersee vom Schafgafall, rechts am Seebord die Douglashütte. Im Hintergrund Prätigauberge



anlage stark zurücktreten. Ein Trost mag auch darin liegen, daß der Bau der Sperren eine unumgängliche wirtschaftliche Notwendigkeit ist, die eine Fülle segensreicher Wirkungen nach sich zieht. Nur an eine weniger beachtete unter diesen sei erinnert, daß nämlich der Sperrerbau die Anlage guter, leistungsfähiger Straßen voraussetzt, die heute die Erschließung der Alpentäler fördern, dem Wohlstand dienen und der Abwanderung entgegenarbeiten.

Bei den *Stauseen* liegen die Dinge anders. Jeder Natursee schmückt die Landschaft, belebt sie und verleiht ihr, zumal im Hochgebirge, besonderen Reiz. Das gilt genau so für die Stauseen, allerdings unter der Voraussetzung ihrer völligen Füllung. Das ist im wasserreichen Sommerhalbjahr etwa von Mai/Juni bis September/Okttober zumeist der Fall und vielfach durch Vorschriften geregelt. So unterscheidet sich der Stausee kaum von einem natürlichen Gebilde. Und im wasserarmen Winterhalbjahr, wenn die oft riesigen Absenkungen einsetzen müssen, verhüllt eine tiefe Schneedecke gnädig das Seegebiet und stellt sozusagen den Naturzustand wieder her. Wenn man die vielen Abbildungen und besonders die begeisternd schönen Farbaufnahmen in *Links* Arbeit betrachtet, muß auch ein scharfer Kritiker zugeben, daß der Natur keine Gewalt angetan, sondern daß sie verschönert worden ist und eine stimmungsvolle Bereicherung erfahren hat. Ich weiß mich in dieser Meinung einig mit dem Bund Naturschutz, der die Stauseen als „naturnahe“ Gebilde betrachtet. Auf der anderen Seite ist es erfreulich, daß die Wasserbautechniker wachsendes Verständnis für die Schonung der Landschaft zeigen und bestrebt sind, die beim Sperrerbau unvermeidlichen Wunden zu heilen. Sie haben auch schon in manchen Fällen auf den Ausbau günstiger Speichermöglichkeiten verzichtet, wenn landschaftliche Rücksichten sich besonders stark geltend machen.

So ist es nicht verwunderlich, daß die Alpenstauseen eine steigende Anziehungskraft ausüben und sich zu immer stärker besuchten Zielen des Tourismus entwickeln. Viele sind heute beliebte Erholungsräume, die wir in unserem überbevölkerten Kontinent so notwendig brauchen. Damit leisten sie über die Erzeugung elektrischer Energie hinaus einen wesentlichen Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung und Stabilität der Alpenländer.

Die Stauseen sind bestimmende Glieder der Alpenlandschaft geworden, die aus ihrem Bilde nicht mehr wegedacht werden können. Die Alpen sind das weitaus stauseereichste Gebirge der Erde und werden es auch bis in ferne Zukunft bleiben. Bedenken wir aber, daß ihre Speicher im Rahmen des Weltproblems „Stausee“ nur winzige Zwerge sind. Ihr flächengrößter, der Serre Ponçon mit 26 Quadratkilometern, verschwindet neben dem größten der Welt, dem Lake Volta in Ghana mit seinen 8730 Quadratkilometern. Und die etwa 15 Kubikkilometer ihres Gesamtvolumens lassen sich in einem einzigen mittelgroßen russischen Stausee bequem unterbringen. Ihre Bedeutung aber hat in der Welt einen hohen Rang: sie waren die Vorbilder des neuzeitlichen Baus von hochleistungsfähigen Stauanlagen im Hochgebirge und liefern riesige Energiemengen, die für die Wirtschaft der an den Alpen beteiligten Länder unentbehrlich sind.

# Gewürztraminer mit Eisengehalt

*Durch den Burrone bei Salurn*

EUGEN LANG

Nie werde ich ein großer Kletterer sein, im Seil biwakieren, eine Hangeltraverse klimpern oder im Pendelquergang baumeln. Ich kriege schon feuchte Hände, wenn ich auf meinem Hausberg, der Hohen Wand, herumrutsche. Davon sind auch unsere Karabiner rostig geworden. Ich bin eben ein bisserl ein ängstlicher Mensch.

Am Freitag hatten wir uns im Hochmoor von Altraï verlaufen. Sozusagen zum Eingehen. Samstag waren wir auf Burg Hocheppan gestiegen. Zum Tiefblick üben. Am Abend hausten wir im Weinkeller unseres Wirtes in Tramin. Gegen Mitternacht fühlte ich mich fit. Ich war bereit, den Burrone zu gehen, einen versicherten Klettersteig.

Sonntag früh erwachte ich mit Bauchweh. Meine liebe Frau hatte den Rucksack auf mir abgestellt und alle drei Haken, die wir besitzen, eingepackt. Der Hammer lag daheim, denn meine Kniehose hat sowieso kein Tascherl. Meine Frau stand vor mir und hatte unser schönes rotes Seil umgewickelt. Offenbar wollte sie den Burrone führen. Eine halbe Stunde später waren wir in Kronmetz. Das Abenteuer begann.

Am Beginn meiner Kletterlaufbahn stand der eiserne Steigbaum des Hans-von-Haid-Steiges auf der Rax. Zweimal bin ich dort umgekehrt. Der Burrone beginnt mit einer massiven Eisenleiter, die eine Schlucht überspannt. Dieser Leiter fehlt eine Schraube. Unsere Urlaubseinteilung ließ ein Umkehren nicht zu. Ich stieg also auf die Leiter ohne Schraube und zückte meinen Fotoapparat. Bedauerlicherweise fehlte auch dem eine Schraube. Er rutschte aus der Bereitschaftstasche, schlug zweimal auf und verschwand in der Tiefe. Ich hatte eine Leica gehabt.

Länger als eine halbe Stunde diskutierten wir allerhand Rettungsmanöver einschließlich Umkehren. Dann stopfte meine Frau das Seil in ihren Rucksack und ging weiter. Ich folgte ihr und habe es nicht bereut.

Der Burrone ist ein tief eingeschnittener, oft nur wenige Meter breiter Cañon, in dem ein Wildbach rauscht. Senkrechte Wände, schwarz und drohend. Wasserfälle hinter jeder Ecke, Felsbrocken, glatt wie Kiesel. Licht in allen Farben und Gischt, weiß wie Schnee. Über zwei ausgesetzte, aber solide gesicherte Leitern führt unser Weg an einer Madonna vorbei, das Bachbett hinauf. Mitten im Sturzbach rosten die Leitern der alten Steiganlage, vom Steinschlag zerrümmert. Eindrucksvoll ist der Blick in eine Seitenschlucht, traumhaft schön ein Wasserfall gleich danach. Wir springen von einem Stein zum anderen, überqueren den Bach unzählige Male, schauen und staunen. Eine Mammulleiter und eine Serie von Eisenklammern, heikler als zu Beginn, aber wegen der geringen Höhe absolut ungefährlich, leiten aus der Schlucht. Dann folgt Buschwald, eine Wiese, wir sind oben.

Auf einem breiten Weg gelangen wir nach Monte, das ist eine kleine Siedlung oberhalb von Kronmetz, auf einer Felsterrasse gelegen, 700 Meter senkrechte Wand liegen dazwischen. Früher war ein schmaler, steiniger Steig, der die Wand umging, die einzige Verbindung mit dem Tal. Heute klebt an der Kante die Bergstation einer winzigen Seilbahn. Filigran sind die Gondeln, ohne Stütze überwinden die Seile die Tiefe. Wir schätzen auf sechzig Grad Neigung.

Ein Mensch mit einer riesigen Holzfällerhache schleppt uns zu den schönsten Aussichtspunkten, rüttelt an dem wackeligen Geländer, schleudert wie Piazz Steine in die Tiefe und schreit dabei die einzigen Worte Deutsch, die er kann: „Ich Kerschbaumer, ich Kaiserjäger.“ Es ist der Wirt der kleinen Locanda von Monte.

Stunden bleiben wir oben, fasziniert von dem Blick in das Tal. Bis gegen Trient dehnen sich die Rebgrärten, jedes Haus, jedes Fahrzeug ist zu erkennen. Etsch und Noce fließen ineinander — es ist der überwältigende Höhepunkt des Tages.

Erst als die Schatten der Paganella auf die Ebene fallen, steigen wir hinunter. Noch ist eine Frage offen. Wieder gehen wir zum Einstieg, schon in der Dämmerung seile ich mich in die kleine Schlucht ab. Mein Apparat liegt mitten im Wasser. Irgendwie komme ich am Seil wieder hoch; als wir beim Wagen landen, funkeln die ersten Sterne.

Möglich, daß die extremen Kletterer meinen Burrone belächeln. Aber wenn sie müde und abgeschunden von der Brenta kommen, um einen Tag zu rasten, ehe sie weiterstürmen zum Langkofel, zur Sella und Marmolata, dann sollten sie den Burrone machen. Die Schlucht und der Blick von Monte werden sie bezaubern. Der Weg auf den Berg und wieder zurück ins Tal ist der gleiche. Für die großen und für die kleinen Helden.



Hocheppan

# Im Schweizer Nationalpark

KARL KOLAR

Hier gibt es keine Motoren,  
keine Gewehre, keine Radios,  
kein Geschrei . . . in diesem  
Paradies lebt scheues, zum  
Teil seltenes Wild ohne Angst  
vor dem Jäger, so Adler und  
Murmeltiere, Wiesel, Gamsen,  
Waldohreulen und Hirsche.

Die Felsen der Unterengadiner Dolomiten sind brüchig. Wie die steinernen Mauern von Menschenhand im Laufe von Jahrzehnten verwittern, so sterben auch die Gesteine, die von Natur aus dem Wind und der Sonne, dem Regen und dem Frost ausgesetzt sind.

Ich stehe mit einem Gefährten in einer kleinen Scharte, die zwei Felstürme trennt, als das Seil mehrere Meter ober mir einen Stein löst, der auf mich zuschwirrt. Auf den Alarmruf des Seilersten reagiere ich mit einer Ausweichbewegung, die mich aber in die Bahn eines zweiten, glücklicherweise wesentlich kleineren Geschosses bringt, das ich zu spät sehe. Eine Platzwunde auf der Stirn, die mehr blutet als sie bedeutet, ist die Folge dieses Steinschlages. Wir klettern weiter zum Gipfel des Berges und nehmen — bis zu einer gewissen, vernünftig noch zu vertretenden Grenze — manche Gefahren auf uns.

Großstädter brauchen — als Gegengewicht zur Last der bedrückend ausweglos gewordenen technischen Zivilisation — wenigstens gelegentlich die Möglichkeit eines Auslaufes in eine schöne, nicht manipulierte ursprüngliche Landschaft. Ein wenig Abenteuer, ein wenig Gefahr wird erfrischend empfunden. Wir wollen uns nicht nur auf planierten Pisten bewegen! Sportliche Betätigung, gute Luft, der Bergfriede und das „Robinsonspiel“ des Wegsuchens geben neue Kraft zum Ertragen der Stadtwochen. In seinem Beruf wird der junge Mensch allzu oft Ziele, die er sich setzt, nicht erreichen. Die Massenkonzurrenz der Mitwerber steht ihm im Wege. Um so wertvoller ist das Erreichen eines Berggipfels, der ein Wunschziel war. Das Bergerlebnis entspannt, gibt Glück am Dasein und gesteigertes Lebensgefühl.

Je mehr die unberührte Natur schwindet, desto kostbarer werden die hochwertigen Gebiete der Alpen, in denen man noch das Abenteuer finden kann, das Risiko eines Steiges abseits vom Alltagswege. Betrachten wir die Situation in den hochindustrialisierten Staaten der Erde. Die Jugend ist von Entartung bedroht. Der Mensch, durch die technische Verdichtung und Vermassung völlig von der Natur getrennt, verliert den richtigen Standpunkt zum Erkennen der Werte des Daseins. Durch das Häßlichwerden der Landschaft und die hoffnungslose Verlärmung durch den Kraftfahr- und Flugverkehr erlischt die Freude an der Landschaft. Die Lust am Wandern schwindet, wenn man sich nur noch in ungeheuren breiigen Siedlungsgebieten (der amerikanischen Megalopolis!) und im Lärmereich der dröhnenden Strahl- und Überschallflugzeuge bewegen kann. Die Brutalität der Verhaltensweisen, hemmungslose Sexualität und Rauschgiftsucht, die Zerstörung jeder Ordnung sind die Folgen dieser furchtbaren Frustrierung.

Man sollte der europäischen Jugend den noch halbwegs freien „Spielplatz Alpen“ wenigstens in einigen hochwertigen Nationalparks erhalten. So wie der ungeheure Erfolg der Abenteuerromane Karl Mays trotz allen Totschweigens der Literaten das Bedürfnis der Menschen nach der Wildnis zeigt, wie das begeisterte Lesen der Abenteuer Kara Ben

Nemsis und Old Shatterhands ein unbewußter Protest der europäischen Massen gegen die Mechanisierung des Daseins ist, so ist die Risikofreude des Kletterers ein Ventil gemeinschaftsgefährdender Aggressivität.

Die Internationale Union für die Erhaltung der Natur und ihrer Werte (UICN) hat bei ihrer Generalversammlung in New Delhi am 1. Dezember 1969 folgende Definition des Begriffes Nationalpark beschlossen: „Nationalparke sind relativ große Gebiete, in denen ein oder mehrere Ökosysteme wenig oder nicht durch menschliche Wirtschaft und Siedlung verändert sind ... in denen Naturlandschaften von besonderer Schönheit bestehen, in denen die höchste kompetente Autorität des Staates Maßnahmen getroffen hat, um im ganzen Gebiet Ausbeutungen oder Besiedlungen zu verhindern ... deren Besuch unter gewissen Bedingungen ... gestattet wird.“ Als Beispiele echter Nationalparke dienen die lappländischen Parke Schwedens, die Nationalparke Gran Paradiso und Engadin.

### *Eine Ersteigung des Piz Quattervals*

In weiten Spiralen kreist ein Steinadler über dem Berg. Sucht der Raubvogel in den Felshängen ein geludertes Wild? Die Täler, die am Piz Quattervals ihren Anfang nehmen, liegen im Nebel verborgen. Unterhalb des Gipfels wogt ein dichtes, nach oben scharf abgegrenztes Nebelmeer. Wie Inseln aus dem Ozean ragen die höchsten Erhebungen der Dreitausender aus dem Brodem heraus. In den Niederungen herrscht trübes, regnerisches Wetter. Oben, auf dem Gipfel des Piz Quattervals (3164 m), auf dem ich stehe, scheint die Sonne. Kein Laut unterbricht die feierliche Stille.

Der Berg erhielt nach den vier von ihm sich niedersenkenden Tälern seinen Namen. Val Mütschans, Val Sassa, Valetta und Val Tantermozza entspringen bei ihm, der höchsten Erhebung, die völlig innerhalb des Schweizer Nationalparks liegt. In der Gruppe des Quattervals findet man die eindrucksvollsten Berggestalten des mittleren Engadins. Der Südwestflügel der Engadiner Dolomiten wird von der Quattervalsgruppe gebildet. Im Nordwesten begrenzt der En (Inn), im Osten der Spöl die Gruppe. Beide Flüsse haben leider durch riesige Kraftwerksbauten die Schönheit der Wildnis in den letzten Jahren verloren.

Der Weg in die Ursprünglichkeit, in die unberührte Welt der Pflanzen und Tiere des Nationalparks begann am Vortag in Zernez, das an der Einmündung des Spöl in den Inn, zugleich an der Abzweigung der Ofenpaßstraße von der Engadiner Straße liegt. Östlich von Zernez überquert man auf einer gedeckten Holzbrücke den Spölfluß. Über die Wiesen von Selva kamen wir in einen Hochwald, in dem wir einen Gedenkstein für Paul Sarasin sahen. Von einer Wegkehre in der Nähe des Denkmals hat man einen prachtvollen Ausblick in das einsame Val Cluozza. Dann kommt man zur Lichtung Il Pra.

Unter Dr. Paul Sarasin beschloß die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft im Jahr 1906 die Gründung einer Naturschutzkommission. Das Ofenberggebiet in Graubünden, dessen natürlicher Reichtum und wilde Schönheit beeindruckten, schien für die Errichtung eines Nationalparks gut geeignet zu sein. 1908 erklärte sich die Gemeinde Zernez bereit, das Val Cluozza, das ca. 22 Quadratkilometer umfaßt, auf 25 Jahre zu verpachten. Im Jahr 1914 erfolgte dann der Beschluß zur Errichtung eines Schweizerischen Nationalparks im Unterengadin. Derzeit (1970) umfaßt das Schutzgebiet 169 Quadratkilometer, was ungefähr der Größe des Kantons Appenzell entspricht.

Der Ursprung der Nationalparkidee kommt aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nahe beim Zusammenfluß des Firchole und des Gibbon River, im Staate Wyoming, ist der Gedanke des Schutzes der Natur vor dem Menschen für den Menschen entstanden. Der Yellowstone-Nationalpark in den USA ist das berühmteste Schutzgebiet der Erde. Er ist ein Wunderland mit riesigen heißen Springquellen, den Geysiren, mit Schlammvulkanen, wo der erdige Brei wie eine Suppe brodelt. Der versteinerte Wald wittert im Yellowstone-Park aus den Steilwänden der Berge heraus, der Yellowstone-Fluß rauscht über steile Abbrüche durch die Felsen und strömt durch den Golden Cañon dem See zu. Bisonherden, riesige Wapitihirsche, schwarze Bären und der gewaltige Grisly, der König der amerikanischen Wälder, ziehen ihre Fährte.

Erstmals hörte man im Jahre 1808 vom Yellowstone-Wunderland. 1870 rüstete General Henry

D. Washburn eine Expedition in das Gebiet aus, die das „Land des gelben Steins“ durchforschte. Richter Cornelius Hedges erkannte die Schutzbedürftigkeit dieser herrlichen Landschaft. Er erklärte: „Dieses Land muß von der Regierung in die Hand genommen werden zum uneingeschränkten, immerwährenden Eigentum des ganzen Volkes!“ 1872 wurde auf Grund dieser Bemühungen „zum Nutzen und zur Freude des Volkes!“ der Yellowstone-Nationalpark, dieses Vorbild des Schweizer Nationalparks und anderer Schutzgebiete der Erde, errichtet.

Warum erinnern wir uns beim Besuch des Schweizer Nationalparks an die Entstehung der Nationalparkidee in den USA?

Mensch und Tier haben ein tiefes Bedürfnis nach dem Frieden. Der Wert eines Nationalparks liegt vor allem in der Bewahrung des Bergfriedens. Nicht nur die Denkmäler der Natur, die Wasserfälle, Gletscher, Felschliffe und Schluchten sind schutzwürdig. Das Größte in der ursprünglichen Landschaft eines Nationalparks ist die Berührung mit dem freien Tier, das außer seinen natürlichen Konkurrenten keine Feinde hat und nicht manipuliert wird.

Von der Lichtung Il Pra sieht man weit in das Unterengadin und den tief unten liegenden Talkessel von Zernez. Im Nordosten ragt majestätisch die riesige Felspyramide des Piz Linard (3410 m) auf, der der höchste Gipfel der Silvrettaberge ist.

Der Weiterweg zum Piz Quattervals führt, sich senkend, durch Lärchenmischwald zum Talboden des mittleren Val Cluozza. Wir sind im Herzen des südlichen Nationalparkgebietes angekommen. Das Val Cluozza, das am Ausläufer des Felskammes Spi da Val Sassa unterhalb des Piz Serra und des Piz Quattervals beginnt, endet nach ca. sieben Kilometer Länge in einer wilden, unpassierbaren Klamm zur Schlucht des Spöl. Auf einem schmalen Holzsteg überschreiten wir den Wildbach und erreichen nach kurzem Aufstieg das Blockhaus Cluozza (Chamanna Cluozza, 1880 m), das die einzige bewirtschaftete Schutzhütte innerhalb des Parkgebietes ist. Vor der Errichtung des Nationalparks war an dieser Stelle eine einfache Schafalpe, die nur von Jägern, die den Bären und den Gemsen nachpirschten, besucht wurde.

Der nächste Tag beginnt neblig und trüb. Wir verlassen zeitig die Hütte und wandern in südlicher Richtung zum innersten Val Cluozza, wo, auf breiten Schuttströmen, das Valettatälchen und das Val Sassa sich trennen. Durch das Val Sassa (Steintal) führen die sparsam angebrachten Markierungen zur Fuorcla Val Sassa (Fuorcla = rätorom. Einsattelung, Scharte), die in einer Höhe von 2859 Metern liegt und den Piz Serra vom Piz Quattervals trennt. Auf nicht erlaubter, aber von den Parkwächtern tolerierter Föhre erreicht man von dort über den Südgrat in mäßig schwieriger Kletterei den Gipfel des Piz Quattervals.

Das Val Sassa ist nicht so ganz vegetationslos, wie sein Name vermuten läßt. Der Nationalparkweg, der durch das Val Sassa zur Fuorcla Val Sassa führt, bietet abwechslungsreiche Bilder interessantester Felsformationen, unzähliger Türme, die in den Schuttströmen versinken. Von der Fuorcla Val Sassa führt die Markierung in langem Abstieg unter den Abhängen des Piz Quattervals und des Piz d'Esan (3127 m) in das Val Müschauns zum Schutzhaus Varusch, das bereits außerhalb der Parkgrenze liegt. Es ist dies der längste Nationalparksteig.

Im Steintal versinkt das Wasser spurlos im Schotter und kommt erst weit unterhalb wieder zum Vorschein. Es entsteht ein unsagbar öder und dabei doch faszinierender Eindruck. Auch die Grate des Piz Serra scheinen in den Schuttströmen zu ertrinken. Sie lösen sich mehrmals in eine Reihe von Türmen auf, die aus den Geröllhalden herauswachsen. Ein Beispiel des Sterbens der Berge.

Nach fast zweistündiger Kletterei über die Kanten und Blöcke des Schieferkammes sind wir auf dem Südgipfel des Piz Quattervals angekommen. Der Nebel liegt über dem Steintal, die Fuorcla ist im Sonnenschein. Wir sind wieder im erlaubten Bereich und gehen zum Nordgipfel des Berges, von dem aus wir eine prachtvolle Aussicht haben. Gleich den Wellen des Meeres türmen sich die Bergkämme bis zum Horizont.

Der Weg zum geringfügig höheren Nordgipfel des Berges ist nur ein Spaziergang. Wir sehen den Piz dell'Aqua, dessen Ostgipfel wegen seiner Steilheit und wegen seines ungemein brüchigen Gesteins die schwierigste Ersteigung der Gruppe an der Grenze des

Parkgebietes darstellt. Wir sehen den Piz Fier, der durch seine kühne Gestalt — eine mächtige Pyramide — und seine rote Färbung auffällt. Auch der südlichste Berg der Quattervalsgruppe, der Piz Saliente, den die Italiener den Monte Saliente nennen, und der gewaltige Piz d'Esan, der wuchtig aus dem tiefen Taleinschnitt des Engadins aufsteigt, sind zu erkennen.

In nördlicher Richtung steigen wir den von der Nationalparkverwaltung gestatteten Weg in die Valetta ab, die uns zurück in das Val Cluozza zum Blockhaus bringt. Zuerst steiler über den kleinen Gletscher am Nordfuß des Piz Quattervals, dann sanfter fallend erreicht der Steig die Schuttströme des Spi da Tantermozza, über die die Markierung führt. Die Begrenzung des Tales bilden östlich die zerrissenen Felsgrate Crappa mala, westlich die Spi da Tantermozza. Nach fast zehnstündiger Wanderung betreten wir am Abend müde und glücklich das gastliche Schutzhaus, das nur für Fußgeher erreichbar ist.

### *Eine Ersteigung des Piz Saliente durch das Val Trupchun*

Der südlichste Punkt der vielgestaltigen Quattervalsgruppe ist der Piz Saliente (3043 m), der ein Grenzberg der Schweiz gegen Italien ist. Er trennt das Engadin vom Livignotal. Von der Fuorcla Trupchun, auf die ein erlaubter Steig führt, bin ich mühsam aber unbeschwerlich über steile Schutthalde, an einem verlassenen Betonbunker der Schweizer Armee vorbei zum Gipfelaufbau des Piz Saliente gelangt. In leichter Kletterei — schwierigere Gratstellen umgehe ich in der italienischen Südostflanke des Berges — ersteige ich den Gipfel. Faszinierend ist der Einblick in die Hochkare und riesigen Felsabhängungen der Quattervalsgruppe, die in den Alpen kaum ein Gegenstück hat. Südlich von mir liegt das weite Hochkar La Stretta, das von der Cima Cavalli begrenzt ist. Weit im Südosten, durch seine breite Gletscherkuppe eindeutig erkennbar, liegt der Ortler (3902 Meter) mit seinen Trabanten. Im Süden erkennt man den Piz Palü und den Piz Bernina (4049 m). Ein Gletscherberg nach dem anderen. Markant ragt die Felspyramide des Piz Kesch (3417 m) weit westlich, jenseits der Innfurche, auf. Ich steige über die steilen Schutthalde des oberen Val Trupchun ab, um über die Alp Purcher (1860 m), wo sich das Val Trupchun und das Val Müschauns treffen, meinen Ausgangspunkt, das Blockhaus Varusch, zu erreichen.

An der Nordseite des Val Trupchun, das völlig im Parkgebiet liegt, kann man mit freiem Auge Gruppen von Hirschen, Gamsen, Steingeißeln und auch Steinböcke ausnehmen. Da die Tiere natürlich weit entfernt vom Steig an den steilen grünen Hängen stehen, ist ein Fernglas, für Fotografen eine Teleoptik nützlich. Auch ein Adlerhorst soll sich, wie mir ein Parkwächter, den ich treffe, erzählt, in den Wänden befinden.

Bei der hochgelegenen Alp Trupchun (2040 m) umgibt den Wanderer eine eindrucksvolle Gebirgsszenerie. Die Felsabstürze des Piz Fier und des Piz Saliente dominieren im Osten. Sehr steile Rasenabhängungen enden in Schuttströmen. Bis weit in das Tal hinein wachsen schöne alte Lärchen und mächtige Arven. Bei der Alp Trupchun hausen, wie auch in mehreren anderen Parkgebieten, zahlreiche Murmeltierfamilien. Sie treiben zur Freude der Wanderer ihr possierliches Versteckspiel. Die Alpenrose bildet rote Felder. Auf alten Baumstrünken sieht man Arvenzapfenschmieden. Sie zeugen mit dem in unmittelbarer Nähe wachsenden Arvenjungwuchs von der Tätigkeit des hier häufigen Tannenhähers. Dieser vielgeschmähte Vogel vermittelt die Aussaat der schweren Arvennüsschen im Bergföhrenwald.

In Graubünden starb der Steinbock trotz Androhung der Todesstrafe für Wilderer vermutlich gegen das Jahr 1640 aus. 1869 wurde vom Schweizerischen Alpenclub erstmals angeregt, den Steinbock wieder einzubürgern. Zum Glück hatte im Gran-Paradiso-Gebiet im Aostatal, im Jagdrevier der italienischen Könige, eine Steinbockkolonie die Ausrottung überlebt. So bestand die Möglichkeit, im Jahr 1920 die Steinböcke im Schweizer Nationalpark auszusetzen. Es entstand auch eine Steinbockkolonie am Piz Albris bei Pontresina. Derzeit (1970) dürften im Nationalpark 200 Stück, in der gesamten Schweiz gegen 3700 Steinböcke leben.

Zur Zeit der Gründung des Nationalparks wurde in diesem Gebiet kein einziger Hirsch festgestellt. Seither hat er sich — ohne menschliches Zutun — langsam aber stetig vermehrt. Es wurde im Park die sehr hohe Dichte von elf Stück Rotwild pro 100 Hektar im Sommerbestand festgestellt. Die Vermehrung der Rothirsche hat im Nationalpark bedenkliche Ausmaße angenommen. Reh und Hirsch haben im Park keine natürlichen Feinde mehr. Der Wolf und der Luchs, die früher ihren Bestand reguliert haben, sind im Engadin längst ausgerottet. Durch die Ausmerzungen der Raubtiere hat der Mensch schon vor langer Zeit folgenschwere Veränderungen des Gleichgewichtes der Natur hervorgerufen.

Die ungehinderte Bestandsvermehrung einer Art kann zur Selbstvernichtung dieser Art durch die Zerstörung des Lebensraumes führen. Rehe und Hirsche in zu dichter Population zerstören die gesamte Vegetation, was letzten Endes zur Hungersnot führt. Man kann sagen, daß die Raubtiere die Hirsche als Art am Leben erhielten. Die Gefahr, die durch eine ungehemmte Vermehrung entsteht, bedroht ja auch die Menschheit. Durch die Bevölkerungsexplosion, die vor allem durch die ärztliche Kunst und die Technologie verursacht wurde, ist eine noch nie dagewesene, weltweite, ungeheure Bedrohung des Homo sapiens entstanden. Zur Ermöglichung eines Lebens in Schönheit und Würde ist die Bewahrung von möglichst vielen großräumigen Inseln der Natur, wie sie Nationalparks sind, von entscheidender Bedeutung. Nur dort wird der Mensch des zu Ende gehenden Jahrtausends die Schönheit unberührter, unversiedelter Täler, die Pracht der Urwälder und den Luxus der Einsamkeit erleben können.

Ausgerechnet auf dem Boden des heutigen Nationalparks ließ der letzte Bär der Schweiz am 1. September 1904 im Val Minger sein Leben. In Friedrich von Tschudis Schilderungen des Tierlebens der Alpen finden wir noch lebendige Schilderungen der tageweiten Bergföhrendickichte von Il Fuorn (von lat. furnus = Schmelzofen, Eisenschmelze), wo einstmals die Standquartiere der Bären waren, die die Einsamkeit lieben. Seit der Gründung des Nationalparks wird immer wieder angeregt, den Bären im Schutzgebiet anzusiedeln. Besonders das Val Tantermozza scheint dafür geeignet. Es ist jedoch zu befürchten, daß sich der Bär kaum mit einem einzelnen Hochgebirgstal begnügen würde. Er stellt große Anforderungen an seinen Lebensraum. Er braucht Ungestörtheit, Stille und weite Räume, wenn er sich fortpflanzen soll.

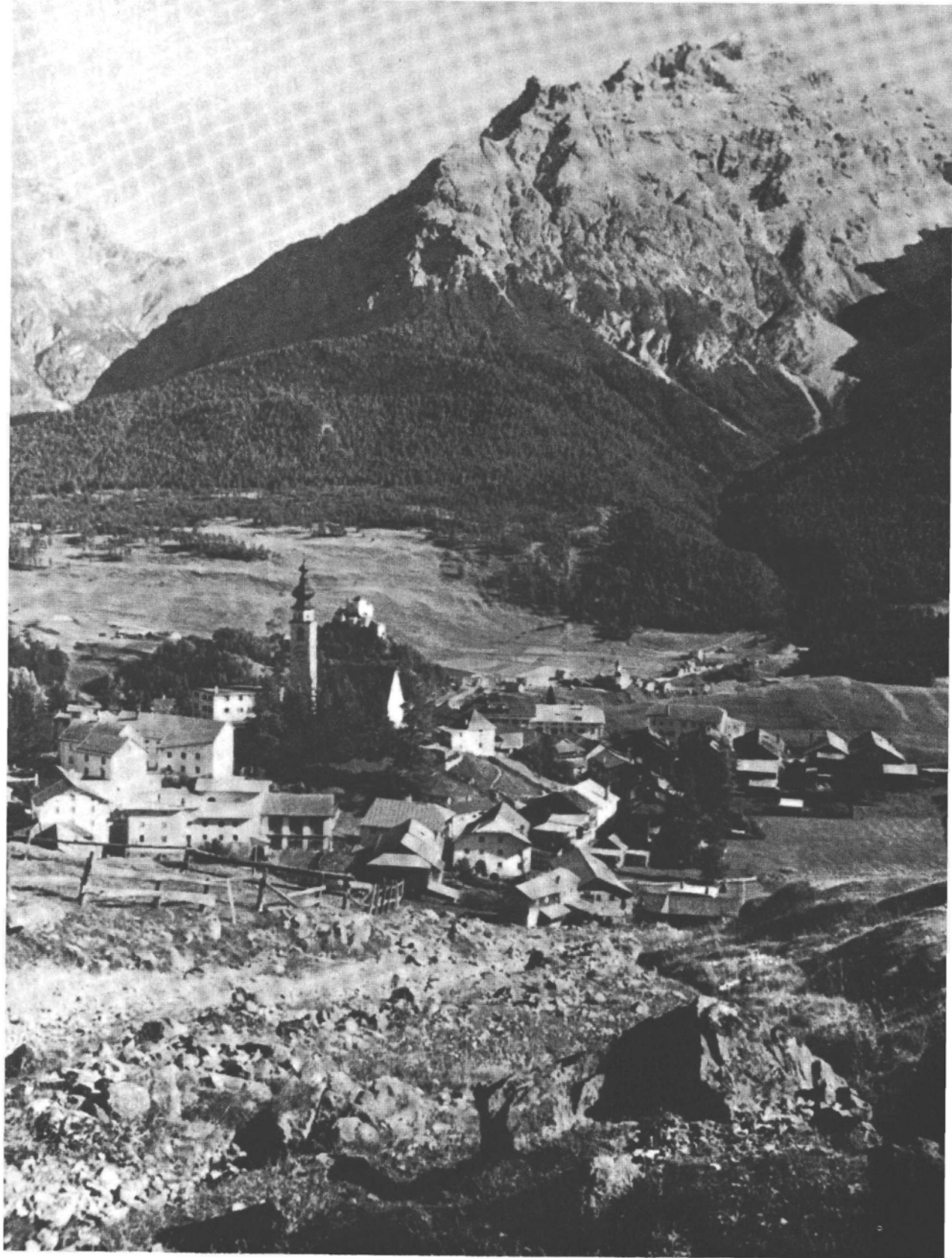
Wo die Menschen ein Gleichgewicht in der Natur, das auch als die „natürliche Harmonie“ bezeichnet wird, zerstört haben, muß es durch den Schutz der Natur wiederhergestellt werden. Dieser Naturschutz dient den Interessen und Bedürfnissen des Menschen, der ja selbst ein uraltes Stück Natur ist, wenn er es auch oft nicht wahrhaben will. Wir setzen uns für das Daseinsrecht der Kreatur ein. Die Tiere bringen dem Menschen Freude und Lebensreichtum. Sie sollten um ihrer selbst willen geachtet und verteidigt werden. Die Natur ist Gemeingut, ihr Schutz daher allgemeine Verpflichtung. Die Verteidigung des Antlitzes der Bergheimat wird aber leider wirkungslos bleiben, wenn diese Erkenntnisse nicht Allgemeingut der Europäer werden.

Ich steige durch den Wald von Dschembrina weiter ab und komme zum Zusammenfluß der Ova da Trupchun mit der Ova da Müschauns. Hier führt in nordöstlicher Richtung der Steig über eine wackelige Holzbrücke zur Fuorcla Val Sassa. Ich gehe aber talauwärts, die Brücke rechts lassend, zur Alp Purcher, deren zahlreiche Murmeltiere entzückende Beobachtungen gestatten, und weiter zum Blockhaus Varusch oberhalb von S-chanf. Am nächsten Tag erzwingen schwere Unwetter, Schneetreiben und Hagel eine Ruhepause. Als es wieder schön wird, bewundere ich vom Kammerfenster im Dachgeschoß des Schutzhauses den Talschluß von Müschauns. Der Anblick der riesigen Abstürze des Piz d'Esan und der durch die weite Entfernung aus den Graten nicht so dominierende Piz Quattervals begleiten den nach S-chanf im Inntal absteigenden Nationalparkbesucher und verlocken ihn zu oftmaligem Rückblick und fotografischer Gestaltung.

Die Fotografie der Wildtiere ist im Nationalpark nur von den erlaubten Wegen aus gestattet. Zur wirkungsvollen Aufnahme eines weit entfernt stehenden Wildrudels wird eine lange Brennweite der Optik benötigt. (Beim Kleinbildformat 135-mm- oder besser 200-mm-Teleoptik!) Wertvoll sind Aufnahmen der Tiere im natürlichen Lebensraum, Hirschtiere im Hohllicht, friedlich äsende Gemsen, die in den hellen Geröllhalden kontrastieren, ziehendes Kahlwild. Auch Nahaufnahmen von Kleintieren, von den rötlichen Schönflechten auf den Felsen, vom Alpenmohn und den hellblauen Polstern des Bläulichen Steinbrechs erfreuen den Betrachter. Prächtig sind Fotos der von Straßenanlagen verschonten bewaldeten Berghänge und ungestörten Hochtäler. So sahen unsere Vorgänger die Berge!

Die alten Bergsteiger sahen die Gipfel mit anderen Augen an. Es gab keinen die gewaltige





F'tan mit Piz Pisoc

Schönheit der Urnatur abwertenden Begriff „Sport“. Den Bergsteigern erschien die Welt des Hochgebirges als etwas Erhabenes, dem man nur mit Achtung und Ehrfurcht zu begegnen wagte. Dies war vornehmste und selbstverständliche Pflicht. Die Machtmittel, die die Technik dem Menschen gab, waren damals allerdings auch noch nicht so groß, daß sie zur Zerstörung des Bildes der „Schönen Berge“ hätten führen können.

Heute noch walten im Nationalpark, wenigstens in seinen inneren Gebieten, die Einsamkeit und die Stille. In seinen Tälern herrscht noch die vom Ablauf der Zeit gelöste große Ruhe, die kraftvoll ist. Das Gemüt von Menschen, die noch nicht völlig abgestumpft sind, wird dadurch tief bewegt und ergriffen.

15 Wege (ca. 80 km) dürfen im Nationalpark begangen werden. Der Park ist also durchaus nicht menschenfeindlich, die Meinung, daß die Errichtung eines Nationalparks den Alpinismus behindere, ist nur sehr beschränkt richtig. Das Verlassen der markierten Steige, Wildstörung und Blumenraub sind — zu Recht — verboten. Die Zunahme der Parkbesucher rechtfertigt diese weisen Beschränkungen. Jährlich nimmt die Zahl der Wanderer im Schweizer Nationalpark um rund zehn Prozent zu. Das bedeutet, daß im Jahr 1978 rund 500.000 Besucher die Einsamkeit im Park erleben wollen. Der Nationalpark ist zu klein geworden! Die Gründe des steigenden Besuches liegen im Wunsch der rasch zunehmenden Bevölkerung nach Erholung im Freien, in der Entwicklung des internationalen Touristenverkehrs, im Zusammenschrumpfen der natürlichen Lebensräume in den Alpen, in der Sehnsucht nach der Ursprünglichkeit der Natur. Die freie Naturlandschaft schwindet immer mehr. In den letzten Jahren wurde z. B. in der Schweiz jede Sekunde ein Quadratmeter Boden überbaut, betoniert oder asphaltiert. Der freie Raum ist aber weder unendlich groß noch kann er ersetzt werden.

Der Schweizer Nationalpark, der in einem willkürlich herausgeschnittenen Gebiet der Bündner Alpen in Graubünden liegt, müßte in dieser Sicht unbedingt um weitere Berggruppen vergrößert werden. Es müßten die Gruppe des Piz Nuna (Inntal zwischen Zernez und Ardez und Spöl), die Gruppe des Piz Plavna Dadaint (zwischen den Tälern Sampuoier und Plavna) und die Gruppe des Piz Pisoc, die wichtigste Erhebung der Unterengadiner Berge, vollständig in das Schutzgebiet einbezogen werden.

#### *Vom Schloß Tarasp über den Piz Lavetscha auf den Piz Pisoc (3173 m)*

Für die von Nordosten Kommenden beginnt bei Schuls (Scuol) der Nationalpark. Bei Schuls, dem Hauptort des Unterengadins, das in einer weiten Talmulde liegt, öffnet sich das Hochtal Val S-charl zwischen dem Piz S. Jon der Lischannagruppe und dem Piz Pisoc.

Die vielleicht schönste Bergtour im Nationalparkbereich (man befindet sich ständig an der Grenze des Schutzgebietes) ist die Begehung des ganzen langen Pisocgrates. Von Norden, von Schuls ausgehend, kommt man über Avrona und die Waldhänge von Levetscha durch Iegföhrendickichte und über Felsabsätze auf Gemspfadern und über Gemswechsel in ca. 5 Stunden auf den Gipfel des Piz Lavetscha (2790 m). Tief unten liegt das Inntal und, auf einer Anhöhe, das einzigartig schöne Schloß Tarasp, das bis zum Jahr 1803 Sitz österreichischer Vögte war. Der Piz Lavetscha ist der nördliche Eckpfeiler des Pisocgrates. Er trennt die Clemgiaschlucht im Osten vom öden Hochtal Val Zuort im Westen. Die Ostflanke des Berges liegt bis zum Talboden der Clemgia im Parkgebiet. Der Name Clemgia deutet auf frühen deutschen Spracheinfluß von Tiroler Bergknappen hin und bedeutet Klamm. Der Pisocgrat bildet die Westgrenze des Nordteiles des Nationalparks.

Nach kurzer Rast — die Zeit drängt, benötigt man doch für die Ersteigung des Piz Pisoc auf diesem luftigen Wege ca. 15 Stunden — verläßt man, in südlicher Richtung absteigend, den Gipfel des Piz Lavetscha. Angeseilt klettert man über den Grat zum Gipfel des Piz Clemgia, der aus drei Felszacken besteht (3042 m). Den höchsten Punkt erreicht man über die Ostseite und dann von Süden her. Dies ist wesentlich leichter als der direkte Zustieg von Norden, wie der „Clubführer Bündner Alpen des SAC“ versichert.

Vom Clemgiagipfel klettert man — nicht besonders schwierig — über eine Reihe von

bizarren Felstürmchen. Schwierige Stellen umgeht man, dem Ratschlag des Clubführers folgend, im Osten.

Bald nach der tiefsten Scharte zwischen Piz Clemgia und Piz Pisoc — nach Osten ziehen die Schluchten und Rinnen scheinbar ins Bodenlose nach Lav Muntrot zur Clemgia hinab — wird das Gelände leichter begehbar. Über einige steile Stufen und Felsbänder erreicht man die Scharte unterhalb der schneebedeckten Gipfelnordfläche und den höchsten Punkt des Piz Pisoc (3173 m).

Man sollte diese sehr lange und anstrengende Tour im Hochsommer, wenn die Tage lang sind, unternehmen und beim ersten Grauen des Morgens den Anstieg beginnen, wenn man ein Biwak vermeiden will. Vom Lavetscha ist man fast 8 Stunden bis zum Piz Pisoc unterwegs.

Für den Abstieg in das Val Zuort benützt man die sogenannte „mittlere Rinne“, die von der Scharte nördlich des Gipfels durch die Westflanke des Piz Pisoc führt. Dem Piz Pisoc, der im Jahr 1865 erstmals erstiegen wurde und der der eindrucksvollste Berg der Gruppe ist, liegt die Bergwelt des Unterengadins zu Füßen. Man sieht die S-charl-Täler, die wilden Felsgipfel der Ofenberggruppe und die Gletscher der Silvretta vom Piz Buin bis zum Augstenberg.

Die Bezeichnung „Ofenberggruppe“ (oder auch Ofenpaßgruppe), die im Schweizer Alpenclub verwendet wird, dürfte der im „Hochtourist“ von Purtscheller und Heß verwendeten Bezeichnung „Münstertaler Alpen“ und dem von Geologen verwendeten Namen „Engadiner Dolomiten“ überlegen sein. Die Ofenpaßstraße durchzieht seit 1872 das weite Berggebiet zwischen dem Unterengadin und dem Obervintschgau. Man findet aber auch oft die Bezeichnung „Ofenberggruppe“ für die Gipfel zwischen Silvretta im Nordosten, Ötztaler Alpen im Osten, Ortlergruppe im Südosten und Bernina im Südwesten. In moderneren Karten werden die Berge des Nationalparks in eine Sesvenna- und eine Languardgruppe geteilt. Der höchste Gipfel der Ofenberggruppe, die ca. 1000 Quadratkilometer umfaßt, ist der außerhalb des Nationalparks liegende Piz Sesvenna (3207 m).

Durch die alpinistisch weitaus berühmtere Umgebung hat die Ofenberggruppe den Reiz der Ursprünglichkeit noch weitgehend bewahren können. Nur der Nationalpark ist zu einem viel durchwanderten Gebiet geworden. Zur Ofenberggruppe gehört auch die Dreisprachenspitze (2846 m) südlich des Stillfer Joches, wo sich bis zum Ende des ersten Weltkrieges Österreich (Tirol), Italien und die Schweiz berührten. Der heutige Name des Berges ist bei den Rätoromanen „Rundo“. Die Italiener nennen die Dreisprachenspitze die „Punta Garibaldi“.

Vor der Besiedlung durch Menschen war das Ofenberggebiet ein großes zusammenhängendes Waldland. Nur Felsen und Schuttströme unterbrachen außer den sumpfigen Hochflächen der Talschlüsse die herrliche Decke der Wälder. Schon in den Tagen der Renaissance besuchten Gelehrte diese Berge. So sammelte Conrad Gesner in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Pflanzen im Quellgebiet des Inns. Wie herrlich mögen damals die Talwinkel und unberührten Blumenteppeiche gewesen sein!

Die Urwälder des Ofenberges dienten dem Holzbedarf der Engadiner Bevölkerung und der Eisenerz-, Silber- und Bleibergwerke, die vom 11. bis zum 17. Jahrhundert im Raum des heutigen Nationalparks betrieben wurden. Noch im 19. Jahrhundert wurde für die Salinen von Hall in Tirol im Raubbau Holz geschlagen und auf dem Inn nach Tirol geflößt. Im Tal von Il Fuorn, im Parkgebiet auf Murteras da Grimmels und im Val Ftur wurde Erz geschürft. Der Wald lieferte das Brennholz. Wasser, in hölzernen Leitungen herbeigeführt, diente dem Betrieb der Gebläse der Hochofen. Der Name der Gebirgsgruppe erinnert an die mittelalterlichen „Ofen“. Ein aus dem Jahr 1684 stammender Hochofen ist in Il Fuorn erhalten geblieben. Dort war das Zentrum der Eisenverhüttung. Unterhalb von S-charl erinnert das zerfallene Knappenhaus an die ehemalige Ausbeutung der Bleiglanz- und Zinkblendevorkommen.

Die touristische Erforschung beginnt mit einer Ersteigung des Piz Lischanna (3109 m) durch den jungen Forstinspektor J. Coaz im Jahr 1846. Der Piz Sesvenna (3207 m) erhielt vermutlich im Jahr 1879 seinen ersten Besuch. Einheimische, die als Jäger oder Hirten sicherlich manche Gipfel erstmals erstiegen haben, hinterließen keine Nachrichten von ihren Bergtouren. Jäger hielten Ausguck nach Wild, Hirten weideten Schafe und Galtvieh bis hoch hinauf.

Dr. Günther Dyhrenfurth erforschte als Geologe die Ofenpaßberge eingehend und erstieg viele Gipfel. Eine Zusammenfassung dieser Tätigkeit in der Ofenberggruppe liegt in den Jahr-

büchern (Zeitschrift) des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins der Jahre 1910 und 1912 vor.

Der bedeutende Erforscher der Schweizer Berge Gottlieb Studer gibt in seinem Werk „Über Eis und Schnee, die höchsten Gipfel der Schweiz“ (Bern 1871, im 3. Band) eine der frühen alpinistischen Schilderungen aus dem Gebiet des heutigen Nationalparks:

„Die ganze übrige Bergwelt des Ober- und Unterengadins mit ihren unzähligen Spitzen und Zacken liegt Reihe hinter Reihe vor dem Schauenden ausgebreitet... Wir heben endlich aus der großen Zahl von Gipfeln, welche das mächtige Netz der östlichen Ausläufer der Berninagruppe krönen, noch einige hervor, die zwar nicht durch bedeutende Höhe sich auszeichnen, aber ihres äußeren Charakters und ihrer topographischen Lage wegen Beachtung verdienen. Zunächst nennen wir den Piz Pisoc südlich von Tarasp...“

Ebenso unternahm Herr Coaz Besteigungen in dem außerordentlich wilden Gebirgsstock, der südlich von Zernez in mannigfachen Verastungen zwischen dem Innthal und dem Tal des Spöl emporragt. Derselbe kulminiert in der 3157 Meter hohen Spitze des Piz Quattervals, so von Herrn Coaz getauft, weil in der Tat vier durch steile Grate voneinander geschiedene Täler von ihm auslaufen. Herr Coaz hat diesen Gipfel am 7. Juli 1848 mit seinem Führer und Herrn Lehrer Krättli bestiegen und, wie es scheint, gleichen Tags noch den südlich davon auf 3070 Meter sich erhebenden Piz Fier.“

Die Bewohner des Unterengadins und des Münstertales sprechen Rätoromanisch in der „ladin“ genannten Variante. Die Oberengadiner sprechen Rätoromanisch in der Variante „puter“. So heißt z. B. Wasser oder Bach aua, im Oberengadin ova und kommt vom lateinischen Wort aqua (Piz dell'Aqua). Die Bezeichnung Val Cluozza kommt aus dem spätgallischen „klodia“ = Grabenbach. Piz d'Esan stammt von lat. asinus = Esel. Val Tantermozza von lat. trimodia = Mühltrichter. Piz bedeutet Spitze, Berggipfel. Pra bedeutet Wiese vom lat. pratum, was nicht nur Mähwiese, sondern auch Waldlichtung heißt. Das rätoromanische Gebiet Graubündens besitzt keine über den Talmundarten stehende einheitliche Schriftsprache. Das Rätoromanische ist eine eigenständige Tochter des klassischen Lateins geblieben und ist seit dem Jahr 1938 vierte verbrieft Landessprache der Schweiz.

### *Eine letzte Wanderung und eine Schibochtour*

Wir besuchen noch von S-charl aus das Val Minger. Von der Straße, die leider in letzter Zeit durch die Clemgiaschlucht von Scuol (Schuls) nach S-charl gebaut wurde, wandern wir zum Plan Minger und durch ausgedehnte Bergföhrenwälder in das innere Val Minger, das als Kleinod des Nationalparks bezeichnet wird. Zwischen 2150 Meter und 2250 Meter Höhe, an der Baumgrenze, sind wir in einer der schönsten Kampfzonen des Arvenwaldes. Gigantische wildzerzauste Exemplare ragen aus dem Weiderasen empor. Zahlreiche gefallene weißgraue Stämme liegen malerisch umher. Der markierte Steig führt zur Scharte Il Foss (2317 m). Dort verläßt man das Parkgebiet und steigt in den wildromantischen Schuttkessel des hintersten Val Plavna hinab. Auf der gegenüberliegenden Tal-seite gewinnt man die Paßhöhe Fuorcla Val dal Botsch (2678 m), wo man das Schutzgebiet wieder betritt. Durch das lange Val dal Botsch steigt man dann, die Berge des südlichen Parkgebietes vor sich, zur Ofenpaßstraße ab.

Bei der Alp Buffalora im Nationalpark und bei der Paßhöhe Süsom Givè bietet sich ein ideales Schigebiet für diejenigen, die noch Schifahren können, ohne sich an einem Drahtseil in die Höhe schleppen lassen zu müssen. So ist es möglich, den Piz Vallatscha (3021 m), einen Grenzberg des Nationalparks, im Winter mit Schiern zu ersteigen. Mit Hilfe der Steigfelle wandern wir durch das einsame Hochtal Valbella dem Berg zu. Durch ein weites Kar, dann über einen ca. 150 Meter hohen Absatz zum Südgrat und durch eine steile Hochmulde erreichen wir den Gipfel. Breit liegt der massige Ortler vor uns, wenn wir vom Piz Vallatscha über das Münstertal nach Osten schauen. Nichts als Berge, Gletscher und weiße Grate. Soweit der Blick reicht, breiten sich die Wogen der Alpen scheinbar unendlich bis zum Horizont aus. Wir sehen keine Ebene, nur Gipfel ringsum, befinden wir uns doch ungefähr im Mittelpunkt der Alpen. Unser Auge reicht von den Viertausendern der Westalpen bis zu den riesigen Gletschern Tirols.

In wundervoller Abfahrt gleiten wir durch die Hochmulde und in Schrägfahrt über den steilen Absatz. Ungestört von technischen Einrichtungen und ohne „Menschenbagger“ liegt das Valbella im Firnschnee in der Frühjahrs-sonne. Das kostbare Erlebnis des winterlichen Friedens in den Bergen beschließt unsere Wanderungen im Schweizer Nationalpark. Dankbar verlassen wir das Engadin, dessen Heimatlied lobt: „Ma bella val, mi Engiadina!“ Dies und der Gruß des Landes „Allegra“ (Freue dich!) haben sich bewahrheitet.

Die Herrschaft des Menschen über die Tiere und über die Erde ist keine souveräne, unbeschränkte, sondern eine verliehene und darum verantwortliche. (Max Huber)

*Empfehlenswerte Literatur für Besucher des Schweizer Nationalparks:*

W. Menzi und D. Feuerstein, Kleiner Führer durch den Schweizerischen Nationalpark mit Karte. Chur 1961. Sfr. 1.50.

Ernst Bachmann und Max Oechslin, Der Schweizerische Nationalpark. Ein Bilderbuch, herausgegeben vom Schweizerischen Bund für Naturschutz, 1950. Sfr. 9.50.

Der Schweizerische Nationalpark. Offizieller Wanderführer, herausgegeben von der Eidgenössischen Nationalpark-Kommission, 1968. Sfr. 4.80.

Durch den Schweizerischen Nationalpark. Ein wissenschaftlicher Führer. Herausgegeben von der Kommission für die wissenschaftliche Erforschung des Nationalparks. Sfr. 19.—.

J. u. D. Feuerstein, Unter-Engadin, Schweizer Nationalpark. Scuol 1963.

Clubführer des Schweizer Alpenclub Bündner Alpen. Band IX Unter-Engadin von H. Tgetgel, 1946. Sfr. 9.50. Band X Mittleres Engadin und Puschlav von J. und A. Kaiser, 1947. Sfr. 9.50.

Stefan Brunies, Der Schweizerische Nationalpark. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Hans Boesch und Dr. R. Billwiller. 4. Aufl., Basel 1948.

Merian, Engadin. Hamburg 1961.

Dieter Burckhardt, Erich Schwabe und Willy Zeller, Schweizer Naturschutz am Werk. (Schweizer Heimatbücher 95/96) Bern 1960. Sfr. 13.60 (besonders empfehlenswert).

Schweizer Alpenposten: Ofenpaß (Pass dal Fuorn). Bern 1955.

# Goethe als Bergsteiger

WALTER BUSCH

In der vom 1. Vorsitzenden des Deutschen Alpenvereins, Prof. Dr. Mann, zum 75. Gründungstag der Sektion Kiel gehaltenen Festrede fielen die Worte: „Goethe war ein viel bedeutenderer Bergsteiger, als gemeinhin angenommen wird.“ Damit wurde ein Thema angeschlagen, das in Bergsteigerkreisen weitgehend auf Interesse stoßen dürfte. Es sei hier daher der Versuch gemacht, die wichtigsten Fakten — verstreut in Goethes Tagebuchnotizen, Briefen, „Dichtung und Wahrheit“ und seiner zuerst 1808 erschienenen Veröffentlichung „Briefe aus der Schweiz“ — zu sammeln und einige Gedanken dazu zu äußern, wie sie dem interessierten Bergsteiger von heute kommen mögen.

Man wird gut daran tun, sich dabei vom Schul-Goethe frei zu machen, dem „Dichter-Fürst“ und „Olympier“, und sich dafür jenen 26jährigen Frankfurter vorzustellen, der im Jahre 1775 aus den Konventionen einer erst frisch geschlossenen Verlobung (mit Lili Schönemann) auszubrechen suchte und gern eine sich bietende Gelegenheit ergriff, mit den beiden Brüdern Grafen Stollberg eine Reise in die Schweiz zu machen. Spätestens in Zürich freilich distanzierte sich der zwar noch dem „Sturm und Drang“ verhaftete Dichter von dem allzu genialischen Treiben der beiden Grafen und schloß sich mit dem dort lebenden, ihm von Frankfurt her befreundeten angehenden Theologen Passavant, der über Ortskenntnisse in den Urkantonen verfügte, zu einer Besteigung des St. Gotthard zusammen. Die beiden wanderten von Richterswil am Züricher See über den Wallfahrtsort Maria Einsiedeln und Schwyz zum Lowerzer See. Ihre Besteigung des Rigi wurde zu einem ersten beglückenden Höhepunkt: Das sie umgebende Wolken-treiben, das immer wieder Blicke auf die sonnenbeschienene Gebirgswelt und den Vierwaldstätter See frei ließ, wird von Goethe als „ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick“ geschildert. Von Vitznau führen die beiden über den See bis Altdorf und wanderten die Reuß aufwärts über Göschenen, die Teufelsbrücke, das „Urner Loch“ und Andermatt zum St.-Gotthard-Hospiz auf der Paßhöhe. Das Wort „Paß“ kommt allerdings meines Wissens bei Goethe überhaupt nicht vor. Ein derartiges Unternehmen war unter den damaligen Verhältnissen immer eine Bergbesteigung. Ob es sich um den St. Gotthard, die Furka, den Gemmi oder den Col de Balme handelt, immer heißt es bei Goethe: „der Berg“, „wir näherten uns dem Scheitel des Berges“, „wir kamen auf den Gipfel“ und ähnlich.

22 Jahre später hat Goethe in Gemeinschaft mit seinem kunstsachverständigen Freunde Prof. Meyer die gleiche Tour wiederholt. Der St. Gotthard war damals offenbar der bekannteste Berg der Alpen, die Begehung des Passes nur zu Fuß möglich — im Gegensatz zum Brenner, über den Goethe 1786 mit Eilposten nach Italien jagte. Hören wir den Dichter selbst: „Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andern, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen“. Nach Aufzählung dieser Gebirgsketten vergißt der Verfasser nicht zu erwähnen, daß „man sich hier auf einem Kreuzpunkt befindet, von dem aus Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen“, Rhein, Rhône, Reuß, Ticino.

Die ausführlichen Naturschilderungen Goethes von ihrem Aufstieg geben sich ausgesprochen „romantisch“, wenn dieser Begriff damals auch noch nicht geprägt war. So wie

er ihren Aufstieg durch die Schluchten schildert, hätte später ein Moritz von Schwind ihn malen können. Bei Goethe haben die dort empfangenen Eindrücke ihren dichterischen Niederschlag in „Mignon“ gefunden:

„Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?  
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,  
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,  
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut . . .“

Übrigens waren unsere Wanderer damals wie 22 Jahre später auf diesen Pfaden nicht allein; öfters mußten sie sich mit bimmelnden Maultierzügen drängeln; einmal zählt Goethe 63 Stück, und ein andermal notiert er: „Mist für ein Rittergut auf dem Wege zerstreut!“ Diese wie andere Tagebuchnotizen lassen uns den Schul-Goethe bald vergessen: . . . „Müde und munter vom bergabspringen. Voll Dursts und lachens. Gejauchzt bis zwölf.“ Oder: . . . „Not und Mühe und Schweiß schwitzen und matten und sinken bis ans Urner Loch hinaus.“

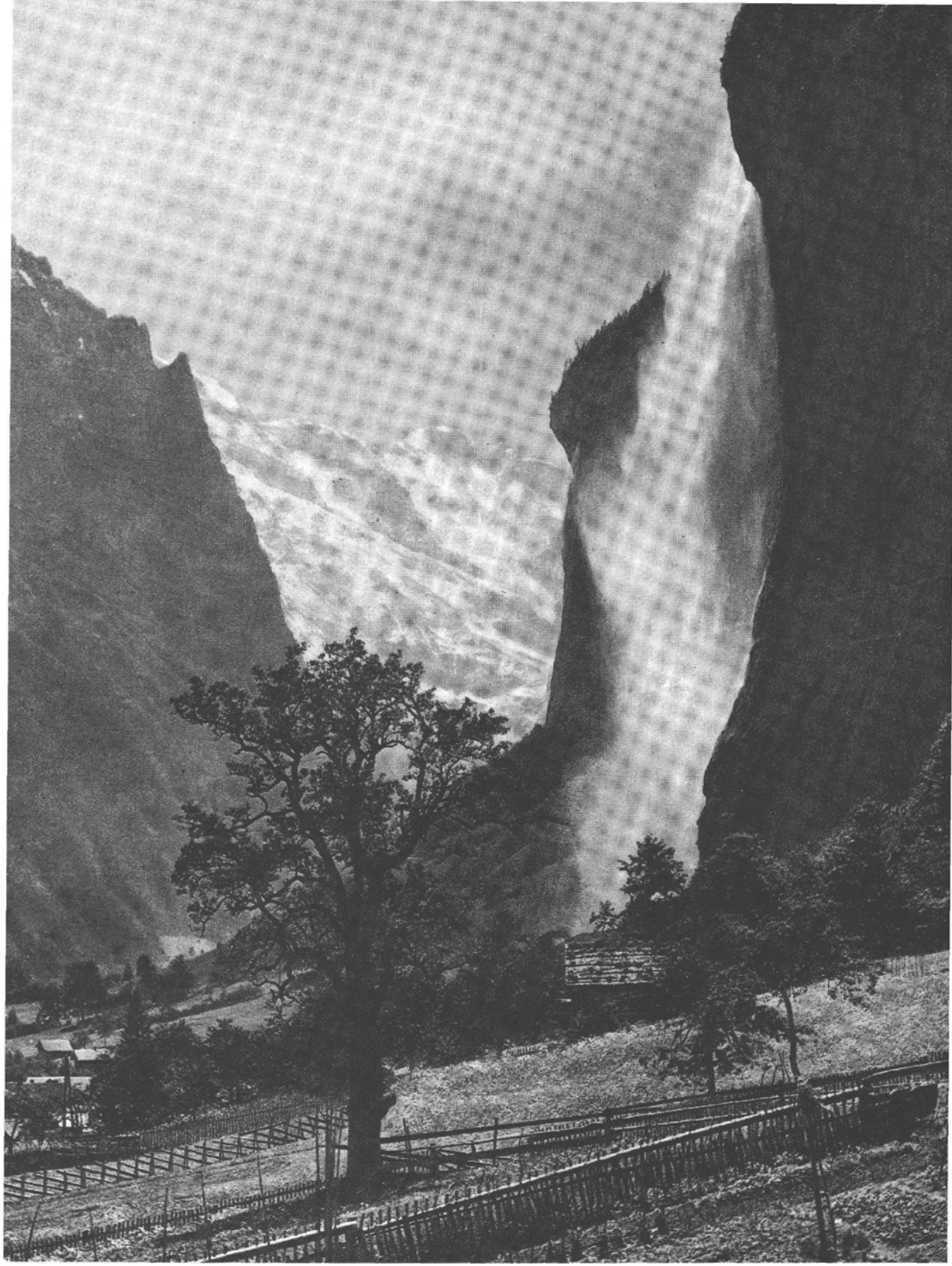
Mühe und Schweiß wird den Dichter auch die vermutlich erste winterliche Besteigung des Brocken gekostet haben, die er zwei Jahre später, am 10. Dezember 1777, durchführte. Er war allein von Clausthal über Altenau zum Torfhaus gegangen, wo es seiner ganzen Überredungskunst bedurfte, den dort stationierten Förster zum Mitgehen zu bewegen. Es lohnt sich, Goethe aus einem noch am gleichen Abend begonnenen Brief an Frau von Stein zu zitieren: . . . „Ich will Ihnen entdecken — sagen Sie's niemand — daß ich wünschte, den Brocken zu besteigen, und nun bin ich heute oben gewesen, ganz natürlich, ob mir's schon seit acht Tagen alle Menschen als unmöglich versichern . . . Der Förster versicherte die Unmöglichkeit, hinauf zu gehn, und wie oft er sommers droben gewesen wäre und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen.“ Freudentränen vergießt der Dichter, als der Förster schließlich nachgibt, „und wärs nicht an Sie hielt ichs für Sünde, es zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit“.

Die bedeutendste und umfassendste bergsteigerische Leistung Goethes war die Planung und Durchführung seiner zweiten Schweizer Reise. Es war nicht eigentlich „seine“ Reise, sondern die seines Freundes und Gönners, des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar, der seinen dreißigjährigen Hofbeamten soeben zum Geheimrat ernannt hatte. Das Unternehmen war als „Bildungsreise“ für den jungen Herrscher gedacht, mit dem Hintergrundgedanken, dessen überschüssige jugendliche Kraft, die sich in Feld und Flur nicht immer zur Freude seiner Untertanen manifestierte, in gepflegtere Bahnen zu lenken. Man brach Mitte September 1779 von Weimar auf, der Herzog incognito als „Graf“, mit ganz kleinem Gefolge. Im allgemeinen zu Pferde, nach Bedarf aber auch mit Wagen oder zu Fuß, erreichte die kleine Gesellschaft über Basel, Biel, Bern und Thun am 9. Oktober Lauterbrunnen, wo im Pfarrhause übernachtet wurde. Von dort sah Goethe wieder und wieder zum Staubbachfall hin; „es ist ein sehr erhabener Gegenstand“ und „er macht einen unendlich angenehmen und tiefen Eindruck“ (so an Frau von Stein). Unter dem unmittelbaren Eindruck dieses Naturschauspiels entsteht denn auch eine der kostbarsten Perlen Goethescher Lyrik, der „Gesang der Geister über den Wassern“, ein Musterbeispiel für Goethes Gabe, nicht nur einen Natureindruck unnachahmlich in Worte zu fassen, sondern einen Einzelfall zum Symbol zu erhöhen.

„Strömt von der hohen, steilen Felswand  
der reine Strahl, dann stäubt er lieblich  
in Wolkenwellen zum glatten Fels,  
und, leicht empfangen, wallt er verschleiernd,  
leiserauschend zur Tiefe nieder“ . . .

Gleich am nächsten Tage wurde eine Hochtour unternommen. Man ging — „weil wir die Eisgebirge nicht selbst besteigen wollten“ — durch das Lauterbrunner Tal und





Der Staubach bei Lauterbrunnen



stieg über die Steinbergalpe auf das 2029 m hohe Oberhorn (Lauterbrunnen = 800 m ü. d. M.), die letzten 1 $\frac{3}{4}$  Stunden nach Goethes Schilderung über den Tschingelgletscher, dessen Zunge heute weit oberhalb des genannten Berges endet. Am folgenden Tage ging die Gesellschaft nach Grindelwald, nicht wie geplant über die Kleine Scheidegg, sondern, weil es morgens regnete, „den untern Weg“. Der untere wie der obere Grindelwaldgletscher wurden besucht, dann der Weg über die Große Scheidegg nach Guttannen im Haslital und hinaus nach Meiringen und Brienz genommen. „Die merkwürdige Tour durch die Bernischen Gletscher ist geendigt“, berichtet Goethe an Charlotte von Stein. „Wäre ich allein gewesen, ich wäre höher und tiefer gegangen, aber mit dem Herzog muß ich tun was mäßig ist . . . Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände.“

Vom Thuner ritt die Gesellschaft nun an den Genfer See, und wir schließen uns ihr in Gedanken bei ihrer nächsten bergsteigerischen Unternehmung wieder an, die diesmal dem Jura galt. Von Lausanne ging es in die Vallée de Joux, wo die Dent de Vaulion und die Dôle, mit 1680 m der höchste Berg des Jura, bei außergewöhnlich klaren Sichtverhältnissen — es war Ende Oktober! — bestiegen wurden. Hier schildert Goethe denn auch ausführlich in einer Manier, die man klassisch nennen muß, die Aussicht von diesem Berge. . . . „Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich“ . . .

Nach der Rückkehr an den Genfer See in Nyon bemerkt Goethe dann: „Auf der ganzen Reise ward soviel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen, daß der Graf (gemeint ist: der Herzog) eine sonderliche Lust kriegte, unsern Weg dahin zu leiten“ . . . Da das Unternehmen wegen der vorgerückten Jahreszeit etwas bedenklich erschien, „wurde der Herr de Saussure auf seinem Landgut deswegen besucht und um Rat gefragt“. Dieser Gelehrte, dem bekanntlich zu verdanken ist, daß 7 Jahre später der Montblanc bestiegen wurde, muß also schon damals als unbedingte Autorität in diesen Dingen gegolten haben. Er gab dem geplanten Unternehmen seinen — wohl begründeten — Segen, und so fuhren und pilgerten Goethe, der Herzog und ein weimarscher Jäger Anfang November von Genf das ganze Arvetal hinauf über Sallanche nach Chamonix. Man kam bei Sternenlicht an und ließ sich lange durch eine eigenartige Lichterscheinung — „fast wie die Plejaden, nur größer“ — täuschen, bis man feststellte, daß es die Kuppe des Montblanc war.

Schon damals war Montenvers der Punkt, den man gesehen haben mußte, und so stiegen auch unsere Reisenden dort hinan und auf die Mer de Glace hinab, wozu Goethe mit Recht bemerkt, er würde das „Eismeer“ lieber Eisstrom benennen. Bemerkenswert ist, daß ihr Führer versicherte, er führe seit 28 Jahren, also seit 1751, „Fremde auf die Gebirge“, und daß Goethe auf „die Beschreibung der savoyischen Eisgebirge, die Bourrit, ein passionierter Kletterer, herausgegeben hat“, verweist. Es überrascht, bei Goethe 1779 den, wie man doch meint, ganz modernen Ausdruck „passionierter Kletterer“ zu finden. Die Geburtsstunde des Bergsteigens um seiner selbst willen hätte danach früher geschlagen, als gewöhnlich angenommen wird. Und wenn es schon um 1750 Bergführer gab, die Fremde „auf die Gebirge“ führten, muß diese Stunde schon geschlagen haben, bevor 1761 Rousseaus weithin hallender Fanfarenstoß „Zurück zur Natur“ ertönte, als seine berühmten Schilderungen der Schweizer Landschaft in seinem Roman „La nouvelle Héloïse“ erschienen. Rousseau artikulierte nur, was ohnehin gewissermaßen „in der Luft lag“.

Den Weiterweg nach Martigny im Rhônetal nahmen die drei nicht wie üblich von Argentière über Vallorcine, sondern trotz schweren Gewölks in der Hoffnung auf Sichtbesserung „auf rauhen Pfaden“ über den Col de Balme, wo sie denn auch, je eine Wolkenschicht über und unter sich, durch einen „seltsamen eigenen Anblick aller nahen und fernen Berge mit Ausnahme des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war“, belohnt wurden.

Ausführlich verweilt Goethe dann bei der Schilderung des Rhônetales von St. Maurice und dem Pissevache-Wasserfall über Sion — Sierre — Brig bis Münster, eine Strecke, die heute nur noch mit der Bahn oder dem Auto durchheilt wird. Damals war es eine ganz eigenständige Landschaft, die dem Vorwärtskommen der Pferde und Wanderer (im November!) oft genug Hindernisse in den Weg legte. „Der Weg war meistens schlecht und steinig, doch zeigte uns jeder Schritt eine Landschaft, die eines Gemäldes wert gewesen wäre.“ An mancher Stelle wünschte Goethe „ganze Tage zu bringen zu können . . . Wie so oft auf dieser Reise fühlten wir, daß große Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können“. Vielleicht ist hier der Platz zu erwähnen, daß, wenn nach Theodor Wundt „nachgewiesen ist, daß der Alpinismus seiner wahren Natur nach ästhetischer Art und als eine besondere Kunstgattung anzuschau sei“ — eine Theorie, die sich sogar auf Kant stützt — dies zumindest für Goethe unbedingt zutrifft. Die „sportliche“ Seite ihrer Reise wird von ihm kaum gestreift, ihre ästhetische Tendenz ergibt sich schon aus den bisher gebrachten Zitaten, denen sich Dutzende anfügen ließen. So sei der Dichter noch einmal aus Leukerbad zitiert, wohin auf schwindligen Pfaden, über Leitern und Galerien ein Absteher aus dem Rhônetal gemacht worden war: . . . „Ich bin in die Tür getreten, ich habe dem Wesen (= Getriebe) der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist . . . Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben . . . Der Mensch, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut worden ist, hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat an Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.“

Aber noch standen Dichter und Herzog vor ihrer bedeutendsten alpinen Unternehmung, die auch von Goethe sicher als Höhepunkt seines bergsteigerischen Tuns empfunden wurde. Es handelte sich zwar nur um die Überwindung des Furkapasses, um durch das Urserental über Andermatt den Abstieg vom St. Gotthard nach Luzern zu gewinnen, wohin die übrige Begleitung mit den Pferden zurück durch das Wallis und über Lausanne, Freiburg und Bern geschickt worden war. Das Unternehmen, dessen Für und Wider Goethe ausführlich erörtert, trägt aber alle Merkmale einer alpinen Hochtour. Zeit: 12. November! Teilnehmer: Goethe, der Herzog, der Jäger, ein Führer, ein Träger. Entfernungen: von Münster bis Oberwald 2 Stunden, von dort bis zum Sattel der Furka 4½ Stunden, weiter bis Realp, wo man bei einem Kapuzinerpater unter primitivsten Verhältnissen übernachtete, nochmals 4½ Stunden. Schneeverhältnisse: . . . „der vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel darin“. Elf Stunden harter Arbeit im Schnee hinderten Goethe aber nicht, seiner Gepflogenheit gemäß abends noch das Erlebte zu Papier zu bringen: . . . „Ich habe mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird.“ Übrigens wurde Goethes Schilderung dieser Tagesetappe später bei Hofe vorgelesen und als „ein Meisterstück, eine Epöee“ (= Epos) bezeichnet und von Wieland gar unter Goethes „meisterhafteste Dramata“ gerechnet! In der Tat kann jedem literarisch interessierten Bergsteiger, der vielleicht der unzähligen, oft klischeehaften Schilderungen von Bergfahrten in unseren alpinen Zeitschriften müde geworden ist, nur empfohlen werden, es einmal mit Goethe zu versuchen und wenigstens diese etwa zwölf letzten Seiten seiner „Briefe aus der Schweiz, II. Abteilung“ zu lesen.

Jeder Kenner des Vierwaldstätter Sees wird auch mit Vergnügen Goethes schöne und ausführliche Schilderung ihrer Fahrt über den See am 6. und 7. Oktober 1797 von Altdorf bis Küßnacht lesen. Bei der Darstellung dieser seiner dritten und letzten Reise in die Schweiz zeigt sich Goethe bereits als der reife Forscher im Sinne des mit ihm befreundeten, um 20 Jahre jüngeren Alexander von Humboldt, der nur fünf Jahre später einen Höhenweltrekord im Bergsteigen aufstellen sollte, als er am Chimborasso eine Höhe von etwa 5800 Metern erreichte. Humboldt häufte auf seinen großen Reisen nicht nur

unermeßliches Material aus den verschiedensten Forschungsgebieten auf, sondern strebte danach, die erforschten Einzelheiten zu einer Gesamtanschauung zusammenzufassen, worauf schon der Titel seines Hauptwerks „Kosmos“ deutet. Ganz in diesem Sinne berichtet auch Goethe jetzt über alles, was er wahrnimmt: Geologisches, Meteorologisches, über ökonomische, politische, soziale Verhältnisse in der Schweiz, um es, wie er selbst sagt, später vielleicht zu einem drei- bis vierbändigen Werk auszubauen, ein Plan, der freilich nicht zur Ausführung gelangte.

Für unsere kleine Betrachtung müssen wir uns begnügen, festzustellen, daß das Erlebnis des Hochgebirges für Goethe ein nicht unbeachtlicher Mosaikstein seines Daseins gewesen ist, seiner Existenz, die er in den reiferen Jahren bewußt als Kunstwerk zu prägen bestrebt war. Dabei werden dann in seinem dichterischen Werk gelegentlich Spuren dieses Erlebnisses sichtbar, die jeder von uns, der mit wachen Sinnen und abseits vom großen Getriebe die Berge bestiegen hat, unmittelbar nachempfinden kann: sei es das Erlebnis des Wasserfalls, einer tiefen Schlucht, des besonnten Sees, der Fernsicht von hoher Warte, oder aber eines zeitigen Aufbruchs von der Hütte an einem vielversprechenden Morgen, wie ihn Goethe unnachahmlich in der „Zueignung“ symbolhaft schildert:

„Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte  
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,  
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte  
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;  
Ich freute mich bei einem jeden Schritte  
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing:  
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,  
Und alles war erquickt, mich zu erquickten.“

# Wanderwege rund um das Berner Oberland

ERNST HERRMANN

Wohl eines der allerschönsten Berggebiete der herrlichen Schweiz ist — neben den Walliser Alpen und der Bernina — das Berner Oberland mit dem berühmten Dreigestirn Jungfrau, Mönch und Eiger, zu dessen Füßen der Kurort Interlaken zwischen Thuner und Briener See liegt.

Noch knapp vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges war es meiner Frau und mir vergönnt, dieses Berggebiet kennenzulernen; vom Jungfrauoch aus gelang uns auch eine Besteigung des Mönchs (4099 m), und wir beschlossen, bald wiederzukommen, um weitere Viertausender zu besteigen. Doch es kam der Krieg und nachher noch die wirtschaftlich schwierige Nachkriegszeit; daher dauerte es lange, ehe wir endlich wieder Schweizer Boden betreten konnten. Jahre waren vergangen und die körperlichen Kräfte im Abnehmen, aus war es mit der Besteigung weiterer Viertausender; der Mönch sollte der einzige geblieben sein.

Man hört oft die Meinung, eine Reise in die Schweiz sei nur für erstklassige Bergsteiger lohnend — oder aber man könne die Reise nur mit der Bahn, im eigenen Auto oder mit dem Postauto über die wunderschönen Hochgebirgsstraßen durchführen und allenfalls Gipfel mit den zahlreichen Bergbahnen erreichen. Höhenwege nach der Art der Ostalpen seien dagegen kaum vorhanden. Nach meiner Erfahrung der letzten Jahre sind aber solche Höhen- oder Wanderwege auch in den Westalpen trotz der stärkeren Vergletscherung in vielfacher Weise angelegt worden, die fast ausnahmslos bei der Begehung einmalige Landschaftsbilder bieten. Diese Behauptung möchte ich nun durch eine Schilderung solcher Höhenwege im Bereich des Berner Oberlandes, die uns diese Berggruppe von allen Seiten kennenlernen lassen, unter Beweis stellen.

## *A) Nordseite des Berner Oberlandes*

a) Höhenweg Männlichen (2345 m)—Kleine Scheidegg (2064 m) 1½ bis 2 Stunden.  
Ausgangspunkt: Interlaken:

Wir fahren vom Ostbahnhof im Tal der Lütchine in ½ Stunde nach Lauterbrunnen (800 m), das in einem glazialen Trogtal liegt; wer genügend Zeit hat, kann hier auf in den Felsen geprengtem Steig den Staubbachfall besuchen, der schon Goethe 1779 zu seinem Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern“ angeregt hat; noch großartiger sind die unterirdischen Trümmelbachfälle, die zu den großartigsten Klammern der gesamten Alpen gehören. Sie werden in dreiviertelstündiger Talwanderung erreicht (auch Autobusverkehr).

In Lauterbrunnen steigt man in die Wengernalpbahn ein, die mit Zahnradbetrieb steil zum Kurort Wegen (1277 m) hinaufführt, einem der wenigen Orte in den Alpen, die noch „autofrei“ sind, da er keine Straßenverbindung besitzt. Während nun die meisten Fahrgäste mit dem Zug weiter zur Kleinen Scheidegg fahren, steigen wir Bergwanderer schon hier in Wengen aus und gehen durch den reizenden Ort zur Talstation der Männlichenseilbahn, die uns in wenigen Minuten zur Bergstation auf dem Kamm unter dem Gipfel bringt; daneben liegt auch ein Berggasthof; ist die Sicht einigermaßen gut, steigt man selbstverständlich in etwa 20 Minuten auf gutem Weg über die begrünten Hänge hinauf zur Gipfelplattform mit ihrer einmaligen Schau auf das Jungfraumassiv und die vielen anderen eisgepanzerten Hochgipfel wie die Blümlisalp. Doch nach langer Gipfelsicht müssen wir nun an den Abstieg denken. Zunächst geht es zurück zur Berg-

station mit dem Gasthof; nun fällt der Weg langsam durch die Ostseite des Tschuggen und dann des „schüberühmten Lauberhorns“ zur Kleinen Scheidegg (2064 m) ab; während dieser Wanderung wird der Blick auf die Eiger-Nordwand, den Mönch, das Jungfraujoch und die Jungfrau selbst und die beiden Silberhörner immer großartiger, und diese Wanderung soll daher nicht im Eiltempo, sondern sozusagen genießerisch „Schritt für Schritt“ hinter sich gebracht werden. Auf der Kleinen Scheidegg ist neben einem großen Hotel auch der Anfangspunkt der Jungfrauabahn, die zuletzt in einem sieben Kilometer langen Tunnel das Jungfraujoch (3457 m) in einem unterirdischen Bahnhof erreicht, so daß nach der Wanderung eine Fahrt dorthin angeschlossen werden könnte. Sonst steigen wir zur Rückfahrt wieder in den Zug und können diesmal statt über Lauterbrunnen auf einer anderen Strecke — also in einer Rundfahrt — über Grindelwald nach Interlaken heimkehren.

b) Höhenweg Schynige Platte (1970 m)—Faulhorn (2684 m)—Bachalpsee—First-Sessellift-Bergstation (2200 m)—Große Scheidegg (1961 m)—Grindelwald (1050 m)—oder Schwarzwaldalp (1467 m)—Rosenloui (1330 m)—Meiringen; Schynige Platte—Große Scheidegg etwa 9 Stunden.

Dieser lange Höhenweg zeichnet sich durch den Blick außer auf den Jungfraustock auch auf Finsteraarhorn (4274 m), den höchsten Gipfel des Berner Oberlandes, ferner auf Schreckhorn (4080 m) und Wetterhorn (3703 m) aus.

Ausgangspunkt: Interlaken:

Wir fahren von Interlaken-Ostbahnhof diesmal nur bis zur ersten Haltestelle Wilderswil und steigen in die Zahnradbahn auf die Schynige Platte (1970 m) um, die wir nach knapp einstündiger, aussichtsreicher Fahrt erreichen; neben der Bergstation ein Gasthof; wegen der Länge des Weges ist Auffahrt am Tag vorher und Nächtigung hier oben empfehlenswert, weil dann zeitiger Aufbruch möglich ist. Von der Endstation können in je einer halben Stunde die Daube (2060 m) und das Oberberghorn bestiegen werden; von diesen Gipfeln auch Tiefblick auf Interlaken, Brienz und Thuner See; ferner befindet sich ein wunderschön angelegter Alpengarten gleich bei der Bergstation, den man unbedingt besuchen soll.

Von der Schynigen Platte führt der gutbezeichnete Weg über Almen zu einem Felsen- und schließlich zu einem Sattel mit kleiner, bewirtschafteter Rasthütte; von hier gehen wir, stärker steigend, am Nordhang der Sägishörner hinauf und schließlich zum bereits sichtbaren Faulhorn, über dessen Südhang der Gipfel auf breitem Serpentinweg erreicht wird (4 bis 5 Stunden Gehzeit). Knapp unterhalb liegt ein Berggasthof, der zu den ältesten Schutzhütten der Schweiz gehört, da ja das Faulhorn — der Name kommt vom „faulen“, also brüchigen Gestein — seit uralten Zeiten als besonders schöner Ausichtsberg gilt. Nach langer Gipfelrast steigen wir nun auf breitem, gutem Weg, an dem mehrere offene Unterstandshüttchen stehen, zu den beiden reizenden Bachalpseen (2264 m) hinunter und weiter zur Bergstation (mit Gastwirtschaft ohne Nächtigungsmöglichkeit) des First-Sesselliftes hinunter, etwa 1 Stunde vom Faulhorn, mit dem wir allenfalls — etwa bei Wetterumschlag — nach Grindelwald hinunterfahren könnten. Oder wir wandern noch über die Almhütten vom Grindeloberläger und über Almwiesen zum breiten Sattel der Großen Scheidegg (1961 m), auf der auf der Wetterhornseite ein einfacher Gasthof steht; Abstieg von hier nach Grindelwald und Rückfahrt nach Interlaken oder Abstieg auf der anderen Seite über Almen und Waldstreifen zur Schwarzwaldalp (1467 m) mit Gasthaus, von wo uns ein Postauto über Rosenloui (1330 m) nach Meiringen bringt und Rückfahrt mit der Bahn über Brienz nach Interlaken; von Brienz aus kann auch mit dem Schiff die Rückfahrt nach Interlaken durchgeführt werden.

#### *B) Westseite des Berner Oberlandes*

An der West- und Südseite führt die Lötschbergbahn entlang, eine der großartigsten Bahnlinien der ganzen Alpen. Sie wurde von der Berner Alpenbahn „Bern—Lötschberg—

Simplon“ (BLS)-Gesellschaft von 1906—1913 erbaut und bietet eine direkte Verbindung von Bern über Spiez (hier Anschluß nach und von Interlaken) nach Brig. Die Bahn steigt zuerst durch das Kandertal in vielen Schleifen am Blausee, der in einem Naturpark gelegen ist, vorbei nach Kandersteg (1169 m) am Nordeingang des 14.612 Meter langen Lötschbergtunnels; er weicht von der geraden Linie durch eine starke Biegung ab, die durch riesige Sandmassen im glazial übertieften Gasterntal erzwungen wurde, die man in festem Gestein umgehen mußte; die Bahn weist von Frutigen bis Brig 34 Tunnels und 22 Brücken sowie zahlreiche Lawingalerien auf. Der Zug tritt bei Goppenstein (1220 m) wieder an das Tageslicht, und dann senkt sich die Bahn hoch über dem Rhonetal, zahlreiche Schluchten überquerend, bis sie bei Brig den Talboden erreicht, um von hier dann durch den fast 20 Kilometer langen Simplontunnel (längster der Welt!) schließlich nach Italien zu führen. Die Südrampe der Lötschbergbahn hat große Ähnlichkeit mit der Südrampe der österreichischen Tauernbahn von Mallnitz nach Spittal/Millstätter See.

Die Berner Alpenbahn-Gesellschaft hat nun vor einigen Jahren zwei wunderschöne Höhenwege, einen im Gebiet der Nordrampe und einen an der Südrampe, anlegen und gut bezeichnen lassen und damit auch die Benützung ihrer Bahnlinien durch die zahlreichen Begeher dieser Wege wesentlich gehoben. An den Kassenschaltern der Bahn erhält man für je 30 Rappen Falblätter mit Kartenausschnitt, Höhenprofil und kurzer Wegbeschreibung; dadurch veranlaßt, habe ich beide Wege begangen, die ich nun ganz kurz beschreiben möchte:

a) Höhenwege an der Nordrampe der Lötschbergbahn, Westseite des Berner Oberlandes.

Wir fahren von Bern oder Interlaken über Spiez (auch mit dem Thuner-See-Schiff von Interlaken nach Spiez — sehr schöne Fahrt!) nach der Haltestelle Reichenbach; von hier kurze Fahrt (6 km) in das Kiental mit der gleichnamigen Ortschaft; von hier führt ein Sessellift zur Alm Ramslauenen (1500 m) mit kleiner, sehr gut geführter Schutzhütte (einige Zimmer und Matratzenlager), in der man am besten nächtigt.

Der bezeichnete Höhenweg führt zuerst durch Wald um das Gehrihorn herum, dann viel über Almen und wieder durch Waldstücke mit Tiefblick auf Frutigen und später auf den Blausee, und nach einigen interessanten Wegstücken an Steilhängen schließlich zur Straße knapp vor Kandersteg hinab; der Weg erfordert 5 bis 6 Stunden. Mehrere bezeichnete Abstiege, z. B. nach Frutigen oder zur Station Blausee-Mitholz, lassen den Weg kürzen, insbesondere bei Schlechtwettereinbruch.

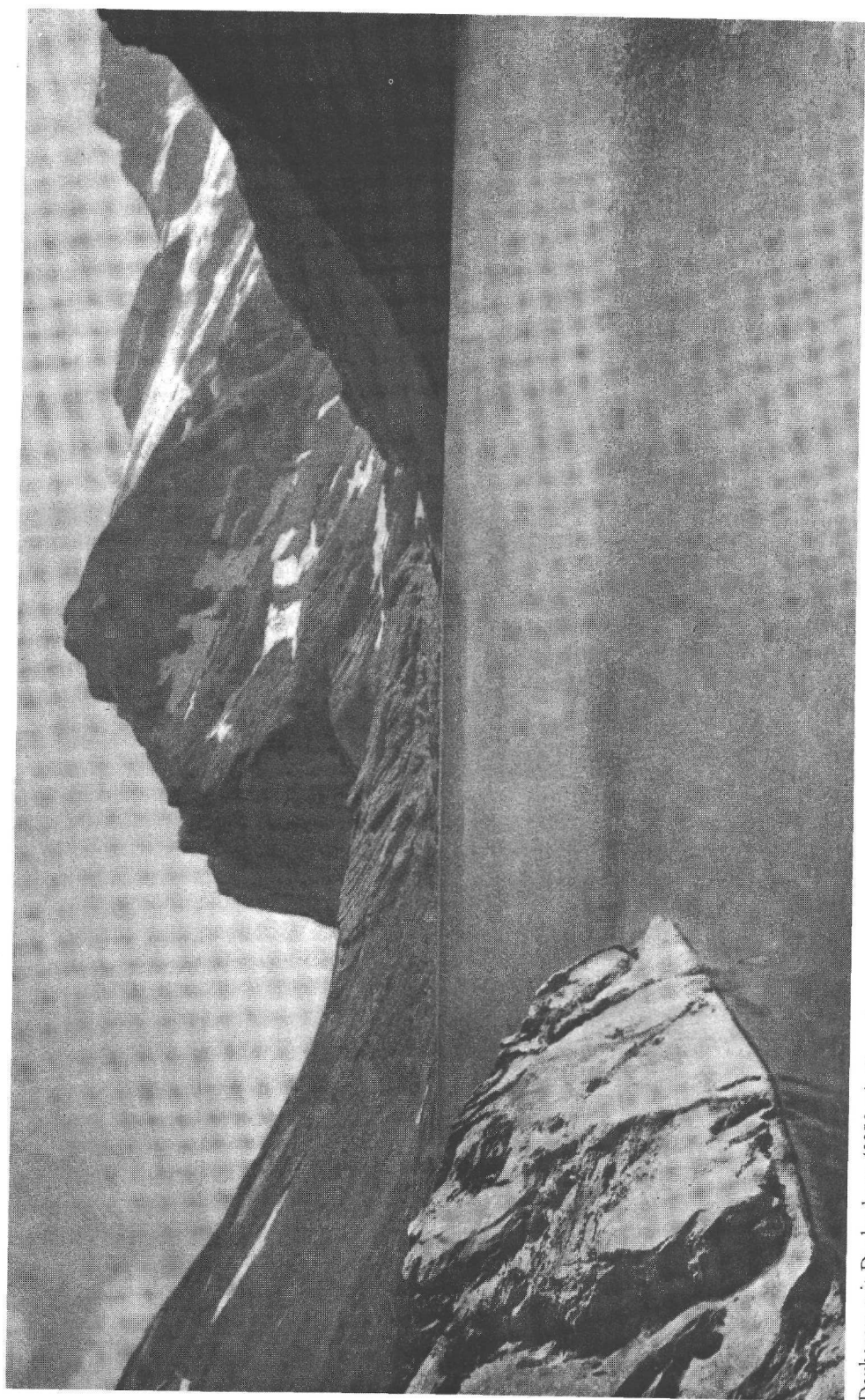
b) Ausflüge von Kandersteg.

Kandersteg selbst ist eine reizende Sommerfrische und als Standquartier oder für einen Rasttag sehr geeignet; besonders schön ist auch der Ausflug zum Öschinensee (1582 m), der durch einen Doppelsessellift bequem besucht werden kann und wohl zu den aller schönsten Hochgebirgsseen der ganzen Alpen zählt; von der Bergstation des Liftes wandert man in etwa 20 Minuten zum See sanft abwärts; ohne Benützung des Liftes würde man längs des Öschinenbaches etwa 1¼ Stunden benötigen.

Im See spiegeln sich Blümlisalp, Fründenhorn und Doldenhorn; dazwischen stürzen Wasserfälle herab, also ein großartiges Hochgebirgsbild; geübte Bergsteiger können von hier auf steilem Pfad über die Obere Öschinenalp (1972 m) in 4 Stunden zur großen Blümlisalphütte (2781 m) des Schweizer Alpenklubs aufsteigen, Ausgangspunkt für die schwierige Besteigung der vereisten Blümlisalp (3671 m) und verschiedener Nebengipfel.

c) Über den Gemmipäß (2329 m) nach Leukerbad (1411 m) und nach Leuk (625 m) im Rhonetal.

Die Eisenbahn durchbricht — wie oben bereits erwähnt — den Hauptkamm im Lötschbergtunnel zwischen Kandersteg und dem Südausgang bei Goppenstein. Eine Straßenverbindung besteht jedoch nicht, daher müssen Autofahrer ihr Fahrzeug auf eigenen Überstellzügen durchschleusen lassen. Wer aber als Bergwanderer von Kandersteg in das Rhonetal will, dem sei der hochinteressante Übergang über den Gemmipäß empfohlen, zumal die Steilstücke durch Benützung von Seilbahnen vermieden werden kön-



Daubensee mit Daubenhorn (2952 m), Gemmi

nen. Von Kandersteg in den Talschluß mit der Talstation der Stockhornbahn (auch Autobusverbindung vom Bahnhof) und mit dieser zur Hochfläche, wodurch man sich die 35 Kehren des steilen Weges (etwa 2 Stunden) ersparen kann. Anschließend an die kühne Seilbahn ein Sessellift, der mit geringer Steigung noch ein Stück talein führt; nun auf breitem Fußweg in 1 bis 1½ Stunden langsam steigend zum Hotel Schwarzenbach (2067 m), oberhalb eines Sees gelegen; es ist eine günstige Raststelle oder allenfalls Übernachtungsstelle; nach der Rast wandern wir weiter wieder in geringer Steigung und kommen in ½ Stunde zum 2 Kilometer langen Daubensee (2214 m), der meist neun Monate des Jahres zugefroren ist; an seinem Ostufer ½ Stunde entlang steigt der Weg nochmals sanft zur eigentlichen Paßhöhe (2329 m), hinter der das große Hotel Wildstrubel liegt; knapp unter der Paßhöhe bricht der Berg mit einer fast senkrechten Wand in die Tiefe; oberhalb dieser Wand stehend, genießen wir den Tiefblick auf Leukerbad und das Rhonetal, über dem die eisbedeckten Walliser Alpen herüberglänzen. In der Nähe des Hotels ist auch eine Seilbahn-Bergstation, und so könnte man in wenigen Minuten über die Steilwand nach Leukerbad hinunterschweben; aber damit würde man sich um den schönsten Teil des Gemmipaßweges bringen! Denn in die 600 Meter hohe Felswand wurde schon 1737 bis 1740 ein schmaler Saumpfad eingesprengt, der oft wie eine Wendeltreppe an unmöglich scheinenden Stellen doch sicher und gefahrlos, da oft mit Geländern gesichert, in die Tiefe leitet und in Leukerbad (1411 m) mit seinen altherühmten heißen Heilquellen endet. Von hier bringt uns ein Autobus (die frühere Zahnradbahn wurde vor einigen Jahren eingestellt) nach Leuk ins Rhonetal; über Brig und die Lötschbergbahn könnten wir dann wieder zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren.

#### d) Wanderungen im Lötschental.

Anschließend an die Wanderwege a) und b), die in Kandersteg enden, fahren wir nun durch den Lötschbergtunnel; am Südausgang liegt die Station Goppenstein (1220 m), die Ausgangspunkt für einen Besuch des Lötschentales ist; mit dem Postautobus gelangen wir zur Endstation Blatten (1582 m) mit seinen schönen, alten und mit Blumen an den Fenstern geschmückten Holzhäusern; nun beginnt unsere Wanderung durch den obersten Teil des Lötschentales mit Blick auf das Bietschhorn (3953 m), das durch seine spitze Form zu den schönsten, aber weniger bekannten Bergen des Berner Oberlandes zählt, zur Fafleralp, auf der zwei Berggasthöfe stehen; schon der Ausflug bis hierher ist ungemein lohnend; aber noch viel schöner ist der Rückweg statt durch den Talboden auf dem nördlichen Berghang, am kleinen Schwarzensee vorbei über zahlreiche Almdörfer bis zur Hockenalm in etwa 4 Stunden; unterhalb der Alm kann man dann mit einem Sessellift nach dem Ort Kippel (1376 m) hinabfahren und erreicht mit dem Postauto in kurzer Fahrt wieder Goppenstein, unseren Ausgangspunkt.

### c) Die Südseite des Berner Oberlandes

#### a) Höhenweg an der Südrampe der Lötschbergbahn.

Um nun den zweiten Höhenweg an der Lötschbergbahn zu begehen, der meiner Meinung nach noch wesentlich interessanter durch die Querung der vielen Schluchten und bei klarem Wetter durch den Anblick der Eisriesen der Walliser Alpen ist, fährt man nach Nächtigung in Kandersteg durch den Lötschbergtunnel nach der Haltestelle Hohtenn (1081 m), die 500 Meter über dem Rhonetal am Steilhang klebt; in Hohtennstation gibt es nur eine kleine Bahnhofswirtschaft, jedoch keine Nächtigungsmöglichkeit; der Ort Hohtenn liegt wesentlich tiefer (815 m); bald nach der Station quert unser Weg auf gesichertem Felsband eine Schlucht mit Blick auf den großartigen 50 Meter hohen Luogelkinviadukt der Bahn, dann geht der Weg durch das großartige Bietschtal und wieder am Hang entlang mit Tiefblick auf die Kirche von Raron, an deren Mauer das Grab des Dichters Rainer Maria Rilke zu finden ist. An Wasserkanälen, Bisse genannt, die der Bewässerung dienen, entlang erreichen wir in 3 Stunden die Ortschaft Außerberg



(935 m); der Bahnhof liegt etwas tiefer, daneben ein sehr guter Gasthof mit Nächtigungsmöglichkeit. Von Außerberg führt der Weg erst sanft steigend zur Theresienkapelle, und dann wird im Abstieg das wilde Baltschiedertal gequert und schließlich der Ort Eggerberg (853 m) nach 2 Stunden Wanderung erreicht, auch Bahnhaltestelle; nun weiter meist oberhalb und zuletzt unterhalb der Bahnlinie zur Station Lalden (804 m), wobei die Vegetation immer südlicher wird, etwa 1 Stunde von Eggerberg; nun noch ein Stück neben der Bahn und dann in einigen Windungen steiler hinunter zur berühmten Thermalquelle Briger Bad, in deren blaues Schwimmbecken man sich nach der langen Wanderung stürzen wird; bis Briger Bad etwa 6 Stunden, dann noch längs der Rhone nach Brig, also insgesamt 7 $\frac{1}{2}$  Stunden. Dieses letzte Wegstück ist nicht mehr besonders lohnend, daher sollte man lieber mit dem häufig verkehrenden Postauto nach Brig (681 m) fahren. Damit ist auch der zweite Höhenweg an der Lötschbergbahn geschildert, der natürlich auch in Teilstücken zwischen den Stationen begangen werden kann.

b) Wanderung durch den Aletschwald zum Eggishorn (2934 m: Station Mörel (762 m)—Rieder Alp (1925 m)—Rieder Furka (2078 m)—Aletschgletscherweg—Hotel Jungfrau (2193 m)—Eggishorn (2934 m)—Märjelensee (2345 m)—Fiesch (1965 m).

Vom letzten Wanderweg sind wir nach Brig, der schönen Stadt an der Rhone, gekommen; von hier fahren wir in wenigen Minuten mit der Furkabahn Rhone aufwärts nach Mörel (762 m); eine Kleinkabinenseilbahn führt über die Zwischenstation Ried auf die Rieder Alp (mehrere Gasthäuser), dem Ausgangspunkt unserer Wanderung. Von der Bergstation steigen wir in  $\frac{1}{2}$  Stunde zur Einsattelung der Rieder Furka und dann jenseits hinab in den herrlichen Aletschwald mit riesigen Arven und Lärchen, während tief unten der Eisstrom des Aletschgletschers mit den schwarzen Streifen der Mittelmoräne dahinzieht. Der Aletschgletscher ist der größte der gesamten Alpen und hat vom Jungfrauoch bis zu seinem Ende eine Länge von etwa 20 Kilometern; leider sind auch hier die Eismassen stark eingesunken, wie man deutlich am alten Eisrand sehen kann. Nach etwa 1 Stunde wechselt der Weg wieder hinüber zur Rhonetalseite mit dem Blick auf den Monte Leone (3561 m) und führt über die Raststätte Bettmerhorn (2260 m) — in der Nähe die Bettmeralp — schließlich zum großen Hotel Jungfrau (2193 m) unter dem Eggishorn (2934 m), das von hier in 2 Stunden auf gutem Weg, zuletzt über ein paar Kletterstellen, bestiegen wird. Es läßt noch einmal den ganzen Aletschgletscher überschauen, da es gerade über der Umbiegungsstelle des Gletschers von der Nord-Süd- in die Ost-West-Richtung gelegen ist; tief unter uns liegt am Gletscherrand der blaue Märjelensee (2345 m) mit seinen schwimmenden Eisschollen. Wir kehren zurück zum Hotel Jungfrau und steigen auf gutem, aber steilem Weg nach Fiesch ab. Seit einigen Jahren führt auch eine Seilbahn auf das Eggishorn, die man allenfalls benützen könnte, um rascher ins Tal zu kommen.

#### *D) Die Ostseite des Berner Oberlandes*

Hier sind keine Wanderwege vorhanden, aber wir lernen auch diese Seite bei der Rückfahrt über den Grimselpaß (2182 m) noch kennen. In Fiesch besteigen wir wieder die Furkabahn, die uns immer die Rhone entlang, die Steilstufen auf Zahnradstrecken überwindend, zum höchsten Ort Gletsch (1763 m), unterhalb des Rhonegletschers gelegen, bringt. Hier steigen wir in das Postauto um, das die vielen Windungen der Straße bis zur Paßhöhe mit dem Totensee hinauffährt; jenseits geht es dann an mehreren Stauseen am Grimselhospiz vorbei mit Blick auf das Finsteraarhorn und weiter die Stufen des Aaretals abwärts schließlich nach Meiringen und in kurzer Bahnfahrt nach Interlaken zurück. Damit haben wir unsere Fahrten und Wanderungen „rund um das Berner Oberland“ beendet und wohl unvergeßliche Eindrücke aus dieser herrlichen Hochgebirgswelt auch auf leichten Wegen nach Hause getragen.

## Leuchtende Farben – lockende Düfte

*Eine Planderei über Erfreuliches und Besinnliches aus dem Reich unserer Alpenflora*

ROBERT KOHLAUF

„Ich muß immer daran denken, welchen Teil an meinem Geist jene Harmonie der Formen und der Linien, der Farben und der Töne haben, und daß jene Seele, die ihnen gebietet, und jene andere, die sie vernimmt und schaut, doch nur eine einzige bilden, daß sie in ihrem Verstehen einander durchdringen und sich ergänzen, in einem Gefühl leuchtender Harmonie, der ewigen Harmonie des Hochgebirges“. (Aus einem Brief des begnadeten italienischen Malers Giovanni Segantini 1858—1899.)

Wir Bergfreunde sind immer beglückt, wenn wir zur Blütezeit unsere Schritte nach oben lenken können und uns an der Pracht der zarten Gebilde aus dem Florenreich erfreuen dürfen. Das gilt besonders für den Frühling, wenn wir nach dem scheinbaren Absterben im Herbst und der winterlichen Lebensstille das Wiedererwachen der Natur beobachten und dabei selbst mit weitem Herzen und offenem Sinn froh aufleben. Unser Gemüt möchte mit den ersten Blüten und den gaukelnden Falten aufjubeln und einstimmen in das Hohelied, das wir zu vernehmen glauben. Der stille Beobachter kann solche Tage tiefinnerlichen Erlebens nicht in seiner Erinnerung missen, und jedes Jahr zwingt ihn ein unbekämpfbarer Drang wieder zu neuem, unauslöschlichem Erleben.

Es braucht kein bitterer Tropfen in unseren Freudenbecher zu fallen, wenn wir uns bewußt werden, daß die Farbenfülle der Blumen und ihr Duft ursprünglich nichts mit dem Menschen zu tun haben. Die wissenschaftliche Forschung verlegt die Spuren des ersten Homo sapiens in eine Zeit, die „erst“ etwa 500.000 Jahre zurückliegt, wohl aber keinesfalls über das Diluvium (etwa eine Million Jahre) zurückreicht. Das erste Vorkommen von Blütenpflanzen dagegen — zuerst allerdings Gräser, Weiden, Pappeln, Eichen u. dgl. — soll zuverlässig in die Kreidezeit (vor 70 bis 130 Millionen Jahre) zu verlegen sein. Aufgefundene Blütenpollen — Versteinerungen von Blüten gibt es verständlicherweise nicht — lassen sich immer besser durch Nutzbarmachung neuester Erkenntnisse der Paläobiochemie altersmäßig ebenso bestimmen wie die Gesteine, bei denen die Radiometrie Äter bis zu 4,5 Milliarden Jahre gefunden hat. Zeiträume von 100.000 oder gar einer Million von Jahren sind für uns unvorstellbar, will es uns doch schon kaum gelingen, etwas mit der durchschnittlichen Dauer einer der vier Eiszeiten, die in das neueste Erdzeitalter fallen, anzufangen. Wir wollen aber nicht versuchen, uns damit hier näher zu beschäftigen.

Nun hatte der Mensch bis zur Entstehung der Kulturen Wichtigeres zu tun, als sich mehr als vielleicht ganz gelegentlich mit Farbe und Duft von Blumen zu befassen. Die Unbilden der Natur und fehlende Technik forderten seine ganzen Kräfte für das Überleben: Kampf, Jagd, Fischerei. Da muß uns uneingeschränkt die Erkenntnis kommen, daß die weise Schöpfung der Natur mit ihren Blütenwundern doch etwas ganz anderes vorhatte als dem Menschen Schönes zu bieten, nämlich Erhaltung und Vermehrung der Arten. Wir Menschen sind also nur Nutznießer und danken, wie am Schluß noch ausgeführt wird, oft wenig oder gar nicht, sei es aus Gedankenlosigkeit oder Raffsucht. Wäre die Blumenpracht für uns geschaffen worden, so hätte es einer besonderen Erbanlage bedurft, die diesem üblen Verhalten entgegenwirkte.

Woher unsere schönen Blumen kommen, ist nicht Gegenstand dieser Abhandlung, aber ein Beispiel soll des Späßes halber erwähnt sein: Es heißt, der Gelbe Enzian

(*Gentiana lutea*) sei schon vor vier Millionen Jahren aus Nordamerika bei uns eingewandert, wohl als die beiden Kontinente noch miteinander verbunden waren. Dankbar wird der frohe Genießer eines doppelt Gebrannten, der aus der stämmigen Wurzel der edlen und heilkräftigen Pflanze stammt, von dieser langen Reise beeindruckt sein, müßte er doch sonst das köstliche Elixier entbehren, das er beileibe nicht des Genusses wegen, sondern aus gesundheitlichen Gründen vorbeugend über Zunge und Gaumen in den Magen leitet; auch hier gilt wohl die Erkenntnis, daß Vorbeugen wichtiger als Heilen ist. Dazu noch aus der Heiligen Schrift, Buch Jesus Sirach, 83. Kapitel, Vers 4: „Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen und der Vernünftige verachtet sie nicht.“

Über die Geschmäcke läßt sich bekanntlich streiten, aber was Lob der Farben und Düfte unserer Alpenflora anbelangt, so sind sich Gelehrte und Laien einig, daß dieser die Krone gebührt. Niedriger Wuchs, dazu auffallende Blüengröße, leuchtende Farben und würziger bis betäubender Duft werden als Mittel des Kampfes gegen die rauhe Bergnatur und als Anpassung an die oft nur sehr kurze Vegetationsperiode zu gelten haben. Über der Baumgrenze sind die Pflanzen deshalb auch meist ausdauernd, und viele bereiten die Blütenknospen fürs kommende Frühjahr schon im Herbst vor, denken wir nur z. B. an die Frühlingsheide (*Erica carnea*), die dem Winterwanderer immer wieder auffällt, oder an unsere Alpenrosen (*Rhododendron ferrugineum* und *Rh. hirsutum*), aber auch an die niedrigen Rosettchen des Stengellosen Enzians (*Gentiana clusii* und *G. kochiana*), die schon im Spätherbst die Blütenfülle des nächsten Jahres erahnen lassen. Wer mit offenen Augen Streifzüge in die Bergwelt unternimmt, dem eröffnen sich viele Wunder der Natur, denen man auch durch Fachlektüre näherkommen sollte.

Die auffallenden Farben, manchmal in Verbindung mit deutlichen Saftmalen, und der herrliche Duft sind Einladung an die Insekten, sich mit Pollen zu versorgen und vom süßen Honig zu naschen, den die Nektarien bereithalten. Der Gegendienst, die Fremdbestäubung zu besorgen, ist mühelos, sehen wir ab von den bei uns seltenen Blütenfallen wie bei dem mehr im verborgenen lebenden Aronstab (*Arum maculatum*) und unserer schönsten Orchidee, dem Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*), die jedoch ihre Besucher nach getanem Werk wieder gesund entlassen, also keine Mörder sind, wie wir sie in unseren „fleischfressenden“ Pflanzen kennen, von denen in Gebirgsmooren der Sonnentau (*Drosera rotundifolia* u. a.), an feuchten Stellen der alpinen Zone die drei Arten des niedlichen Fettkrauts (*Pinguicula vulgaris*, *P. alpina*, *P. leptoceras*) vorkommen, die mit ihren drüsigen Grundblättern winzige Kerbtiere einfangen und auszehren, obwohl sie auch mit ihren wenn auch zarten Würzelchen wohl in der Lage wären, vegetarisch zu leben.

Die Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten sind vielfältig und interessant. Sie sollen die Fremdbestäubung sichern, wie dies manchmal auch zusätzlich durch zeitliche Verschiebung von Narben- und Staubblatreife oder verschiedener Gestaltung von Narben- und Staubblattblüten geschieht, denn die zwar ziemlich verbreitete Selbstbestäubung ist oft nur letztes Mittel der Befruchtung und Samengewinnung. Um die ganze Blütenpracht der Gebirgsmatten in ihrer einmaligen Fülle bewundern zu können, bedarf es einer sonnigen Stunde, in der die Blütenkelche voll geöffnet sind; sie scheinen zu ahnen, wenn Gefahr von Niederschlag droht, der den Blütenstaub nassen und verderben könnte, weshalb oft schon eine länger verweilende Wolke das Schließen der Blüten veranlaßt, was übrigens auch die Geduld des eiligen Farbfotografen stark beansprucht. Noch einen sehr wichtigen Schutz haben viele Alpenblumen, nämlich eine harte Samenschale, die der Keimling nur zu durchbrechen vermag, wenn der Same geraume Zeit Frost ausgesetzt war, was nach dem Bergwinter der Fall ist. So hat die Pflanze die ganze, sowieso oft nur kurze Entwicklungszeit vor sich. Bei einer Keimung im Spätherbst liefe das zarte Gebilde Gefahr,

dem unwirtschaftlichen Geschehen zum Opfer zu fallen. Oh, welch weiser Urheber der Natur!

Nun wird es Zeit, die Farben unserer Lieblinge zu würdigen, wobei ich den Leser bitte, mir nachzusehen, daß keine Farbe und Form besonders hervorgehoben sein soll. Alle diese edlen Geschöpfe haben wir gleich gern, sei es zum Beispiel die elegante Schwarzbraune Akelei (*Aquilegia atrata*) oder das niedliche Gelbe Veilchen (*Viola biflora*), um nur zwei gegensätzliche Gestalten zu erwähnen. Auch die Auswahl der Arten muß beschränkt bleiben.

Die überwiegende Farbe der Blütenteppiche in unseren Bergen ist zweifellos das Gelb. Wenn man vom Sellajoch auf einem Wiesenpfad nach Canazei hinab oder den Friedrich-August-Weg hinüber zum Fassajoch und weiter zum Mahlknechtjoch wandert und schließlich das Durontal auswärts schreitet, ist man inmitten gelbleuchtender Matten. Einmal ist es die wohlbekanntete Trollblume (*Trollius europaeus*) mit ihrer goldgelben Kugelblüte, in der sich eine Schar kleiner Käferchen gütlich tut, das andere Mal der außen etwas lilablau angehauchte Stern der Schwefelanemone (*Pulsatilla sulfurea*), die das Auge bannen. Eine dritte, mancherorts in Massen vorkommende gelbe Art ist die heilkräftige Arnika (*Arnica montana*), die den Kalk meidet. Im Urbachtal im Berner Oberland ist sie auf Stunden würziger Begleiter. Aus steilen Kalkschrofen leuchten verführerisch manchmal recht zahlreich die Gamsbleaml (*Primula auricula*) mit ihren hellgelben, mehlbestäubten Blüten. Der Wohlgeruch hat sehr dazu beigetragen, ihnen nachzustellen, wobei mancher Räuber zu Tode fiel (z. B. Seewände im Oytal bei Oberstdorf).

Mit dem tiefen Blau des Firmaments wetteifert der Stengellose Enzian (*Gentiana clusii* und *G. kochiana*). Der Anblick einer feuchten Voralpenwiese, die mit den blauen Bechern übersät ist, wird ebenso unvergessen bleiben wie die blaue Pracht auf der weiten Seiser Alm, wo sich unser Enzian vorzüglich auf 1800 bis 2200 Meter wohl fühlt. Ich empfinde die Blume als eine besonders wohlgelungene Sinfonie von Form und Farbe. Dabei sollen aber die niedlichen blauen Sternchen des Schusternagerls (*Gentiana verna*) nicht vergessen sein, die vielerorts bedeutende Polster bilden und schon sehr früh blühen und dem Frühlingwanderer einen Widerschein des Himmels bieten. Im Frühsommer erscheint dann zahlreich und unübersehbar die Zierliche Glockenblume (*Campanula cochlearifolia*), die, überaus genügsam, auch mit einem kleinen Spältchen im Fels zufrieden ist und zum Betrachten verlockt. Recht häufig begegnen wir auch der größeren, schlanken Scheuchzers Glockenblume (*Campanula scheuchzeri*), die dunkelblau bis violett blüht und das Prädikat elegant wohl verdient. Ein Gegenstück ist die Bärtige Glockenblume (*Campanula barbata*), die hellblaue Glocken trägt und mit ihren im Gegenlicht leuchtenden Haaren an Blüte, Stengel und Blättern das Entzücken hervorruft; unsere hübsche Pflanze ist ein ausgesprochener Kalkliebhaber.

Eine von Rot beherrschte Fläche ruft in uns ein Gefühl der Wärme hervor. Wenn die Sonne weite Gürtel der Alpenrose (*Rhododendron ferrugineum* oder *Rh. hirsutum*) aufleuchten läßt, ist uns wohl ums Herz. Ganz früh im Jahr vermag uns die Frühlingsheide (*Erica carnea*) zu erfreuen, aus deren rosa Blütchen neckisch schwarzbraune Staubbeutel ragen. In den Föhrenwäldern des Oberinntales herrscht sie als Unterwuchs unangefochten und strahlt weit in die Landschaft. Von den rotfarbenen Primeln ist allgemein die Mehlprimel (*Primula farinosa*) bekannt, die in feuchte Voralpenwiesen rote Flecke zaubert, aber auch noch über 2000 Meter die Farbe von Berghängen zu bestimmen vermag, oft in Begleitung ihrer großblütigen Schwester (*Primula halleri*). In der Schweiz wird die rote Farbe von der Ganzrandigen Primel (*Primula integrifolia*) und, wie in den Zentralalpen, von der Behaarten Primel (*Pr. hirsuta*) und der Zwergprimel (*Pr. minima*) vertreten, die den Kalk meiden. An Erdaufbrüchen und in lichten Kieferwäldern ohne Unterwuchs bringt sich das Rote Seifenkraut

(*Saponaria ocymoides*) unübersehbar zur Geltung. Nun hätte ich fast die stattlichste Bewohnerin sonniger Bergwiesen vergessen, die Feuerlilie (*Lilium bulbiferum*), die in Südtirol, namentlich im Buchensteiner Tal, sehr zahlreich aus dem Mähgut strahlt. Die Lebenskraft der Zwiebel ist erstaunlich, wird die Wiese doch während der Blütezeit gemäht, so daß die Regenerierung abgebrochen wird.

Vom Weiß beherrscht sind die Krokuswiesen (*Crocus albiflorus*), die im Vorfrühling neben Schneeresten und vielleicht von einem leise murmelnden Schmelzwässerchen begleitet das Entzücken des Wanderers hervorrufen. Der Anblick der dicht zusammenstehenden Kelche im Sonnenschein ist immer wieder ein Erlebnis. Ebenso eng beisammen stehen in manchen Gegenden — berühmt sind dafür die Hänge über Montreux — die Narzissen (*Narcissus radiiflorus*), so daß von ferne der Eindruck entsteht, es handle sich um Schneereste. Makellos weiß stellt sich die Trichterlilie (*Paradisica liliastrum*) vor, die bei uns fehlt, in der Schweiz aber z. B. in Waldwiesen oder an sonnigen Hängen sich dicht an dicht drängt. Wer bei uns zeitig im Jahr unterwegs ist, kann sich im östlichen Gebiet (z. B. Berchtesgadner Land) an der frischen kräftigen Schneerose (*Helleborus niger*) ergötzen, vor allem an früh aperen Stellen; aber auch den dunklen Tann scheut sie nicht. Überaus häufig ist die Silberwurz (*Dryas octopetala*) mit vielen Blüten und neckischen Knospen, ein Halbstrauch, der eine wichtige Rolle als Schuttstrecker spielt. Entzückend sind die silbrigen Fruchtschöpfe, die feinstem Filigran gleichen. Unser stolzes Edelweiß wird leider mehr in Gärten („Edelgrün“) zu bewundern sein. Im Gebiet der Cisesalpe kann man in der Saison täglich sehen, wie Hunderte von „Touristen“ abseits des Pfades winzigen Blütchen unseres Sternes nachstellen. Man staunt ob der Einfalt, mit der sich dann die Sommergäste ihrer Beute rühmen.

Ein ganz liebliches Geschöpf ist die lila angehauchte Frühlingsküchenschelle (*Pulsatilla vernalis*), die sehr früh auf sauren Böden erscheint, oft in Massen, und mit ihrer langen Behaarung viel Freude bereitet; man muß sie gegen die sinkende Sonne gesehen haben, dann versteht man erst so richtig den Volksnamen „Pelzane-mone“. Kaum daß die Pisten völlig ausgeapert sind, strecken sich allerseits die zierlichen blauvioletten gefransten Glöckchen des Gemeinen Alpenglöckchens (*Soldanella alpina*), das nach den weißen Monaten den Frühling einläutet.

Viele Kleinode mußten sich bescheiden, war die Beschreibung doch vornehmlich den mehr großflächigen Bewohnern gewidmet, die bei den Bergfreunden mehr bekannt sind.

Nun aber der Duft! Wem soll hier der erste Preis gebühren? Das sei ganz dem Urteil jedes einzelnen Riechers überlassen und es braucht nicht zu wundern, wenn gleichzeitig mehrere erste Anerkennungen ausgesprochen werden. Wir wollen uns etwas näher umsehen, um einige Köstlichkeiten zu beriechen:

Kohlröschen (*Nigritella nigra*), duftet stark nach Vanille (ist ebenso wie dieser Strauch eine Orchidee). Steinrösel (*Daphne striata*), riecht fast betäubend nach Flieder und Nelken. Gamsbleaml (*Primula auricula*), aromatisch duftend. Alpenveilchen (*Cyclamen europaeum*), wohlduftend. Täschelkraut (*Thlaspi rotundifolium*), etwas aufdringlich. Purpurenzian (*Gentiana purpurea*), zarter Rosenduft, als einziger duftender Enzian. Echter Alpenklee (*Trifolium alpinum*), wohlriechendste aller Kleearten, von Gamsen und Murmeln gern gefressen. Mehlprimel (*Primula farinosa*), Blätter und Drüsenhaare balsamisch, Wurzeln haben ein feines Aroma. Bergwohlverleih (*Arnica montana*), würzig. Edelraute (*Artemisia laxa* u. a.), zerriebene Blättchen hocharomatisch.

Die kurze Aufzählung soll genügen, nur soll noch erwähnt werden, daß die Rostrote Alpenrose (*Rhododendron ferrugineum*) balsamischen Duft verströmt, allerdings sind daran weniger die Blüten als die Drüsenhäppchen unter den ledrigen Blättern beteiligt. Übrigens gehört auch frisches Bergheu oder in der Sonne glastendes Lärchen- und Zirbelholz zu den Wohlgerüchen der Bergwelt.

Wir haben gehört, daß die Blumen Nektar (Honig) oder Pollen (Blütenstaub) anbieten, damit die Befruchter für ihre kleine Mühe entschädigt werden, übrigens leben diese ja auch davon. Tropische Honigvögel und schwirrende Kolibris gibt es bei uns nicht, die Bestäubung obliegt fast völlig den Insekten. Hier zeichnen sich Schmetterlinge, Hummeln und Bienen aus, aber auch Fliegen und Mücken und Schwebefliegen (harmlose Zweiflügler) nehmen sich der guten Sache an. Die Wissenschaft spricht von der Anpassung der Blumen an bestimmte Insekten und umgekehrt; an diese heikle Sache will ich mich aber lieber nicht wagen.

Als das fleißigste Volk der Befruchter gelten die Schmetterlinge, wobei aber die prächtigen Falter ganz in der Minderzahl sind, während die Nachtschmetterlinge weit überwiegen, ihretwegen sollen viele Blumenarten erst in der Dämmerung beginnen, stärkeren Duft auszuströmen. Als König der Falter in den Alpen ist unbestritten der recht selten gewordene Apollo zu betrachten, der im Fränkischen Jura ausgerottet zu sein scheint; hoffentlich gibt es im Schwäbischen Jura noch ungestörte Lebensplätze für das prachtvolle Insekt. Allem was schön ist, wird schonungslos nachgestellt. Was hatte der Einsiedler auf dem Staffelberg von seinem Kasten genadelter Apollofalter? Im Gebirge treffen wir häufig den Alpenweißling, den Perlmutterfalter, das Widderchen, den Bläuling, der feuchte Stellen liebt (ist er so durstig?) und besonders oft den Alpenschwärzling, der gern auch Hautschweiß saugt. Diese Schmetterlinge bevorzugen die sogenannten Falterblumen mit langen Röhren, in deren Grund das süße Naß wartet, nur dem langen Saugrüssel des Falters zugänglich. Es scheint schon zu sein, daß die rote Farbe unseren Freunden zusagt. Alle Schmetterlinge sind kälteempfindlich und suchen bei Unbehagen sofort Schlupfwinkel auf.

Von den Fliegen besucht werden vorzugsweise die sogenannten Fliegenblumen, die weiß mit dunklen Tupfen oder schmutzig gefärbt sind und einen Fäulnisgeruch verströmen. Diese dem Menschen und dem Weidevieh lästigen Insekten scheinen nicht viel Nutzen zu bringen.

Ganz anders ist es mit den Hautflüglern, die vielfältigen Segen stiften und nicht als Störenfriede auftreten. Als Befruchter sind sie ebenso wichtig wie die Falter. Zwar treten Blatt- und Schlupfwespen z. B. weniger in Erscheinung und auch die Bienen finden über der Waldgrenze meist keine günstigen Lebensbedingungen mehr, aber dafür viele Hummelarten, von kleinen bis zu den dicken Brummern mit ihrem zottigen Peitzchen, das Ausstrahlungsschutz gewährt.

Stein- und Erdhummel sind bei 2700 Meter keine Seltenheit; sie bauen ihre Zellen bis 2300 Meter, und es ist erstaunlich, daß ein Volk 50 bis 100 Insassen haben kann. Besonders zahlreich soll die stattliche Echte Alpenhummel zu beobachten sein. Sie bevorzugt die großen gelben Blüten der Klebrigen Salbei. An diesem Lippenblütler haben wir als Buben auch schon genascht. Sonst sollen die großen Hummelarten u. a. Alpenrosen, Eisenhut, Fingerhut, Melisse und Enzian schätzen. Diese Blumen sind für den Besuch langrüsseliger Hummeln eingerichtet. Da sind nun die hungrigen Kurzüßler auf die Idee gekommen, die Blüten am Kelchgrund anzubeißen und den süßen Honig ohne Gegenleistung zu räubern. Auffällig ist die Tatsache, daß eine Blume mehrere Anbißstellen aufweisen kann, der Nachfolger sich also einen eigenen Zutritt zur Speisekammer geschaffen hat. Soll man diesen Hummelchen böse sein? Mitnichten!

Nun zum Schluß noch ein Wort zum Schutz unserer Alpenblumen: Die Bergfreunde in alpinen Vereinen und ihre Begleiter halten sich wohl stets an das freiwillige Pflückverbot; an diese einen Aufruf zu richten, ist nicht vonnöten. Es gilt jene zu erfassen und aufzuklären, die aus anderen Reihen kommen, sich nicht um die Naturschutztafeln kümmern, die überdies sehr unvollständig sind, so daß der Laie sagen mag, was er darauf nicht gesehen hat, dürfe er ohne Begrenzung erbeuten. Die Bergwacht, die sich redlich absorgt, etwas Ordnung zu halten, kann nicht überall sein.

Nun hat kürzlich Wolfgang Bechtle im Kosmos neue Vorschläge gemacht, die darauf hinzielen, durch Nahebringen an die Natur den noch nicht bewußten Wanderer zum echten Naturfreund zu gewinnen, der die Schönheiten achtet. Vor einiger Zeit habe ich angeregt, die Bergbahn- und Liftkassen sollten mit der Fahrkarte einen roten Handzettel aushändigen, in dem mit etwas Humor auf die Pflege von Blumen und Tier am Berg (und im Tal) hingewiesen wird. Vielleicht kann dann ein biederer Wochenendler abends zu Hause sagen: „Siescht, Alte, dösmal hascht koi welks Gras hoimbracht“. Und am Montag wird er seinen Stammtischfreunden die leichte Wanderung empfehlen mit dem Hinweis auf die schönen Blumen und der Mahnung, „daß ihr mir aber keine abbrocket“.



Schneerose. Aquarell von Mila Lippmann-Pawlowski. Aus dem Büchlein Alpenblumen vom Pinguin Verlag Innsbruck entnommen.

# Die Eroberung des Skagastölstind

HORST THER

Unsere Zweifel sind Verräter — lassen uns das Beste verlieren, sooft wir es auch zu erringen trachten, aus Furcht vor dem Versuch!

William Shakespeare

Im Norden Europas ragt eine düstere, von wilden Gletschern zerschrammte Bergwelt aus Gabbro und Gneis, schroff, zernagt, zerfressen vom Zahn geologischer Zeiten, wie Riffe im großen Wellenwurf riesiger Plateaugletscher und öder, weiter Hochflächen. Es ist eine Bergwelt, in der der Bergsteiger auch heute noch sich als Pionier dünkt, eine Bergwelt, die packend und zugleich rätselhaft ist in ihrer kaum übersehbaren Weite. Vom Fjord zum Fjell erstrecken sich die herrlichen Gipfel der Hurrungane. Hartnäckig, mit wenigen Unterbrechungen, branden daran die vom Nordatlantik heranstürmenden Wolken, fegen im Sturm Regen und Schnee darüber hinweg. Unendlich kostbar sind daher die kristallklaren Mittsommertage dort oben am 62. Breitengrad.

Vor fast 100 Jahren machte sich Cecil Slingsby, der legendäre britische Bergsteiger und Pionier des nordischen Alpinismus, auf, den Berg der Berge des Hurrungane, das am höchsten herausragende Felsriff aus uraltem Gabbro, den Skagastölstind, 2404 Meter über dem Geäst des wilden Sognefjordes, zu erstürmen.

21. Juli 1876. Dämmer lag über der Utlaslucht. Graues, zerfetztes Gewölk peitschte den Himmel. Eisiger Wind fauchte vom Fjord, verbiß sich im Blätterwerk der Birken, raste johlend übers Moor. Cecil Slingsby rieb sich die Augen. In dieser Nacht hatte er schlecht geschlafen. Nein, es war nicht etwa das harte und kalte Lager in der armseligen Hütte Vormelid. Trübe Gedanken, marternde Ungewißheit hatten sein Gehirn durchkreuzt, ihn seines sonst tiefen Schlafes beraubt. Was würde der aufziehende Tag bringen? Schmäbliche Niederlage? Herrliche Eroberung? Spaltensturz? Ruhmreiche Rückkehr?

Ein Hasardspiel lag vor ihnen in der unerforschten Wildnis Westnorwegens.

Aber Slingsby war von wildem Enthusiasmus besessen, von einem Enthusiasmus, wie ihn zu jenen Zeiten wohl nur Briten besitzen konnten. Schlaflose Nacht? Nichts für Slingsby. Sein durchtrainierter Organismus hatte die verblüffende Fähigkeit, eine schlaflose Nacht nach harter Strapaze innerhalb kürzester Frist zu kompensieren und sich so frisch zu fühlen wie ein Lachs im Fjord. Cecil Slingsby bebte förmlich in fiebernder Erwartung des bevorstehenden Kampfes im Eis der Hurrungane. Vor seinem geistigen Auge stand die ragende Gestalt des Skagastölstind, das nordische Ziel seines Lebens.

Immer noch heulte der Sturm draußen, ritt seine wilden Attacken gegen die erbärmliche Hütte. Stöhnend seufzte er im Gebälk, rüttelte an der Türe.

Neben ihm atmeten seine Gefährten in langen Zügen, scheinbar noch den Schlaf des Ermüdeten schlummernd. Slingsby kroch unter seiner Schafsfelldecke hervor, rollte sich aus seinem schottischen Plaid. Er rüttelte an den unförmigen Knäueln, die wie zusammengerollte Igel in ihren Fellen vergraben schliefen:

„Aufwachen, Mohn! Aufwachen, Knut! Der Skagastölstind!“ Gewiß — Knut und Mohn lebten hier in diesem Land, dem seine verzehrende Sehnsucht galt. Für sie waren die Berge der Hurrungane nicht von primärer Bedeutung. Aber Cecil Slingsby, der Engländer aus Yorkshire, war er nicht hierhergekommen nur wegen des Skagastölstinds? Das war sein Berg. Und er hatte sich vorgenommen, seinen Fuß auf die noch unbetretene Krone dieses herrlichen Gipfels zu setzen. Nein, niemand verstand ihn. Nicht einmal



seine beiden Gefährten begriffen, daß er, der Sohn des angesehenen William Slingsby, es wagen konnte, alljährlich die Sicherheit seines hochherrschaftlichen Hauses zu verlassen, um hier durch diese menschenleere Wildnis zu streifen. Lebte er nicht wesentlich angenehmer im milden Klima der Britischen Inseln?

Nein, Slingsby war viel zu anspruchsvoll, um seine Freizeit mit geistloser Passivität in einer nichtssagenden Sommerfrische zu vergeuden. Er suchte Entbehrung und Gefahr — Faktoren, die wahrhaftig anspruchsvoll klingen.

Man behauptete von ihm, in seinen Augen glimme die Glut des Fanatismus, seine Adern durchpulte das unruhige Blut Olaf Tryggvassons.

Auch heute loderte es in ihm, ein brennendes Verlangen zehrte in seinem Innern. Er sehnte sich nach dem Unbekannten, nach knirschendem Eis, der kristallischen Sicht in skandinavische Fernen. Vor Cecils Augen stand das Bild des stolzen Skagastölstind, das ragende Ziel seines Bergsteigerlebens.

Immer noch wimmerte der Sturm draußen, und Cecil war davon überzeugt, daß heute ein strahlender Nordlandtag heraufziehen würde, so wie es in dieser wilden Region stets zu sein pflegte nach stürmischen, bewölkten Tagen. Aber noch hingen zähe Nebelschwaden an den schwarzen Felsen der Hurrungane, und schmutzige Firnsetzen grinsten hämisch aus den Karen.

Im Kamin krachten die Birkenscheite, die Mohn inzwischen aufgelegt hatte. Unruhig geisterte ihr flackernder Widerschein am Boden. Gemächlich schlürften die Gefährten ihren Kaffee am rohbehauenen Tisch. Es war bereits sieben Uhr, eigentlich zwei Stunden später als sie aufzubrechen beabsichtigt hatten. Aber hier in Norwegen ist früher Aufbruch nur von untergeordneter Bedeutung während der Mittsommerzeit.

Einen beachtlichen Höhenunterschied galt es zu überwinden in dieser entlegenen Gegend, die kein Mensch jemals betreten hatte, wohin sich bestenfalls die Bären verirren. Vormelid liegt 600 Meter über dem Ardalsfjord (Seitenarm des Sognefjords), während der Skagastölstind 2405 Meter Höhe erreicht.

Slingsby schwang den Rucksack über seine breiten Schultern, umklammerte den Schaft seines Pickels, trat mit dem Fuß wuchtig gegen die Türe, daß sie krachend gegen die Außenwand schlug.

Wütend packte ihn der eisige Atem des nahen Nordatlantiks, zerzte in seinem struppigen Bart. Mit beiden Händen hielt Cecil den Schlapphut über seinen Kopf gepreßt.

Knut hatte die vorangegangenen Tage miserabel verbracht. Der Rentierjäger hatte einen Bock verfolgt und mußte ein paar Nächte im Freien lagern. Deshalb schleppte Cecil neben dem Großteil der Verpflegung auch noch Knuts Seil.

Knut Lykken, der nebenberuflich als Bergführer galt und Jotunheimen wie seine Westentasche kannte, schien von Slingsbys Absichten nicht gerade begeistert zu sein:

„Bei diesem Wetter kannst du nirgends klettern, Cecil!“

Was Slingsby zu der optimistischen Äußerung veranlaßte:

„Der Sturm wird den Nebel verjagen, und die höchsten Gipfel der Hurrungane werden aus den Wolken brechen. Freunde, wir gehen — jetzt oder nie!“

Mohn und Slingsby hatten häufig von dichtem Nebel verhüllte Täler durchstreift und dabei die Erfahrung gemacht, daß am späten Nachmittag oder Abend die Wolken urplötzlich verschwanden und die Gipfel der Hurrungane in einen kristallklaren Horizont ragten.

Ein steiler Serpentinpfad führte sie längsseits eines tobenden Katarakts, dem Maradalsfoß, und hinein ins Maradal, in ein romantisches Tal mit arktischer Vegetation, dessen Schluß vom Maradalsbreen gebildet wird, dem großartigsten Gletscher in der Hurrungane. Markante Gipfel entragen seinem kalten Eis. Einen von ihnen, den Gjertvasstind, hatten sie am vergangenen Tag erstmals erstiegen.

Dort, wo der Wasserfall 400 Meter in die Tiefe stürzt, unmittelbar über der Waldgrenze, wo die Zwergweide ihr kärgliches Dasein fristet, rasteten sie. Welch faszinieren-

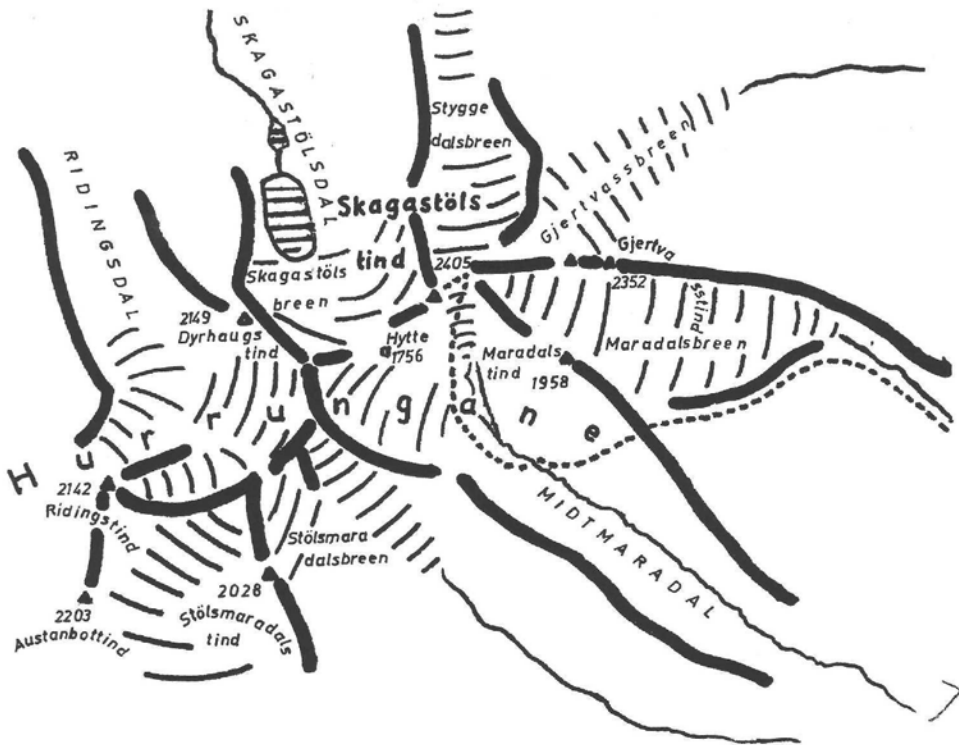
des Bild da unten. Die friedliche Alpe Vormelid mit weidendem Fleckvieh auf herrlichem Grünland. Der schäumende Utlea — hier ungestüm reißend, da ein stiller Gumpen. Jenseits des Flusses Felsen überladen mit Felsen, Terrassen über Terrassen. Dort fechten Kiefern und Birken ihren Kampf mit Wind und Wetter, verschmelzen in harmonischen Farben mit dem makellosen Smaragdgrün der Moore und dem Graublau der Felsen. Klippen, so schwarz wie die dunkelste Winternacht, schaffen einen harten Kontrast mit grellem Schnee, mit den gazeartigen Wasserschleiern milchiger Katarakte.

Irgendwo hatte der Wind ein Loch in die Wolken gerissen, durch das die Strahlen der Sonne fluteten und einen hellen Fleck ins Skoddedal warfen.

Kurz vor dem Gletscher wandten sie sich links, überschritten die Rippe des Rolandsnosi und stiegen dann etwa 100 Meter in das Tal hinab. Zwischen den Felsen fanden sie viele große Pflanzen der *Angelica Archangelica*, an deren Spitzen ein Bär sich unlängst gütlich getan hatte. Seine Fußabdrücke waren in dem weichen Boden deutlich zu erkennen.

Eine zähe Nebelsuppe hatte sich breitgemacht. Man konnte keine zehn Schritt weit blicken. Das war also das Skoddedal, völlig unübersichtlich und undefinierbar — das Wolkental, wie es Slingsby titulierte. Bis hierher war noch kein Mensch vorgestoßen, und die Karten waren unbrauchbar. Auf Sichtweite errichteten sie daher eine Anzahl Stein-dauben, um sich den Rückweg zu markieren. Aber plötzlich lichtete sich der Nebel, und Slingsby eilte voraus, das Terrain zu erkunden.

Vom höchsten Punkt eines Gratverlaufs hatte er eine prächtige Sicht. Über dem wolkenerfüllten Midtmaradal standen die zersägten Grate der Midtmaradals- und



Dyrhaugstinder, die eine gewaltige und nahezu senkrechte Wandflucht von fast 1000 Meter Höhe bilden. Was für ein Anblick! Slingsby stieß seine Begeisterung lauthals hervor. Der Wind peitschte durch das Tal, zerfetzte die Wolkenschwaden, trieb sie hinauf über den zerschründeten Midtmaradalsbreen. Kahl und öd — so lag der ausgehobelte Trog des Midtmaradals in der Tiefe. Slingsby zog sein Fernrohr auseinander, hielt es ans Auge und erkannte einen mächtigen Rentierbock, der in gewaltigen Sätzen über den Gletscher hetzte, die Paßhöhe erreichte und dahinter verschwand. Wolken eilten durch das Tal und versperrten die Sicht. Da . . . ein unnahbarer Gipfel schälte sich heraus. War das der Skagastölstind? Sie konnten nur die Spitze sehen, die gleichsam wie losgelöst über den Wolken schwebte. Sie verschwand aus ihrem Blickfeld, im Nebel ertrinkend, und alles war so trübe wie zuvor.

Da — plötzlich begann sich ein wahrhaft königlicher Zacken den Nebelfluten zu entwinden. Zweifel waren ausgeschlossen.

Das war er — der Skagastölstind, das nordische Ziel in Slingsbys Bergsteigerleben. Und der vorerwähnte Gipfel war, wie Mohn richtig bemerkt hatte, nur einer der Maradals-tinder.

Ohne ein Wort zu sagen, begannen sie um die Mittagszeit auf zackigem Felsen abwärts in Midtmaradal zu klettern. Über fürchterlichen Schutt erreichten sie um 13 Uhr die flache Schnauze des Midtmaradalsbreen, 1300 Meter unterhalb des Gipfels.

Die Gestalt des Skagastölstind ist von einmaliger faszinierender Wucht. Er entsteigt dem Talschluß des Midtmaradals in geradezu westalpiner Dimension und Pracht. Ein Berg also, der trotz seiner geringen absoluten Höhe mit hohen Schweizer Gipfeln wetteifert. Die Isolation des Skagastölstind verschärft die Schwierigkeit seiner Besteigung. Die einzige Verbindung mit anderen Gipfeln stellt nur die Ostseite des Massivs her, ein schmaler Felsgrat, 150 Meter unterhalb des Gipfels. Zwei mächtige Gletscher branden gegen seine Flanken. Der Midtmaradalsbreen und der Skagastölsbreen.

Von jenem schmalen Grat stürzt sich ein sehr steiler und wilder Gletscher wie ein erstarrter Katarakt herunter, der später nach Slingsby benannte Slingsbygletscher, über den die klassische Slingsbyroute führt.

Zu jener Zeit brach dieser Gletscher mit 20 Meter hohen Eiswänden über senkrechten Felsen ab. Von Zeit zu Zeit brachen mächtige Séracs ab, stürzten in die Tiefe und bildeten den Kern eines Sekundärgletschers. Der Bach, der am Gletscher zehrte, stürmte in tobender Gischt hinab, formte einen Wasserfall im Schnee, verschärfte den Eindruck der wilden Szenerie. Es war jener zerrissene Gletscher, den Slingsby im vergangenen Jahr aus der Ferne gesichtet hatte, und schon damals hatte er ihn als den natürlichen Weg zum Gipfel betrachtet.

Dort, wo der Gletscher entspringt, sahen sie einen schmalen Streifen dunkler Felsen, von einem jähen Schneeang getrennt:

„Dort kommst du niemals durch, Cecil, der Schnee ist viel zu steil!“ sagte Knut, der Rentierjäger.

„Wir müssen den Versuch wagen, es bleibt uns keine andere Wahl, wenn sich dort auch nur die Spur einer Chance befindet!“ Das sagte Slingsby, der Bergsteiger.

Kein Durchkommen! Das sagte Knut, der sich Bergführer titulierte? Ein Bergsteiger findet stets einen Weg. Aber Knut war vor allem Rentierjäger und kannte nicht die bergsteigerische Besessenheit eines Cecil Slingsby.

Mohn unterstützte Slingsby loyal. Mit Mohn hatte er im vergangenen Winter eine umfangreiche Korrespondenz getätigt, um den sommerlichen Schlachtplan in der nordischen Wildnis zu entwerfen. Mohn war Schullehrer in Norwegen, und er liebte seine Heimat über alles.

Als sie vor zwei Tagen den Thorfinstind eroberten, lernte er seinen Freund erst richtig kennen. Niemals würde Cecil dessen grenzenlose Begeisterung vergessen. Niemals vorher noch nachher hatte er je einen Menschen so leidenschaftlich den elementaren

Schönheiten der Bergnatur gegenüber gesehen. Mohn, dieser treue Berggefährte, der sich in den Tälern reservierter als gewöhnlich gab. Beide hatten den Berg von Norden gesehen und von dort aus keine Möglichkeit des Erkletterns erkannt. Es gab für sie nur diesen einen Weg über den Gletscher zur Scharte. Die Südostwand schien ungangbar, dort konnte nichts getan werden.

Slingsby schlug vor, den Arm des Sekundärgletschers zu traversieren, durch eine Felsrinne aufwärts zu klettern, um so das rechte Ufer ihres ersehnten eisigen Weges zu erreichen (heute führt die Normalroute vom Midtmaradals Skar, auch Bandet genannt, über die Südwestseite des Berges).

An einem Firnfeld blieben sie wie angewurzelt stehen. Frische Fußstapfen im Schnee?

Unfaßbar! Robinsons Überraschung, im Sand Fußabdrücke zu entdecken, konnte nicht größer gewesen sein. Abscheuliche Gedanken! War ihnen jemand zugekommen? Sind unbekannte Bergsteiger auf dem Gipfel? Unerträglich! Aber Slingsby hätte es doch sicher erfahren, wenn sich andere Kletterer in diese wilde Region aufgemacht hätten?

Mit Erleichterung stellte er fest, daß es die tapsigen Spuren eines Bären waren. Was er wohl hier zu suchen hatte, weit außerhalb jeglicher Vegetation? Durchwogte ihn etwa auch der unbändige Drang nach dem verwegenen Abenteuer, oder hatte ihn Slingsby am vergangenen Tage erschreckt, als er Steinbrocken über den jähen Absturz des Gjertvasstind hinunterwarf? Meister Petz schien sich hierhergeflüchtet zu haben, wo er sich ungestört wähnte vor menschlichen Attacken. Er war weitergetrottet in jene Richtung, die sie einzuschlagen beabsichtigt hatten, und als sie wenig später den Gletscher erreichten, trafen sie erneut auf seine Abdrücke im Schnee, konnten sie bequem verfolgen, obgleich sie sich durch ein verworrenes System von Gletscherspalten bewegten.

Slingsby hatte schon mehrfach Bärenspuren auf norwegischen Gletschern gesichtet und den Eindruck gewonnen, daß Meister Petz es verstand, den verborgenen Gefahren der Eisfelder so gut auszuweichen wie er selbst. Noch niemals war Slingsby von Bärenspuren irreführt worden, während er einmal in große Schwierigkeiten geriet, als er beim Abstieg von der Aiguille du Plan einer Gemse folgte.

Der Gletscher war völlig makellos. Kein Schutt, kein Stein bedeckte ihn.

Jäh entspringt der stolze Berg dem kalten Eis des Slingsbybreen. Der Fels schien unheimlich fest. Uralter gewachsener Gabbrofels, mystisch umweht von Eisriesengeschlechtern, geformt und entstanden in grauen geologischen Epochen.

Irgendwo hörten sie das ferne Grollen einer stürzenden Eislawine, deren Echo sich in den Felswänden hundertfach brach. Eine gewaltige Spalte durchfurchte den Gletscher. Als sie keinen natürlichen Übergang fanden, kletterte Slingsby, von seinen Gefährten am Seil gesichert, an geeigneter Stelle in den geöffneten Rachen hinab, sondierte vorsichtig über eine zerbrechliche Schneebrücke und hieb seinen Pickel in die gegenüberliegende Spaltenwand. Nun galt es Stufen zu schlagen, um den jenseitigen Spaltenrand zu erreichen. In raffinierter Eistechnik erkämpfte sich Slingsby den Rand, steigeisenlos versuchte er sein rechtes Bein hinaufzuschwingen, schwang seinen Pickel, versuchte ihn mit der Haue wuchtig in den steilen Gletscherhang zu rammen.

Fruchtlos! Der Firn war hier in der Südseite von breiiger Beschaffenheit. Die Kraft erlahmte, und Slingsby plumpste mit einem satten Geräusch in die Spalte zurück.

Was tun? Auf einmal hörte er die hohle Stimme des Rentierjägers, der sich über den Spaltenrand beugte:

„Rechts, Cecil, rechts!“

„Well, gehen wir rechts!“

Und Slingsby kletterte zurück, fand tatsächlich nur wenige Schritte östlich an verborgener Stelle eine kräftige Schneebrücke, die das Gletschermaul überspannte.

Der Gletscher nahm an Steilheit zu und die Spurarbeit begann kraftraubend zu werden. Mohn und Knut jammerten. Da sie keine Genagelten trugen, liefen sie hier wie auf Eiern. Man muß sich vorstellen: Ein wildzerrissener Hängegletscher, mit labil ge-

schichtetem Firn bedeckt. Für unsere Begriffe geradezu strafbar ausgerüstet waren die Pioniere des Alpinismus, die ihre Erfolge nur ihrer Verwegenheit zu verdanken hatten. Hechelnd erreichten Mohn und Knut die Felsen am Ursprung des Gletschers.

Slingsby wußte, daß es jetzt erst richtig losgehen würde. Er verzichtete deshalb auf jedwede Verschnaufpause, band sich los von seinen Gefährten und stieg gleich weiter. Glücklicherweise war die Randkluft von einer Lawine verstopft. Slingsby überkletterte die Felsen und schlug seinen einsamen Weg in das steile Schneefeld, das vom Scheitel der Scharte herunterschloß, und das noch keines Menschen Fuß jemals berührt hatte. Cecil Slingsby zeichnete seine einsame Spur durch den Steilschnee emport zur Scharte, von der er nicht wußte, wie sie aussah, daß sie viel später den Namen seines Gefährten Mohn tragen wird. Mohnsskar.

Andächtig, gleichmäßig atmend, stapfte Slingsby voraus. 200 Höhenmeter. Weiter oben wurde die Schneeoberfläche grobkörnig und hart. Aber sie trug noch nicht. Knirschend brachen bei jedem Schritt die Harschschollen, rasselten in die Tiefe. Der Wind schleuderte sie wirbelnd wie Sägespäne ins Leere, sie schossen hinab, um tief unten am Gletscher als Pulver zu zerstäuben.

Das Schneefeld war steil — gefährlich steil. Slingsby graute es vor dem Abstieg, wenn die Kälte herabkroch und der Firn zu einer kompakten Masse fror. Cecil rammte den Schaft seines Pickels in den Schnee, erreichte schließlich die Scharte, jenen schmalen Grat 150 Meter unterhalb des Gipfels.

Mit Vehemenz peitschte der böige West über die einsame Scharte hinweg — ein letzter verzweifelter Versuch, den hartnäckigen Eroberergeist des Menschen zu stoppen.

Vor ihm ragte der Berg, ein gewaltiger länglicher Turm aus finsternem Gabbro. Hatte er jemals eine derartig abweisende Gestalt gesehen?

Cecil fühlte sich wie ein geprügelter Hund, und sein Traum schien hier ein abruptes Ende gefunden zu haben. Ein abruptes Ende? Nein, Slingsby war Bergsteiger, der mit der Zähigkeit des Angelsachsen sein Ziel verfolgte. Für ihn gab es kein Zurück.

Slingsby blickte hinab in einen grimmigen Abgrund, an dessen Basis sich der Skagastölsbreen befand, jener gewaltige Gletscher, dessen Zunge in einen herrlichen Bergsee tauchte, auf dessen bleigrauer Wasserfläche viele kleine Eisberge schwammen. Darüber erhoben sich die schwarzen Abstürze der nördlichen Dyrhaugstinder, von düsteren Wolkenbänken belagert. Und im Südosten wucherten die schauerlichen Wandfluchten des Skagastölstind, jenes ragenden Felszacken, der in einem einzigen wilden Satz dem Gletscher entspringt. Was für eine faszinierende Szenerie!

Da ... Strahlenbündel jagten über hellerleuchtete Nebelränder, fluteten empor, überschütteten alles mit gleißendem Licht. Ein riesiges Loch entstand im Wolkenfeld — tiefblauer, kristallischer Himmel. Wie von Furien gehetzt stoben die Wolken von dannen und im Nordwesten, über den Fjordbergen, stand die lodernde Kugel der nordischen Sonne.

Slingsby war plötzlich wieder Feuer und Flamme. Er jubelte, als er sah, daß er mit seiner Vermutung recht gehabt hatte.

Das Skar ist vielleicht hundert Meter lang und grenzt abrupt gegen den Store Skagastölstind. Felsplatten, glatt poliert und fast senkrecht, ragen zum höchsten Punkt. Die ersten fünfzig Meter schienen am schlimmsten. Wenn man diese überwinden könnte, müßte der Gipfel gewonnen sein. Nirgends war dort eine Rinne zu entdecken, nirgends eine sympathische Schneeanammlung. Alles war steil und unnahbar.

Vom anderen Ende der Scharte erhob sich in vergleichsweise sanftem Winkel der Vesle Skagastölstind. Jener schien relativ leicht erstieglich. Besser als nichts, dachte Slingsby, schickte sich an, auf diesen hinaufzuklettern. Da sah er seine Gefährten, wie sie gerade die Scharte erreichten. Also hetzte er hinunter, um sich mit ihnen wieder zu vereinen:

„Was meinst du, Mohn!“

„Well, Cecil, ich glaube, wir sind am Ende, es gibt keine Möglichkeit, da hinaufzukommen!“



Store Skagastölstind (2405 m), Hurrungane

Aufn.: H. Ther, Ulm

„Mohn, da bin ich anderer Ansicht, wir dürfen nicht aufgeben! Kommst du mit?“

„Nein!“

„Knut, du?“

„Niemals, Cecil, ich habe nicht die Absicht, mein Leben dort aufs Spiel zu setzen!“

„Also Freunde, dann werde ich den Versuch alleine wagen!“

Er empfahl den anderen den Vesle Skagastölstind. Aber Mohn äußerte sich philosophisch:

„Aut Cäsar, aut nihil!“

Und Slingsby verließ seine Gefährten in der Scharte, querte unterhalb einer weitausladenden Wächte, bis er die Felsen des Gipfelblockes erreicht hatte. Jetzt, lebewohl Schnee, du große Hilfe aller Anstiege! Und . . . 150 Höhenmeter kalter, jäh aufstrebender Fels. Slingsby fand eine winzige Rippe, die aus der Wand vorsprang. Die einzige Möglichkeit des Durchkommens. Es gab keine andere Wahl! Doch der Fels war hervorragend. Cecil's Befürchtung hatte sich nicht bestätigt, hier als Alleingänger mit Untergriffen fertig werden zu müssen. Die Struktur der Felsen hatte die für den Kletterer günstigste Beschaffenheit. Wie immer in entscheidenden Augenblicken ergriff Slingsby Gelassenheit. Er gewann wie so oft im Leben Abstand von den Dingen, er sah nicht mehr die Problematik, die Schwierigkeit seiner Besteigung, er sah nur mehr das Ziel, sein Ziel. Aber war es vielleicht nur die Ruhe vor dem Sturm? Würde ihn nicht mitten in der Wand das kalte Grausen packen, der fürchterliche Abgrund ihn unwiderstehlich in die Tiefe zerren?

Nachdem er durch die Wächte außer Sichtweite seiner Freunde geraten war, geriet Slingsby erneut in ihr Blickfeld, und jede seiner Bewegungen wurde aufmerksam verfolgt. Sprödes Wassereis schimmerte auf handbreitem Sims. Das war die Schlüsselstelle. Nur diese schmale exponierte Leiste galt es zu überwinden, glaubte Slingsby, dann stände der Weiterweg offen und frei. Aber hier hätte er eigentlich die Waffen strecken sollen ohne Gefährten, der ihn wenigstens durch seine Anwesenheit moralisch gesichert hätte. Seine Kameraden sahen ihn sich an dieser Stelle abmühen und versuchten verzweifelt, ihn zurückzurufen. Slingsby dachte nicht daran umzukehren. Nein, möge man ihn der verantwortungslosen Tollkühnheit brandmarken — dort oben ragte sein lang und heiß ersehnter Gipfel, das war seine „glorious solitary climb“. Und Slingsby hackte das Eis weg, tastete nach Griffen, gewann die Höhe des Gipfelgrates seines unvergleichlichen Skagastölstind.

Im Blickfeld seiner Gefährten gewann Slingsby jenen Punkt, den sie vom Skar aus als den Gipfel betrachtet hatten. Er jubelte ein Hurra, das ein enthusiastisches Echo fand unten in der Scharte, wo seine Freunde wie auf Kohlen hockten. Der Gipfelgrat war schmal und messerscharf — vielleicht fünfzig Meter lang, und der höchste Punkt befand sich offenbar am hintersten Ende. Slingsby hatte sich einem Überhang anvertraut, mußte wieder zurück, umging ihn, überschritt ein paar Zacken, spreizte über einen Spalt, gewann die unbefleckte Krone seines unvergleichlichen Skagastölstind eine halbe Stunde später, nachdem er seine Gefährten verlassen hatte. Ein Felstisch, einen Quadratmeter groß und zwei Meter erhaben über dem südlichen Ende des Grates. „Cecil Slingsbys glorious solitary top“. Slingsbys Fortopp am Store Skagastölstind (2405 Meter).

Slingsby stand auf dem Gipfel des Skagastölstind, auf seinem Berg, den vor ihm noch niemals ein Mensch betreten hatte. Sein Traum war in Erfüllung gegangen. Fassungslos stand er da oben und blickte hinab in die grauenerregende Tiefe der Hurrungane, jener kantigen Bergwelt, die sich von dieser einsamen Warte aus in ihrer abenteuerlichsten Wildheit präsentierte. Schwarze Felszacken und Wandfluchten, flechtenbedeckter Gabbro und Gneis, funkelnde Gletscher, klaffende Spalten.

1300 Meter tiefer erblickte Slingsby den Rastplatz am Beginn des Midtmaradalsbreen, scheinbar nur einen Steinwurf entfernt. Unter den wilden Südostabstürzen des Skagastölstind sah er einen Teil seines Gletschers und etwa 1200 Meter tiefer den eisblauen

Bergsee mit seinen Eisbrocken. Tiefer unten milderten Wälder und grünes Weideland die gewaltige Szenerie. Das Auge blieb haften an den Gletscherkuppeln und zarten Krümmungen des gewaltigen Jostedalsbreen, der sich am westlichen Horizont weitete auf einer Distanz von 80 Kilometern vom Kamphammerpaß bis zu den schneeblinkenden Höhen von Fjerland. Ungehemmt schweifte der Blick in endlose skandinavische Fernen, hinweg über vom Eise abgehobelte firnbedeckte Hochflächen, die sich in sanfter Dünung verlieren, hinaus in das kristallische Blau des Himmels, der irgendwo weit draußen im Ozean verschwimmt.

Slingsby wußte, daß eine tiefempfundene und stumme Verehrung hier passender war als die Aufzeichnung von Eindrücken in sein Tagebuch. Er sehnte sich danach, seinen treuen Freund Mohn neben sich zu wissen, und seine Abwesenheit war eine bittere Enttäuschung für ihn. Wäre er im harten Gipfelgabbro an seiner Seite gesessen, seines Gefährten Begeisterung würde grenzenlos gewesen sein.

Ein Schluck kalter Tee, ein Biß Ziegenmilchkäse, eine Kruste Roggenbrot, ein paar Dörripflaumen! Das war alles, was Slingsby zu sich nahm. Denn die undankbare Aufgabe des Erstersteigers harnte seiner — die Errichtung des Gipfelmerkmals. Es war ein schwieriges Unterfangen, genügend Steine zu finden auf diesem überaus festen Felsen. Den ganzen Gipfelgrat mußte er absuchen, um ausreichend Material aufzulesen für einen kaum drei Fuß hohen Steinmann. Er klemmte ein weißes Taschentuch unter einen der Steine. Vielleicht würde man es später aus der Ferne durch ein Fernrohr im Gipfelwind flattern sehen? Sein Aneroid zeigte die Höhe von 1900 Metern über Vormelid.

Nachdem Slingsby ein paar kleine Steine und etwas Rentiermoss eingesteckt hatte, verließ er kurz vor 19 Uhr den Gipfel in goldenem Sonnenschein. Der Wind hatte sich völlig gelegt und hohes Schweigen herrschte über der Hurrungane. Die wilden Kräfte der Natur hatten sich beruhigt. Nordischer Friede klang wie eine gewaltige Glocke durch die unendlichen Weiten. Nur schwer konnte sich Slingsby trennen, aber als er sah, daß seine Gefährten die Scharte bereits verlassen hatten, offensichtlich, um dem drohenden Frost zu entfliehen, da machte er sich auf, überschritt den Gipfelgrat und tauchte hinein in den kalten Schatten der eisglatten Nordostwand. Für Slingsby war der Fels ein guter Freund, den er liebevoll behandelte, der ihn zuverlässiger dünkte, als so manche Freundschaft in den Tälern. Aber diesmal hatte sich dieser gute Freund verwandelt, er hatte sich einen Eismantel übergestreift, er war ihm zum verhaßten Feind geworden. Niemand hätte ihm hier helfen können. Pioniere mußten Nerven besitzen, Nerven wie Drahtseile, und Slingsby hatte sie. Sein Selbstvertrauen war unerschütterlich. Und Slingsby kletterte präzise, jeden Tritt und Griff auf seine Beschaffenheit prüfend und notfalls mit dem Pickel säubernd, hinab in das Skar.

Das steile Schneefeld unterhalb der Scharte war jetzt beinhart gefroren, und größte Vorsicht war vonnöten. Aber Slingsby passierte es mit schlafwandlerischer Sicherheit, befand sich bald über dem Felsgürtel und auf dem Gletscher. Er war sehr froh, mit seinen Freunden in der Nähe des Gletscherursprungs zusammenzutreffen, wo sie ihm herzlichst gratulierten. Es war grimmig kalt geworden.

Um 21 Uhr gelangten sie zu ihrem morgendlichen Rastplatz. Niemals würde Slingsby Mohns Kameradschaftlichkeit vergessen, mit ihm seinen letzten Bissen Brot und Käse zu teilen, ein simples Geschenk, schätzbar nur durch jene, die um den echten Wert einer kargen Brotrinde wissen.

Danach fühlte sich Slingsby wieder frisch wie ein Lachs im Fjord.

Vom höchsten Punkt des Gratverlaufs, hoch über dem Midtmaradal, den sie um 23 Uhr im Zwilicht erreichten, überraschte sie ein letzter prächtiger Blick auf die schneidigen Gipfel, die im schwindenden Licht der versinkenden Sonne erglühnten, während der Planet Jupiter wie ein helles Fanal über dem Firnhelm des Stölsnotind funkelte. Der Schnee war knusprig und hart, sprühte wie Diamanten.

Im Maradal wurde es wesentlich dunkler. Mohn, Knut und Slingsby stolperten durch



das Wacholder- und Zwergbirkengestrüpp, erreichten die Hütte sicher gegen 1 Uhr morgens. Sie schliefen den abgrundtiefen Schlaf der Erschöpften, bis die Sonne hoch am Himmel stand.

Cecil Slingsby, der Vater des „Norwegian Mountaineering“, war neben Whymper und Mummery der bedeutendste britische Vertreter des klassischen Alpinismus.

Insgesamt gelangen ihm über 100 Erstbesteigungen und Erstbegehungen — eine selbst in der Geschichte des klassischen Alpinismus bemerkenswerte und einmalige Leistung, darunter sind Fahrten, die bis heute nicht wiederholt wurden. Als Bergsteiger und Forscher besaß er das ideale Rüstzeug, eine hervorragende Kondition, außergewöhnliche Kühnheit und Gewandtheit, eine unfehlbare Urteilskraft, Mut und Kaltschnäuzigkeit in jeder Situation. Er hatte die Eigenschaft, sein eigenes, unerschütterliches Selbstvertrauen auf andere zu übertragen. Wie gefährlich seine vielen großartigen Fahrten auch gewesen sein mochten, sie versprachen stets einen erfolgreichen und sicheren Ausgang. Beginnend als kleiner Bub mit Klettereien an den heimatlichen Felsen, beherrschte er bald souverän jeden Bereich des Alpinismus „by fair means“. Es gab unter den Bergsteigern der damaligen Zeit kaum jemanden, der ihn jemals übertroffen hätte. Er war ein Mann mit feinen Charakterzügen und von zäher Zielstrebigkeit, athletisch gebaut. Sein Wesen war stets unauffällig, ausgeglichen und bescheiden, aber von einer ansteckenden Fröhlichkeit, die auf jedermann sofort sympathisch wirkte. Slingsby war Fabrikant, aber gleichzeitig einer der tolerantesten Männer im Umgang mit seinen Untergebenen, erfüllt von einer verständigen Sympathie für Menschen jeder Strömung. Er selbst zeigte das bemerkenswerte Urbild eines Briten, von dem man vielleicht das charakteristische Portrait im Tagebuch seines Vorfahren Sir Henry Slingsby findet, der für seine Loyalität der Person Charles I. gegenüber enthauptet wurde. Wie sein Prototyp hatte sich Slingsby stets leidenschaftlich den lebendigen Schönheiten der freien Natur gewidmet. Ein heißer Liebhaber seines eigenen Heimatlandes, deren Täler und Felsen, seiner Geschichte und Tradition.

Bis ins hohe Alter bewahrte er seine jugenhafte Freude an allem was er sah, las oder hörte, an Schönheit und Freisinn in Natur, Kunst und in menschlichen Aktionen und zudem die Fähigkeit, seine Begeisterung in ungestümen Gebärden oder Worten auszudrücken. Als er schon über 70 war, beobachtete ihn der berühmte britische Bergsteiger Winthrop Young einmal in der Nordwand des Pillar Rock und in einer schwierigen Route am Gimmer Crag in Langdale, fasziniert, mit welcher Präzision und Gewandtheit er noch jedes klettertechnische Problem meisterte.

Natürlich wechselte er seine extremen Fahrten mit zahmeren Gletscher- und Talwanderungen, verweilte unter Jägern und Farmern.

Für Norwegen besonders empfand er eine erbliche Verschwägerung, was nicht von ungefähr kam, da sein Name ohnehin skandinavischer Herkunft ist. Und er erwarb eine beinahe einmalige Kenntnis des norwegischen Volkes. Dafür feierte Norwegen seinen Namen und seine Taten gerade zu seinen Lebzeiten fast wie jene der Sagen und Mythen. Und als er das letzte Mal wiederkehrte, um der 4000 im Krieg gefallenen norwegischen Fischer zu gedenken, besaß sein Willkommen die Würde eines königlichen Staatsempfanges.

Slingsby gehörte zu den wenigen Ausnahmeerscheinungen, die ihre persönliche Freiheit fast bis zur Vollkommenheit entwickelten. Er besaß niemals Vorgesetzte, weder im Alltag noch in seiner Freizeit. Zwar behauptete er von sich selbst, daß er sich gern in die Obhut eines Führers begeben hätte, aber leider fand sich in Norwegen niemand, der ihm an Wagemut, Ausdauer und Gewandtheit auch nur annähernd gleichgekommen wäre. Er war einer von denen, die mit einer neuen Ära führerlosen Kletterns kreierte. Die Alpen schienen ihm jedoch nicht so stark ans Herz gewachsen, obwohl er auch dort einige bemerkenswerte Erstbesteigungen machte. Denn Norwegen war das Land, dessen Berge ihn am meisten reizten, und wo er wirklich zu Hause war, wie zwischen den

heimatlichen Bergen von Yorkshire oder Westmoreland. Nichtsdestoweniger bestieg er fast alle bedeutenden Viertausender zwischen Gran Paradiso und Dufourspitze, zum Teil auf bis dahin unbegangenen Routen.

Sein unersättlicher Forscherdrang, immer wieder Neues zu erleben und zu entdecken, führte ihn bis zu den Apenninen.

Mit seinen Vettern, den Hopkinson Brothers, einem Team ebenso brillant als Bergsteiger wie in anderen Bereichen des Lebens, unternahm er 1895 eine bemerkenswerte Traverse am Nesthorn mit Abstieg über den abschreckenden Südostgrat. Zwischen einer Anzahl Insekklettereien bestieg er die Dent Blanche, wo er und seine Freunde vom Blitz gestreift wurden.

Mit Mummery, Collie und Hastings bildete Slingsby eine der heute berühmt-historisch gewordenen führerlosen Seilschaften an den Aiguilles von Chamonix (Charmoz, Requin, Plan), deren wilde Taten in Mummerys „My Climbs in the Alps and Caucasus“ verewigt sind.

Ich möchte nicht versäumen, die Erstbesteigung des Dent du Requin im Jahre 1893 zu erwähnen und zugleich Mummery zu zitieren: „... Die Nacht brach rasch herein. Slingsby jedoch entzauberte einen verworrenen Komplex von Hindernissen so souverän, wie dies ein Normalverbraucher bei hellem Tageslicht auf ebenem Boden getan hätte.“

Auf den großen norwegischen Eisfeldern vervollkommnete Slingsby seine Eistechnik in einer Weise, der damals, abgesehen vielleicht von Mummery, kaum jemand Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte. Legendar ist heute die kühne Eiskletterei an der Aiguille du Plan der Seilschaft Mummery, Carr und Slingsby im Jahre 1892, die Ellis Carr in seinem unvergessenen Epos „Two Days on an Ice-slope“ beschrieb. 55 Stunden verbrachte das Trio in der grimmigen Nordflucht der Aiguille du Plan, biwakierte, jämmerlich frierend, auf einem frostigen Wandbrett, um am folgenden Tag über die fürchterliche Eiswand abzuklettern. Ja, sie ist zur Legende geworden diese Kletterei, da sie niemals mehr wiederholt werden kann, denn die Eiswand, auf der die erstaunliche Leistung vollbracht wurde, ist während der letzten 70 Jahre mit dem Schrumpfen der Gletscher fast völlig verschwunden. Slingsby, mit seinem unerschütterlichen Selbstvertrauen, Galgenhumor und seiner Zuversicht, war es, der die Seilschaft dort vor einer Katastrophe bewahrte.

Ich zitiere erneut ein paar Zeilen von Mummery, die ich nicht nur als die charakteristischste Anekdote betrachte, die je über Slingsby erzählt worden ist, sondern als eine der bewundernswertesten aller Stories der bergsteigerischen Erschließung:

„Im flackernden Schein des Winterfeuers kann ich noch Slingsby den Pickel schwingen sehen, der sich tags darauf unseren Weg freihackte, immer tiefer abwärts gegen sonnenüberflutetes Weideland. Ich kann noch seine Stimme hören, als wir über die heikle Stelle kletterten, am Beginn des großen Couloirs, eine mehr als senkrechte Wand aus Eis:

Gewiß — dies ist eine herrliche Kletterei!“

Interessant zu bemerken, daß Slingsby wahrscheinlich der erste Brite war, der Schier benützte.

Seit er jedoch zum ersten Mal das Wunder des Skagastölstind erblickte, hatte Slingsby stets ein offenes Auge für die unerschöpflichen Möglichkeiten der norwegischen Bergwelt. Er besaß einen Instinkt dafür, wo und wie die wichtigsten und erregendsten alpinen Probleme zu finden waren.

Auf den stolzen Gipfeln von Jotunheimen, Romsdal, Sunnmøre, Trollheimen, Lofoten, Lyngen, überall hat er seine Steinmänner als Merkmal unauslöschlich hinterlassen. Folgefonn, Smørstakken und andere Gletscher, genauso wie der 100 Kilometer lange Jostedalsbreen, waren ihm wohlvertraute Gebiete — schimmerndes Eis, immer wieder lockte es ihn, jener Bereich des Alpinismus, den er vielleicht als das Schönste betrachtete, was ihm die Berge zu bieten vermochten.

Seine Ergebnisse und bergsteigerischen Resultate in Norwegen veröffentlichte er, neben

einer Anzahl alpiner Aufsätze in britischen Bergsteigerzeitschriften, 1904 in einem Buch „Norway — The Northern Playground“.

Mag sein Name in unserer schnelllebigen Zeit vielleicht schon längst in Vergessenheit geraten sein — unvergessen wird bleiben seine einsame Eroberung des Store Skagastölstind in der Hurrungane, sein „glorious solitary climb“, nicht mehr auszulöschen der Slingsbybreen, das Slingsbyskar, der Slingsbytind.

Noch streicht ein schwacher Hauch jener längst vergangenen Pionierromantik über Berge und Gletscher. Noch ahnt man zwischen endlosen Hochflächen und unberührten Gipfeln einen Abglanz jener glorreichen Zeit, als der Alpinismus ein Vorstoß ins absolute Unbekannte war. Aber wie lange noch wird er währen, bis über der Bergwildnis Norwegens der Geist Cecil Slingsbys, des Vaters des nordischen Alpinismus, aufgehört hat zu existieren?

„... Geh in die Berge, die für dich die besten Worte finden. Lausche der Bergeinsamkeit, der Lektionen, die du lerntest auf deiner Mutter Knie, die du vielleicht vergessen hast im Getriebe dieser lärmenden Welt.

Du wirst Freundschaften schließen inmitten von Sturm und Sonnenschein, Hitze oder Kälte, hartem Kampf und wohlverdienter Entspannung, herrlichem Vergnügen, Gefahr oder Furcht — Freundschaften, die zuverlässiger sind als jene in der Stadt oder in den Niederungen.

Ja, geh und verehere diese gewaltigen Kathedralen der Erde, mit ihren Pforten aus Fels, Pflastern aus Wolken, Chören aus Bächen und Steinen, Altären aus Schnee, Gewölben aus Purpur, durchkreuzt von den ewigen Sternen...“

*Quellenverzeichnis:*

Norway — The Northern Playground von W. C. Slingsby  
The Alpine Club Journal  
The Alpine Club Register, 1877 bis 1890, von A. L. Mumm

# Die Besteigung des Bobotov Kuk

ROMAN MOSER

Im Sommer 1969 konnte mit freundlicher Unterstützung des Österreichischen Alpenvereins eine Kundfahrt in das Durmitorgebirge (Montenegro) durchgeführt werden. Die Gmundner Mannschaft, der Prof. Gerald Miekautsch, Johannes Blaschegg und der Verfasser angehörten, hatte sich vorgenommen, die Bergformen des zentralen Kargebirges genauer zu untersuchen, die Weidewirtschaft auf den Hochalmen näher kennenzulernen und darüber hinaus praktische Erfahrungen über die bergsteigerische Erschließung des Massivs zu sammeln. Am Beispiel der Besteigung des höchsten Gipfels, des Bobotov Kuk oder der Cirova Pečina (2522 m), wird es möglich sein, jene bemerkenswerten Beobachtungen aufzuzeigen, die den Durmitor besonders kennzeichnen.

An dieser Stelle sei dem Verwaltungsausschuß des Österreichischen Alpenvereins für die finanzielle Beihilfe, Herrn Univ.-Prof. Dr. H. Kinzl für Literaturhinweise, Frau Schneditz für Übersetzungsarbeiten und dem Attaché der jugoslawischen Botschaft in Österreich, Herrn Nikodin Grbić, für die Ausarbeitung eines Almfragebogens in serbokroatischer Sprache herzlich gedankt.

Ausgangspunkt für Bergfahrten im Durmitor ist *Žabljak*, das höchstgelegene Städtchen Montenegros (1465 m). Die Siedlung in Kreuzstraßenform beherbergt nicht nur 1000 Menschen, sondern ist heute Verwaltungszentrum eines umfassenden Gebietes und des 36.000 Hektar großen Nationalparks Durmitor, dessen Nadelwälder, Gletscherseen, saftige Weiden und steile Felsgipfel besondere Anziehungspunkte des Fremdenverkehrs darstellen.

Autobusverbindungen von Nikšić über Savnik (85 km), von Pljevlja (72 km) und von Titograd (140 km) über Durdevića Tara sowie einmal wöchentlich eine Flugverbindung von Belgrad, lassen dieses höchstgelegene Fremdenverkehrs- und Touristenzentrum des Balkans relativ leicht erreichen. Der Ort liegt auf einer sanftwelligen Hochfläche, aus Werfener Schiefer und Kalken bestehend, auf der feuchte und trockene Abschnitte wechseln. Dort, wo Moränen den Boden bedecken, befinden sich ausgedehnte Wiesen und Ackerfluren, dort jedoch, wo das Gletschereis den Boden vertieft, sind zahlreiche Seen und sumpfige, anmoorige Böden. Auf Grund der Höhenlage und des rauen Klimas ist die Landwirtschaft auf der *Jezerá* (Seenfläche) nicht sehr ertragreich. Die bäuerliche Jugend wandert in die Industriestädte ab. Nur wenige Menschen sind in den Versorgungs- und Fremdenverkehrsbetrieben von *Žabljak* tätig. Auf den Höfen arbeiten ohne Einsatz von Landmaschinen meist nur alte Leute. Die Berg- und Höhenflucht hat schon entlegene Gebiete der Dinarischen Gebirge erfaßt. *Žabljak* liegt ganz nahe am Fuße des Durmitor, dessen Gipfel sich gewaltig von der Jezeráfläche herausheben. Auf guter Fahrstraße erreicht man nach etwa drei Kilometern, vorbei am Hotel Durmitor und einer kleinen Siedlung des Klubs „Mediterranée“, den Zeltlagerplatz unweit des Schwarzensees (*Crno jezero*). Auch wir wählten diesen Standort, der für Bergfahrten günstig gelegen ist.

Am 18. Juli 1969 verließen wir um 6 Uhr den Zeltplatz. Nachts war die Temperatur stark gesunken und an den Gräsern hatte sich Reif abgesetzt. Nach kurzem Marsch standen wir am Ufer des *Crno jezero* (*Schwarzensee*), des größten der 18 Gletscherseen





gestell stehen an zwei Wänden neben- und übereinander an die dreißig flache, holzgeschlitzte Schüsseln voll Schafmilch (Mleko). Ein Hautsack mit Schafkäse (Sir) steht auf dem Boden. Die Schafe werden täglich gemolken. Man treibt sie jeden Abend in die Melkkoppel, in eine kleine Umzäunung aus Latschenästen. Sobald die Melkerin das Türl öffnet, das in eine größere Koppel führt, hebt unter den Tieren ein Drängen und Stoßen an, um sich aus dieser Einengung zu befreien. In der Türöffnung jedoch sitzt die Melkerin auf einem Schemel und kann so die nachdrängenden Milchschafe leicht in den Griff bekommen. Ein Schaf gibt täglich rund  $\frac{1}{2}$  Liter Milch. Aus zehn Litern gewinnt man  $1\frac{1}{2}$  Kilo Käse und als Nebenprodukt  $\frac{1}{2}$  Kilo Kajnak (einen der Joghurt ähnlichen Rückstand). Die fünf Jungrinder sind mehrere Tage auf der Weide und versaufen die meiste Milch. Das Schwein wird von den Abfällen der Käsebereitung gefüttert, und die zehn Hühner laufen gerade um ihr kleines Satteldachhaus (1 mal 1 mal 2 Meter). Man bleibt bis 20. September, also rund fünf Monate, auf der Alm. Dann zieht die kleine Schar der Halbnomaden zum Heimgut, das nahe Žabljak liegt. Weidezins muß an den Staat nicht entrichtet werden und auch die Alpungsprodukte sind abgabefrei. Der Bauer hat lediglich pro Hektar seines Bodens an die Gemeinde Žabljak eine Steuer in Höhe von umgerechnet 20 Schilling zu entrichten. Die Weideflächen im Gebirge gehören dem Staat. Es gibt keine Stelle, die eine Vergabe der Weideflächen vornimmt oder die Stückzahl des aufgetriebenen Viehs überwacht, so wie das bei uns in Servitutsgebieten durch den Staatsforst geschieht. Man kümmert sich nicht darum. Wer zuerst kommt, besetzt eben als erster die Hänge. Alle Flächen können von allen beansprucht werden. Es ist genug da. Für die 500 Schafe der acht Kolibe im Katun Lokvice ist den ganzen Sommer hindurch genug Futter vorhanden. Die Möglichkeit aufzutreiben und einen Standort für die Koliba zu wählen ist keine Rechts-, sondern lediglich eine Traditions- und Positionsfrage. Es ist ferner zu bedenken, daß auch hier im Durmitor schon ein „Almsterben“ einsetzt. Die vielen Almruinen in höheren Lagen zeugen von einer dichteren Bewirtschaftung der Flächen. Vorwiegend alte Frauen und Kinder sind zur Betreuung der Tiere eingesetzt. Die Männer sind in der Industrie tätig, und die Frauen mit den Kindern bewirtschaften das Heimgut. Mit zunehmender Industrialisierung auch der entlegeneren Gebiete Montenegros und bei noch stärkerem Ausbau des Fremdenverkehrs werden die Höhen verlassen. Dieser Vorgang wird beschleunigt, wenn alte Leute absterben oder Unglücksfälle auftreten. Am 6. Juli 1969 wurden durch Blitzschlag im Dobri Do 72 Schafe getötet und eine Koliba eingäschert. Die Almen auf der Nordostseite des zentralen Massivs (Lokvice, Ališnica und Skrka) werden seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts befahren. Von den zwölf Kolibe, die um die Jahrhundertwende und vor dem zweiten Weltkrieg intakt waren, wurden nur zwei im Skraka in der Nachkriegszeit aufgelassen. Im Dobri Do hingegen stehen heute 29 Kolibe entgegen neun vor dem zweiten Weltkrieg. Man hat von Žabljak aus eine Straße über Pašina voda (Weidewasser), Dobri Do, Todorov Do nach Pišće gebaut. Es können nicht nur die Alpungsprodukte zu den Heimgütern, sondern auch Material jeder Art leichter zu den Kolibe gebracht werden. Es ist daher nicht verwunderlich, daß hier die Schafkoppeln aus Holzlattenzaunelementen zusammengesetzt und die Dächer der Häuser mit Stroh gedeckt sind. Ja, manchmal sind Wirtschafts- und Wohngebäude getrennt. Neben der Koliba steht noch ein kleineres Schlafhaus, so daß mit dem Schweine- und Hühnerhaus maximal vier Gebäude zu einer Wirtschaftseinheit gehören. Die Straße ins Dobri Do wirkte somit nicht nur almerhaltend, sondern auch almgründend.

Nach vielen Almbesuchen bei der überaus gastfreundlichen Bergbevölkerung und herzhaftem Geplauder bei Milch und Schafkäse oder Schnaps und Kaffee ging es vorerst, vorbei an Almruinen und kleinen Dolinenseen im *Milošev Tok*, über Schrofen steil bergauf zu einem Hochkar. Anfangs querten wir eine Daungletscherschlifffläche und kamen in ein begrüntes Kar, in dem Schafe weideten. Dort trafen wir eine Frau, welche die Herde betreute und sich die Zeit damit vertrieb, um aus einem dichten Schafwollknäuel einen Faden zu spinnen. Überall waren hier blumenreiche Almmatten des



Tiefblick in die Skrka mit den beiden Karstseen, in das Tal der Sušica und zu den Gipfeln des Volujak.  
Aufn. Dr. R. Moser, Gmunden

Seslerietum tenuifoliae. Neben dem schmalblättrigen Elfengras, das der Gesellschaft den Namen gibt, sind die gelben Blüten des Alpensonnenröschens (*Helianthemum alpestre*), die roten Blütenpolster des Stengellosen Leimkrautes (*Silene acaulis*), die weißblühenden Spaliere der Europäischen Silberwurz (*Dryas octopetala*), die blauen Köpfe der Herzblättrigen Kugelblume (*Globularia cordifolia*) und durch alle Vegetationsstufen durchziehend die gelben Blüten des Bosnischen Enzians (*Gentiana Bosniaci*) zu sehen, der ganze Hänge gelb einzufärben vermag. Nach einem Überstieg, vorbei an ausgebleichten Baumleichen großer Legföhren, ging es sanft abwärts in das *Valoviti Do*, das Kar unterhalb des Bobotov Kuk. Die Tiefe des Kares (2120 m) trug eine geschlossene Schneedecke. Hier kann man den ganzen Sommer hindurch Ski laufen. Einer Insel gleich erhob sich aus der Mitte des Kares ein 30 bis 40 Meter hoher Kalknunatak mit







mend, half ebenfalls mit, eine mächtige Grundmoränendecke, eine Ufermoräne parallel zum Žabljakal und Endmorenenwälle nahe der Taraschlucht zu bilden.

Vorbei an den bergnahen Seen des Ališnicagletschers und dem versumpften kleinen Barno Jezero trafen wir um 20 Uhr im Lager ein.

Die Besteigung des Bobotov Kuk war ein großes Erlebnis. Der Aufstieg von Žabljak aus ist mit sechs Stunden angegeben. Ausdauer, Bergerfahrung und Schwindelfreiheit sind für diese Bergfahrt unbedingt erforderlich. Eine Wegversicherung fehlt, und auf eine Markierung des Bergpfades, der sich manchmal im Rasen oder in den Schrofen verliert, darf man sich nicht verlassen. Wenn auch ein stark verblaster roter Fleck auf hellem Kalkfels da und dort zeigt, daß einmal eine Markierung angelegt wurde, so ist es doch vorteilhaft, diese Bergfahrt mit einem einheimischen Führer zu machen, um sich dabei erstmals im zentralen Massiv zu orientieren. Hier entbehrt man eine gute, großmaßstäbige Karte, wie sie der Alpenverein in einmaliger Güte im Maßstab 1:25.000 auflegt. In Žabljak ist lediglich eine Schrift über den Durmitor erhältlich, der im Anhang eine „Touristička Karta“ ohne Maßstab und ohne Höhenschichtlinien beiliegt. Man wird daher gut tun, sich schon vorher eine alte Karte des k. u. k. Militärgeographischen Institutes Wien im Maßstab 1:100.000 zu besorgen, die den Abhandlungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, Band 2, Nummer 6, aus dem Jahre 1900 beigefügt ist.

Aussichtsmäßig ist es sehr empfehlenswert, den Aufstieg über die Lokvice und den Abstieg über die Ališnica durchzuführen. Die rund 30 Kilometer lange Wegstrecke kann man an einem einzigen Schönwettertag gut zurücklegen. Bei Schlechtwettereinbruch wird man eine Hirtenhütte aufsuchen müssen, da es im zentralen Massiv noch kein Schutzhaus gibt. Es ist daher vorteilhaft, Proviant für mindestens zwei Tage mitzunehmen, es sei denn, man würde sich mit Schafmilch und Schafkäse begnügen und in Kauf nehmen, daß man durch die außerordentlich gastfreundliche Haltung der Bergbevölkerung doch vielleicht wertvolle Gehzeit verliert. Und doch wird man es nicht unterlassen, wenigstens eine Koliba aufzusuchen, um über die Lebensgewohnheiten des Hirtenvolkes aus eigener Anschauung zu erfahren.

Aber auch für Kletterer bietet der Durmitor ein großes Betätigungsfeld. Neben den Nordwestabstürzen des Savin Kuk, Šljeme und Bobotov Kuk bieten die vom Eise zugeschliffenen, glatten, keulenförmigen Zupci (Zackenberge) alle Schwierigkeitsgrade extremster Felsklettern.

Wer im Zusammenhang mit einer Reise an die Mittelmeerküste auch das Bergland des Landesinneren kennenlernen will, dem sei der Durmitor empfohlen. Es ist äußerst reizvoll, vom schneebedeckten Hochgebirge mit seinen Gletscherseen, dichten Nadelwäldern, Weideflächen und blumenreichen Bergmatten nach kurzer Fahrt an das montenegrinische Litoral mit seinen Sandbuchten, Pinienwäldern und Olivenhainen zu gelangen.

#### Literatur

- Tietze, E.: Geologische Übersicht von Montenegro. — Jb. d. Geolog. Reichsanstalt, Bd. 34, Wien 1884, H. 1, S. 1—111, Beilage: Geolog. Übersichtskarte 1:450.000.
- Cvijić, J.: Morphologische und glaziale Studien aus Bosnien, der Herzegovina und Montenegro. — Abh. d. Geogr. Ges. Wien, 2. Bd., Nr. 6, Wien 1902, 123 S.
- Milojević, B. Z.: Durmitor, Regionalno geografska ispitivanja. — Acad. Serbe des Sc., Recueil des Travaux., liv. IX., Inst. de Geogr., liv. II, Beograd 1951, 74 p.
- Kovačević, J.: Reljef, Stjenovitost staništa Travnjaka Durmitorsko-Sinjajevinske i Centralne oblasti Crne Gore. — Zemljište i biljka, 16, Beograd 1967, No. 1—3, S. 647—654.
- Krstić, A.: Durmitor, Turistički Vodič, Titograd 1962, 123 S., Kartenbeilage im Anhang.

# Über Getreidespeicher

HELMUTH GALL

Wer in den Alpen gewandert ist und Berge bestiegen hat, der kennt die wettergebräunten, mit Schindeln oder Steinplatten eingedeckten Futterställe, in Tirol „Asten“ genannt. Ihre Holzbauweise wirkt an steilem Hang besonders urwüchsig und läßt unwillkürlich an die harte Arbeit der Bergbauern denken. Sie sind kraftvoller Ausdruck einer zweckmäßig vom Hofe aus betriebenen Gras-Heu-Wirtschaft, und in ihren wohlgesetzten Maßen zeugen sie von alpenländischem Formgefühl.

Der obere Stock (Heuraum) schießt oft über den Stall im Untergeschoß balkonartig hinaus und schließt dann mit luftiger Holzwand oder mit einem Leiterartigen Trockengerüst ab. Hier wurde früher, als der Bergbauer noch Selbstversorger war und Hochlagen unter den Pflug oder unter die Haue genommen werden mußten, Getreide zum Ausreifen gebracht.

Ähnlichem Zwecke dienen heute noch wettergeschützte Wände und Altanen von Bauernhäusern im Gebirge oder deren offenes Bundwerk unterm Giebel. Da hängen Türkenzapfen (Maiskolben) zum Nachreifen, Bohnen und Erbsen, mitunter auch Gras zum Trocknen, und seitlich an der Scheune werden hinter luftdurchlässiger Verschalung Getreidegarben gelagert.

Mit der kulturgeographischen Erscheinung des eigentlichen Getreidespeichers, „Kornkasten“, „Feldkasten“, oft auch nur „Kasten“ genannt, stehen Fragen der Nachreife, Trocknung und trockenen Lagerung von Getreide in ursächlichem Zusammenhang mit Klima, Bevölkerungsentwicklung, Höhen- und Verkehrslage. Der Getreidespeicher ist Landschaften eigentümlich, in denen das Getreide gerade noch reift, beziehungsweise gedeiht. Aus Gründen der Feuersgefahr steht er immer etwas abseits vom bewohnten Hof.

Der Kornkasten begegnet uns in der Steiermark genauso wie im Emmental (Schweiz), im Berchtesgadner Land wie in den Beskiden (Slowakei). Ausführung und Dachform entsprechen jeweils alter landschaftseigener Art.

In Tirol südlich und nördlich des Brennerpasses befindet sich der Vorratsraum im meist holzgefügtten ersten Stock, wohin eine Freitreppe führt. In großen Truhen wurden hier Korn und Trockenobst u. ä. gelagert. Der vorwiegend gemauerte Unterbau ist seitlich oder vorne offen und dient zum Unterstellen von Gerätschaften.

Mit zunehmendem Abstand von der Zeit, da der Bauernhof autark sein mußte, um bestehen zu können, und keine Versicherung den Lebensunterhalt garantierte, wird der Feldkasten immer seltener, sein Name unbekannter, unverständlicher. „Zweckentfremdet“ tritt er uns als Austrag, Bastelkammer oder Fremdenzimmer entgegen.

In den Bergdörfern des niederschlagsarmen Wallis (Zentralschweiz) ist es der „Stadel“, der zur Aufbewahrung und zum Drusche des Getreides dient. Diese balkengefügten Bauten stehen auf hölzernen Beinen oder auf kleinen Steinsäulen, die ihrerseits mit großen Steinplatten abschließen. Diese zwischengeschalteten Steinscheiben verwehren schädlichen Nagern und anderem Getier den Zutritt in den gefachten Speicher, weshalb sie „Mäusesteine“ genannt werden.

Sogar die großen Zehntenstadel, die aus der Zeit stammen, da im Lande noch der Zehent als Naturalabgabe eingehoben wurde, haben ihre hölzernen Füße fest in den





balkengebundenen Unterbau einbezogen, der üblicherweise auf Trockensteinmauerwerk ruht. In keinem Falle fehlen die so nützlichen Mäusesteine.

Bei Getreidespeichern im ozeanisch beeinflussten, niederschlagsreichen Land der Fjorde, Norwegen, sind die tragenden Füße ebenso aus einem Stück Holz gehauen. Sich nach oben verjüngend, gehen diese unvermittelt in ein stark vorspringendes Schlußstück über und ersetzen solcherart den Mäusestein. Damit aber die Nager auch nicht über die Freitreppe in den Speicher gelangen können, wird diese nicht ganz an den Bau angeschlossen.

Im gebirgigen Nordwesten der Iberischen Halbinsel sind Maisspeicher eine häufige und formenreiche Erscheinung. Das feuchtwarme Klima verlangt eine luftige und trockene Aufbewahrung der brotspendenden Maiskolben. Dem wird entsprochen, indem der Speicher, vom Boden abgehoben, auf windausgesetztem Platze aufgestellt wird. Als Sockel dienen Steine oder Mäuerchen. Die eigentliche Kammer wird von Holzfüßen oder Granitsäulen getragen, wobei auch hier Mäusesteine dazwischengelegt sind. Leiter oder Treppe führen in den Speicherraum hinauf. Das Dach ist aus Stroh, Schindeln oder Steinplatten. Primitive Formen haben noch Wände aus Reisiggeflecht. Die einfachste Ausführung besteht in einem rundgeflochtenen, zylinderartigen Korb, der dem Erdboden aufgesetzt ist und oben mit einem Dach abschließt.

Dieselben ursprünglichen Typen von Getreidespeichern sind mir auf Kundfahrten ins lasische Hochgebirge (Nordost-Türkei) untergekommen. Überraschenderweise sieht man sie direkt an der feuchtwarmen Schwarzmeerküste, nicht nur in höhergelegenen Dörfern des regenstauenden pontischen Randgebirges (Samsun-Rize). Sie dienen auch hier der Trockenhaltung, der sicheren Aufbewahrung und der Nachreife von Mais, der vielfach noch das Brotgetreide darstellt. Für Korn- oder Weizenanbau scheint es zu feucht zu sein.

Hölzerne Beine heben den mit Reisiggeflecht umgebenen oder mit Brettern verschalteten Kasten vom Boden ab. Sie begünstigen die Luftzirkulation innerhalb und außerhalb des Speichers. Der Lagerraum kann über eine anzulehnende Leiter erreicht werden.

Der Bauzustand des Getreidespeichers auf Bild 1 mag nicht gerade der beste sein (stellenweise werden Konservendosenblech und Nylon zum Ausbessern verwendet), doch ändert dies nichts am zweckmäßigen Grundgedanken, an der beeindruckenden Primitivität, noch an der schönen harmonischen Form. Es fallen neben der Musterung im Geflecht die Mäusesteine aus Holz auf. Pilzhutförmig schließen sie die nach oben konisch verlaufenden Beine ab. Unten sind die Füße in ein schweres Balkengeviert eingezapft, an dessen Ecken seitliche Verstrebungen ein mögliches Kippen verhindern.

Aufnahme 2 hält die ursprünglichste Art eines Maisspeichers fest. Diese gut vier Meter hohe geflochtene Röhre hat einen Durchmesser von annähernd zwei Metern und ist mit einem Dach aus Maisstroh abgedeckt. An der linken unteren Seite ist gerade noch die kleine Öffnung zu erkennen, durch welche man bei Bedarf an die Maiskolben herankommt.

Diese Beispiele von der türkischen Schwarzmeerküste lassen auf eine euroasiatische Verbreitung des Getreidespeichers schließen und beweisen einmal mehr die interessante Tatsache, daß sich oft einfache, weil zweckgebundene bäuerliche Bau- und Wirtschaftsformen in den verschiedensten Ländern verblüffend ähneln, beziehungsweise eine fast gleichartige, jedoch voneinander völlig unabhängige Entwicklung genommen haben.

Es ist schade, wenn auch verständlich, daß im Gefolge großräumigen Wirtschaftsdenkens und ökonomischen Umstrukturierens altes Kulturgut verlorengeht. Der Kornkasten ist in unserer modern genannten Zeit als Träger einer unrentablen Getreidewirtschaft unnötig geworden. Somit wird er auch als eigene Hausform sehr bald aus dem Bild unserer geliebten Bergheimat verschwunden sein.

Möchten wir Bergsteiger dem Getreidespeicher als einem Relikt jüngst vergangener Zeit noch oft und kundigen Auges begegnen!

# Illampu-Südgrat, 1. Begehung

*Jubiläumsexpedition zum 100jährigen Bestehen der Alpenvereinssektion Berlin*

DIETRICH HASSE

Am 24. Juni 1969 standen vier Teilnehmer der unter Leitung von Werner Fiala stehenden Berliner Jubiläumsexpedition auf dem Illampu-Hauptgipfel, 6360 Meter, dem nördlichen Eckpfeiler der in Bolivien liegenden Cordillera Real (Königskordillere). Hinter ihnen lag die geglückte Erstbegehung des Illampu-Südgrates. Damit erfüllte sich ein altes Vermächtnis, denn es war die von Hans Pfann geleitete Andenexpedition des DuÖAV 1928, die sich als erste um die Lösung jenes markanten Problems bemühte, das der schroff abbrechende Königskordilleregrat darstellt. Damals ging es freilich in erster Linie um die Gipfelerstersteigung, die dann auf einer Route von Westen her auch gelang. Über den Südgratversuch schrieb Hans Pfann im Alpenvereinsjahrbuch 1929 (S. 23), der Steilabbruch, mit dem der Grat ansetzt, sei von Horeschowsky und Hein nach ihren Versuchen an zwei Stellen „wegen der unheimlichen Glätte und Vereisung als unmöglich bezeichnet“ worden. „Auch ein Angriff über die Ostwand kam nicht in Frage“; Felsprobleme dieser Art wurden zur damaligen Zeit zumindest beim Expeditionsbergsteigen noch nicht gelöst.

## *Verlauf der Berliner Jubiläumsexpedition 1969*

Zuerst (Ende Mai/Anfang Juni) wurden die Berggruppen Catantica und Huanacuni der Cordillera Apolobamba im bolivianisch-peruanischen Grenzgebiet aufgesucht. Dabei ging es weniger um die dort nur mehr bescheidene Nacherschließung als um Akklimatisation der Mannschaft. Trotzdem brachte auch der Teil der Expedition mit der Erstdurchsteigung der OAE-III-Südwand ein schönes Ergebnis. Die beherrschend überm Pelechuco-Talschluß stehende pfeilerartig schroffe Eisflanke galt gewiß nicht zu Unrecht als das hervorragendste Problem der Catantica-Gruppe.

Darauf wendete sich die Expeditionsmannschaft ihrem Hauptziel in der Königskordillere zu (Juni/Juli). Da der Südgrat des Illampu schon mehrfach vergeblich versucht worden war, gab es verständlicherweise Zweifel, ob seine Begehung überhaupt möglich sei. Im Anschluß an die schließlich doch geglückte Illampu-Ersteigung erfolgten noch die ersten Begehungen eines Südostanstieges (Ostsattelroute) auf den Pico del Norte, 6030 Meter, womit der Berg vermutlich zum drittenmal erstiegen wurde, sowie die Erstbesteigung und Überschreitung eines rund 5700 Meter hohen, schroffen Firnberges südöstlich unterm Pico del Norte, den wir Gorro de Hielo, „Eismütze“, nannten. Als Anstiegsroute bot sich sein scharfgeschnittener Südgrat an, als Abstieg die Nordflanke.

## *Illampu-Südgrat*

Als wir am 20. Juni spät abends in unsere Schlafsäcke kriechen, liegt ein harter Tag hinter uns. Der lastenbeschwerte Aufstieg von Hochlager I, zirka 5050 Meter, über den endlos langen Illampu-Ostgletscher bis zum Hochlager II, knapp 5800 Meter, hat viel Schweiß gekostet. Hernach hieß es noch, die bisherige Eishöhle vergrößern, damit







Wir stehen an der höchsten Stelle des gestrigen Vorstoßes. Eine letzte schwierige Seillänge bringt Reiß- und Hangelkletterei. Darauf liegt die Steilwand unter uns. Oberhalb folgt weniger steiles Gelände. Auf dem Fels liegt viel Schutt, der teils mit Eiseinlagen durchsetzt ist. Immer wieder stellt sich gefährlich abrutschbreiter Naßschnee ein. Ich kann nicht verhindern, daß den Gefährten, sooft er in Falllinie steht, ab und zu feuchte Schneeduschen treffen. Ein, zwei Stunden raufen wir uns noch hindurch. Irgendwann nachmittags sitzen wir schließlich in den Blöcken am Gratbeginn über dem lotrechten Felsabsturz zur Südscharte. Kein Wunder, daß da direkt niemand heraufgekommen ist. Von hier aus steigt der teils felsige, teils firnbedeckte Südgrat frei vor uns auf. Wir freuen uns, daß mit dem Zugang zum Grat der problematische Teil unseres Illampu-Anstiegs geschafft sein dürfte.

Eine reichlich fünfzig Meter lange, doppelte Kernmantelschnur von sieben Millimeter Durchmesser soll heute zum Abseilen und morgen zum gemeinsamen Wiederaufstieg dienen. Fünfzig Meter abseilen am durchweg freihängenden Seil! Heilfroh, es hinter uns zu haben, stehen wir endlich in der Scharte, von wo unser Blick über die weiß und grünlich glänzenden Eisschründe der Illampu-Westflanke geht, über graue Vor- und Altiplanoberge bis weit über den Titicacasee, der rund 30 Kilometer entfernt, Sonnenlicht reflektierend, im Dunst liegt.

Zeitig am Morgen steigen wir mittels Hiebier-Klemmen am Seil empor. In drei Seilschaften wollen wir den Gipfel erreichen: Wolfgang Schiemann und ich, Gerd Schütte und Klaus Dörschel, Jürgen Gorter und Wolfgang Helbig. Die Klemmenkletterei nimmt eine Menge Zeit in Anspruch. Kein Wunder, daß Jürgen ungeduldig nach einer Möglichkeit Ausschau hält, vielleicht doch in anderer Weise den Grat zu gewinnen. Und wirklich findet er nach einem Quergang links in die Westflanke einen steilen Firnanstieg, über den die beiden schließlich auf den Grat kommen. Erstaunlich, daß alle, die vor uns hier waren, diesen Durchschlupf nicht entdeckt oder zumindest nicht bewältigt haben. Unser Felsanstieg ist zweifellos sehr schön, die Firnmöglichkeit aber, wie sich somit erwiesen hat, leichter und kürzer. Im Abstieg werden wir sie später durchseilen.

Als Wolfgang heraufgekommen ist, gehen wir verabredungsgemäß gleich weiter. Kletterei in scharfkantigem, festem Granit wechselt mit Firn und Eisstrecken, die alsbald die Oberhand gewinnen. Da wir ständig sichern, d. h., immer nur einer geht, was sich bei den Schwierigkeiten und den wechselnden Firnqualitäten empfiehlt, kommt uns die Anstrengung des Steigens kaum zu Bewußtsein. Vor allem bleibt Zeit, sich an der eindrucksvollen Umwelt zu freuen. Die Sicht reicht vom Titicacasee über sämtliche Königskordillierenberge bis zum südlichen Eckpfeiler, dem hinter La Paz stehenden Illimani. Ostseitig erstreckt sich ein unermeßliches Wolkenmeer überm Urwald der relativ schnell auf 300 bis 200 Meter abfallenden Amazonas-Niederung. Im Westen sehen wir die trocken-braunen Hochflächen des bolivianischen Altiplano, jener weitgezogenen Beckenlandschaft, die mit ihrer Höhenlage zwischen 3600 und über 4000 Meter, ihrem Trockenklima und ihrer Abflußlosigkeit dem Hochland von Tibet entspricht. Das Steigen erfordert alle Aufmerksamkeit. Oft ist der sehr steile Firn von einer Schicht fragwürdigen Preßschnees bedeckt, die Sicherung nicht immer gut. So manche Felsinsel mit ihren verlässlichen Schlingenlegemöglichkeiten läßt uns aufatmen. Wir halten uns ständig auf der rechten Seite der scharfen, firnüberwächerten Gratschneide, von der rechts und links mehrhundertmeterhohe Wandfluchten abbrechen. Jähe Firnfelder und Felsrippen, von Eisbalkonen und Steilwänden unterbrochen, verwehren den Blick zum Wandfuß. Erst tief unten die Gletscherflächen gebieten beiderseits den suchenden Augen Halt.

Als wir Stunden später aus einer schroffen, hohen Eisrinne steigen, sehen wir, daß der scharfe Südgrat nun in runde Formen übergeht. Sie zeigen auf unserer Illampu-Seite Gipfelnähe an. Uns ist längst klargeworden, daß es ohne Biwak nicht abgehen wird. Von den nachkommenden Freunden ist nichts zu sehen. Um so empfehlenswerter scheint es, nach einem Biwakplatz Ausschau zu halten.

Schon vor Stunden ist die Sonne hinterm Titicacasee untergegangen. Etwa hundertfünfzig Höhenmeter dürften uns noch vom Gipfel trennen. Erst zu zweit, dann zu viert haben wir mit Pickel und Kochtopf eine Höhle in den zum Teil beinharten Firn gewählt. Jeder ist froh gewesen, wenn er wieder an die Arbeit kam, denn wartend draußen zu stehen, war eisig. Den Eingang haben wir von innen her mit Schneeplatten zugemauert, so daß uns nur mehr ein ganz schmaler Spalt mit der Außenwelt verbindet. Eher über als unter null Grad schätze ich die Innentemperatur, eine Annahme, die die Eiskruste überm Höhlenfirn am nächsten Morgen zu bestätigen scheint. Die Außentemperatur mag zwei bis drei Dutzend Grad niedriger liegen. Eng zusammengepfercht sitzen wir auf Seilen und Rucksäcken und empfinden unser daunenjackenerwärmtes Dasein vorläufig noch als verhältnismäßig behaglich. Im Freien wär's bedeutend unerfreulicher; wer weiß, ob es da nicht sogar die nur allzu häufigen Fußfrierungen gäbe. Der Kocher summt, liefert Tee mit Traubenzucker und Ovomaltine. Klaus und Gerd sind zu uns gestoßen, während Gorter und Helbig auf halber Höhe den Rückweg angetreten haben. Jürgen hatte den erforderlichen Zeitaufwand zu optimistisch eingeschätzt und wesentliche Biwaksachen unten im Zelt liegengelassen. Schade für sie.

Nicht daß wir direkt frieren, halb schlafend, halb wachend, dösen wir vor uns hin. Die Zeit wird reichlich lang. Aber für Biwaks ist das nichts Besonderes. Bequem dünkt mich der eingezwängte Zustand schon lange nicht mehr. Ich drehe mich von einer Stellung zur anderen. Trotzdem ist so eine Firnhöhle eine feine Sache, Gerds und Klausens altbewährte Nächtigungsweise in Gletschergebieten. Man kann sie mit guten Gründen weiterempfehlen. Überhaupt dürfen wir mit unseren Bemühungen um Sicherheit zufrieden sein; eine wirklich gefährvolle, bedrohliche Situation gab es eigentlich während der gesamten Expedition noch nicht. Tatsächlich nicht. Oder doch? Soll man meine Zeltwache in der Cordillera Apolobamba als eine solche ansehen?

In der Apolobamba hatten die Freunde zu der Zeit einen Vorstoß zu den Bergen eines Seitentales unternommen. Diesmal war mir die Aufgabe zugefallen, unser Hauptlager zu bewachen. Gern nützte ich die Gelegenheit, um mein vom Expeditionstraining her meniskusgeschädigtes Knie für ein paar Tage zu schonen. So stieg ich in aller Ruhe in den nahegelegenen Talhängen umher und beobachtete Bergviscachas, jene unseren alpinen Murmeltieren ähnlichen, meerschweinchenverwandten Andennager. Dann lag ich vor den Zelten in der Sonne und schaute den Kondoren zu, die hoch am Himmel ihre Kreise zogen. Bis zehn Stück auf einmal vermochte ich zu zählen.

Während sämtlicher Tage hier im Pelechuco-Talschluß hatte sich kaum eine Menschenseele blicken lassen. Unversehens mehrten sich die vorbeiziehenden Indios. Erst kamen einige, immer mal einer, über den Pelechuco-Paß gewandert. Bald waren es ganze Scharen. Gewöhnlich leben sie auf der Altiplanoseite; aber Fronleichnam stand vor der Tür, und da rüstete man in Pelechuco, dem letzten größeren Ort auf der Urwaldseite, für das mehrtägige Hauptfest des Jahres.

Als die ersten Indios scheu und grußlos vorübergingen, hatte ich mir nicht viel dabei gedacht. Doch plötzlich sah ich mich einer ganzen Horde gegenüber. Neugierig-dreist rückten sie heran. Im Bewußtsein ihrer mehrheitlichen Stärke standen sie bald unmittelbar vor mir. Ohne viel zu sagen, drängten sie mich mit ihren Körpern in unser Hauszelt. Alles wollten sie sehen, berühren, haben. Völlig überrumpelt von ihrem Auftreten, war mir höchst unwohl zumute. Verdammt, was tun? Am Ende konnte ich sie nur dadurch zum Abmarsch bewegen, daß ich unsere in La Paz entliehene Pistole Kaliber 9 aus einer Kiste zog und sie einem besonders Kecken unter die Nase hielt. Natürlich nur, um zu zeigen, wir haben auch so etwas bei uns.

Als die nächsten herangezogen kamen, diesmal mit Flötenspiel und laut grölend, aus allen Knopflöchern nach Alkohol duftend, wiederholte sich der Spuk, nur daß bei mir diesmal die Reizschwelle, an der ich, durch die Erfahrung gewitzt, mit unserer „Kanone“ zu spielen begann, weit eher erreicht war. Zwar tat der Augenblickserfolg, hier so verlorenermaßen auf mich selbst gestellt, meinem Selbstvertrauen gut; was aber tun, wenn der



Auf dem Gipfel des Illampu

Aufn.: Schiemann, Stuttgart

bloße Anblick der Waffe nicht mehr ausreichen würde? Schließlich war ich allein, sie in der Mehrzahl. Und schießen? Einerseits wäre es unverantwortlich, einen so armen Teufel über den Haufen zu knallen, nur weil ihn, möglicherweise angetrunken, die „Schätze“ unseres Lagers zu etwas nachdrücklicherer Besitznahme veranlaßten. Und wäre damit etwa die Situation geklärt? Mußte zögernde Zurückhaltung andererseits nicht Ermutigung für sie bedeuten? Kaum hatte ich unter solchen Überlegungen, von banger Unruhe getrieben, hier unser Beil, da eine Eisaxt, dort einen Pickel möglichst griffbereit deponiert, schon tauchten vier halbwegs „westlich zivilisiert“ gekleidete, d. h. in abgerissene Hosen und Jacken gehüllte Indianergestalten vor mir auf. Gerade eben noch waren sie vorübergegangen. Wirkte ihre äußere Erscheinung schon reichlich fragwürdig, was sollte ihre Rückkehr? Vor mir den Kocher, saß ich, Suppe löffelnd, an einen Felsblock gelehnt. So hatte ich immerhin den Rücken frei. In einer Mischung linkischer Ungeniertheit setzten sich die vier vor mir nieder und verlangten, an der Mahlzeit teilzunehmen. Ich gab mir Mühe, möglichst unbefangen zu grinsen und bot ihnen Brot und Käse an. Steckte die Hand in die Tasche, wodurch sich — natürlich völlig unbeabsichtigt — die Konturen der Pistole im Hosenstoff abzeichneten. Ihr Begehren nach der neben mir liegenden Fischkonserve klang nun schon höflicher. Das Essen war bald weggeputzt. Irgendwie unentschlossen saßen wir einander gegenüber. Endlich stand ich auf, um das Geschehen nicht tatenlos weiterreiben zu lassen, und schob ihnen mit einer Verabschiedungsgeste noch eine Fischbüchse zu. Woraufhin sich die vier Galgenvögel trollten.

Wenig später wurde es Nacht. In unser zentrales Hauszelt übergesiedelt, hatte ich meinen Schlafsack mit Alukisten umstellt und mir zu den beiden Zelteingängen hin zwei „Schießgassen“ freigelassen. Immer wieder schreckten mich irgendwelche Geräusche aus dem flachen Schlaf. Zu guter Letzt nahm ich ganz eindeutiges Knacken oder Malmen wahr. Kein Zweifel, da draußen tat sich etwas. Leise stand ich auf und schlich zum Zelteingang. Wieder das Knacken vorm Zelt. Alle Muskeln gespannt, riß ich mit einem Ruck den Reißverschluss auf, Pistole hoch und hinausgesprungen. Erschrocken jaulend, stob ein Hirtenhund in die monderhellte Dunkelheit, von ein, zwei raschen Steinwürfen verfolgt. Unser zwischen den Zelten hängender Hammel freilich war um eine Keule leichter geworden.

Als die unruhige Nacht dem nächsten Tage wich, sah der staunende Morgen reges Leben in unserm Lager. Bereits frühzeitig, was ja eigentlich nicht meine Art ist, saß ich vor den Zelten und spähte mit dem Fernglas Richtung Pelechuco-Paß. Als eine Horde Indios gezogen kam, verschwand ich ins Zelt, um eine vorbereitete Be- und Entkleidungsorgie abzuziehen. Schon von Ferne bemerkten die Ankommenden alsbald einen Gringo mit knallblauer Daunenjacke, der sich vor einem Zelt zu schaffen machte. Unmittelbar darauf einen zweiten mit grauem Anorak und rotem Steinschlaghelm vor einem andern Zelt. Dann ging einer mit grünem Pullover durch den Vordereingang in das zentrale Hauptzelt, aus dem undefinierbare (Radio-)Stimmen ertönten. Gleich anschließend kam einer mit rotem Hemd und weißem Sonnenhut von der hinteren Zeltseite. Reges Leben im Gringolager! Nicht eine Indiogruppe wagte an dem Tag, ins Lager einzudringen. Als doch einmal einige fürwitzig herbeischaute, blieb es bei ein paar neugierigen Blicken, da einer der Zeltler, ein besonders grimmiger Bursche, sie mit barscher Gebärde weiterwies. Die meisten jedoch liefen von vornherein in respektablem Abstand am Zeltplatz vorüber.

Am Abend kamen die Gefährten zurück. Ich war sehr froh darum: Zeltwache allein ist manchmal offenbar doch nicht das gesündeste.

Gut drei Wochen sind seither vergangen. Jetzt hocken wir hier in der Eishöhle dicht unterm Illampu-Gipfel. Die Nacht ist wie angestemmt. Ob ich mich auch noch so drehe und wende, eine bequeme Stellung finde ich nicht. Morgen soll es zur Erfüllung unseres Hauptexpeditionsziels kommen, zur Gipfelersteigung nach der Erstbegehung des schroffen, markanten Illampu-Südgrates. Der Grat liegt bereits hinter uns. Irgendwo hier in

der Nähe muß von Westen der Normalweg heraufführen, den Hörtnagel und Horeshowsky, Hein und Pfann vor gut vierzig Jahren als erste bewältigt haben. Noch eine zweite Aufstiegsroute oder Variante, vor nicht allzu langer Zeit wohl von zwei Münchnern erschlossen, zieht sich durch die Westflanke. Sechs-, vielleicht siebenmal standen bisher Menschen auf dem Illampu, der zu Recht oder Unrecht als schwierigster unter den bolivianischen Sechstausendern gilt. Ich täte besser daran zu schlafen, statt meinen Gedanken nachzuhängen. Morgen gibt's gewiß einen harten Tag.

Froh, daß die Nacht endlich vorbei ist, tauschen wir nach kurzem Frühstück die relative Biwakgeborgenheit mit der schneidenden Kälte des frühen Morgens. Selbst unten auf dem Altiplano herrschen, zumal um die südwinterliche Jahreszeit, nachts erhebliche Kältegrade; wievielmehr bei der trockenen Luft hier oben, fast zweieinhalbtausend Meter höher! Mit leichtem Sturmgepäck geht es weiter, hinauf über steile Firnflanken und Grate. Wie schon während des ganzen Aufstiegs wechseln Wolfgang und ich uns im Führen ab. Jetzt leitet mich ein überwächtes Gratstück unter die Gipfelwächte. „Halte dich lieber ein Stück weiter rechts!“ rufen mir die Gefährten nach, und schon bricht neben mir der überkragende Firn in die Tiefe. Ich selbst stehe gerade noch auf festem Grund. Weit mehr als tausend Meter fällt mein Blick hinab über den eindrucksvollen Steilabsturz der Sorata-Seite. Das Städtchen Sorata liegt gut dreieinhalbtausend Meter tiefer. Wolfgang schließt auf und umklettert einen letzten kleinen Preßschneegendam. Dann steht er auf der kühn über dem Abgrund hängenden Gipfelwächte.

Die aus vielen Firnschichten verbackene Fläche des Hauptgipfels wird bis zu ihrem höchsten Punkt verfolgt. Die Wetterlage ist ideal. Windstill und glasklar liegt die Luft um uns, getrübt nur auf der Urwaldseite. Die Weitsicht scheint unendlich. In der Ferne stehen einige Wolken. Bereits seit Tagen beobachten wir eine Dunstschicht, die mit scharfgezeichneter Obergrenze unter uns liegt. Sie dürfte vom Abbrennen des trockenen Ichugrasses herrühren. Allenthalben kann man die Indios um diese Jahreszeit in den Tälern und auf den Hochmatten feuern sehen.

Mit unwahrscheinlich steilabfallenden Flanken zieht ein beiderseits überwächter Grat hinüber zum noch unbetretenen Illampu-Nordgipfel. Ein kühnes Gebilde, zweifellos höllisch gefährlich zu begehen. Elegant auch der Grat, der den Pico del Norte mit dem Nordgipfel verbindet. Die fällige Gesamtüberschreitung von Nord nach Süd wird wohl ein aufreibendes und riskantes Unternehmen, aber vermutlich das bedeutendste, das die Königskordillere noch zu vergeben hat! Mögen Spätere es mit aller gebotenen Vorsicht versuchen. Unser Wunsch, die Erstbegehung des vielumworbeneu Südgrates, ist Wirklichkeit geworden: die Aufgabe der Berliner Jubiläumsexpedition ist erfüllt. Wir haben Grund, voll zufrieden zu sein.

Der Abstieg verläuft planmäßig. Kurz bevor es Nacht wird, stehen wir wohlbehalten vor unserer Zelthöhle von Hochlager II unter der Illampu-Südgratscharte. Schon den nächsten Abend verbringen wir wieder alle gemeinsam im Hauptlager, das auf einer Seitenmoräne im oberen Cooco-Kessel steht, zirka 4500 Meter. Das Wetter hat sich zum Schlechten gewendet. Zwei Gipfel können wir im Illampu-Massiv noch besteigen. Dann veranlaßt uns ein neuerlicher Wettersturz mit Schneefall bis hinab in die Altiplanolandschaft zur Beendigung unserer bergsteigerischen Tätigkeit.

# Phototheodoliten am Koh-e-Keshnikhan

*Vorläufiger Bericht über die „Exploration 70“  
Österreichische Forschungsexpedition in den Hohen Hindukusch 1970 des ÖAV,  
Akad. Sektion Graz*

ROGER S. DE GRANCY

## *Teilnehmer:*

Dipl.-Ing. Roger S. de Grancy (Architekt), Graz, Expeditionsleiter;  
Dr. phil. Herfried Gamerith (Geologe), Graz, stellvertretender Expeditionsleiter;  
Dipl.-Ing. Robert Kostka (Geodät), Graz, stellvertretender Expeditionsleiter;  
Dipl.-Ing. Fritz Ebster (ÖAV-Kartograph), Innsbruck;  
Dr. phil. Karl Gratzl (Soziologe), Graz;  
Dr. med. Gert Glaser (Arzt), Graz;  
Dipl.-Ing. Walter Kuschel, Innsbruck, als Geodät tätig;  
Dave Braslau Ph. D., M. Sc. (Geophysiker), Minneapolis, USA;  
Gedeon Kofler (Kaufmann), Innsbruck, Organisation;  
Dipl.-Ing. Dr. techn. Rolf Widerhofer, Innsbruck;  
Hajatullah Schahir (Dolmetscher), Kabul, Afghanistan.

Es liegt im Wesen dieses Unternehmens, daß es sich selbst erst als beendet betrachten kann, wenn die im Operationsgebiet gewonnenen Daten und Einzelheiten ausgewertet sind. Da zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch an diesen Auswertungen gearbeitet wird, müssen diesem Bericht Beschränkungen auferlegt werden. Es soll aus diesem Grunde lediglich geschildert werden, wie es zu diesem Vorhaben kam und wie es durchgeführt wurde. Die endgültigen Ergebnisse sollen sodann in einem Gemeinschaftswerk, als Hochgebirgskarte und Buch, einem interessierten Leserkreis vorgelegt werden.

## *Vorgeschichte*

Der afghanische Wakhan-Hindukusch gelangte verhältnismäßig spät in den Gesichtskreis der Bergsteiger. Erst im Jahre 1960 erfolgte der die Erschließung dieser Berge einleitende Expeditionsbesuch durch Japaner und Polen. Sie gingen direkt zum höchsten Gipfel Afghanistans, zum 7492 Meter hohen Nohaq.

1961 war es wieder still im Wakhan. Doch ab dem Sommer 1962 setzte eine beinahe unaufhörliche Entwicklung ein, der in kaum einem Jahrzehnt die Besteigung sämtlicher wichtiger Erhebungen und die Erschließung fast aller Hochtäler von Qazi-Deh bis zum Baroghilpaß gelang<sup>1</sup>.

Schon 1962 beteiligten sich die ersten Österreicher an diesem internationalen Werk; sie versuchten erfolglos den „zweithöchsten“ Gipfel des Landes zu erreichen. Doch nur neun Monate später war S. Kutschera wieder im Wakhan, und es gelang ihm und seinen Gefährten, den von polnischen Topographen mit 7177 Meter vermessenen Koh-e-Keshnikhan zu betreten. Es war der erste von unseren Landsleuten eroberte Hindukuschhochgipfel — ein stolzer Erfolg<sup>2</sup>!

Doch Zweifel lag auf allen Höhenangaben; wenig war über so viel anderes Wissenswertes bekannt; über die Geologie dieser Berge, deren Gletscher, deren Flora und Fauna; wenig auch über die Menschen und deren Lebensgewohnheiten in diesen Tälern.



Die von Dr. A. Diemberger und M. Schmuck gestaltete Hindukuschtagung 1964 in Salzburg endete vor einem vielsprachigen Publikum mit einem dringenden Appell: In Zukunft mögen die Expeditionen sich nicht nur den Besteigungen dieser Berge verschreiben; sie sollten auch Unterlagen sammeln, die den Wissenschaften dienen!

Schon im Jahr darauf verändert der Grazer Dr. G. Gruber das geographische Ansehen des „zweithöchsten“ Berges Afghanistans. Aus dem Hinduraj-Hindukusch in Pakistan sieht er auf den gesamten Hauptkamm! Seine genauen Beobachtungen führen zu kritischen Korrekturen von Höhenangaben der so wichtigen Kammverlaufsskizzen aus den verdienstvollen Händen der Polen Wala und Biel. Schlüssig stellt er Fehler fest, die in der Mandarasumrahmung gar im 1000-Fuß-Bereich liegen. Der erste „österreichische“ Gipfel, der Koh-e-Keshnikhan, ist kein Siebentausender! Und auch der Nadir Shah wie der Languta-e-Barfi werden erniedrigt. Gruber unterstreicht nachdrücklich die unbestimmten Vermutungen S. Kutscheras, als dieser am 27. Juli 1963 am damals zweithöchsten Berg Afghanistans den Höhenmesser konsultierte und photographierte. Etwa 6800 Meter zeigte er! 6760 Meter errechnete sich G. Gruber aus seinen einfachen Messungen! 6755 Meter ergab die Computerauswertung unserer genauen trigonometrischen Aufnahme vom Sommer 1970!

So wurde diese wichtige Aussage unseres Freundes Gruber wohl zum entscheidenden Impuls für das hier beschriebene Unternehmen.

Aber auch ein anderer Umstand mag als bestimmend für unser Vorhaben gelten:

Die afghanische Landesaufnahme 1:100.000 muß in dem von uns gewählten Arbeitsgebiet auf die Darstellung der Hochgebirgsregionen verzichten! Die in etwa 13.000 Meter Höhe belichteten aerophotogrammetrischen Meßbilder sind derart beschnitten, daß diese Bereiche auch in den heute vorliegenden Schichtenplänen fehlen. Lediglich die Ausmündungen der Wakhanseitentäler, durch die sämtliche Expeditionen zum Hauptkamm zogen, und die afghanische Talseite des Wakhan mit dem Oberlauf des Amu-Darya sind somit veröffentlicht.

Nun, der Salzburger Appell klang noch nach — zur Idee einer genauen kartographischen Aufnahme des „österreichischen“ Traditionsgebietes im Hindukusch, als Grundlage auch für eine Darstellung der geologischen, glaziologischen und botanischen Verhältnisse, war es nicht mehr weit.

#### *Planung und Arbeitsprogramm*

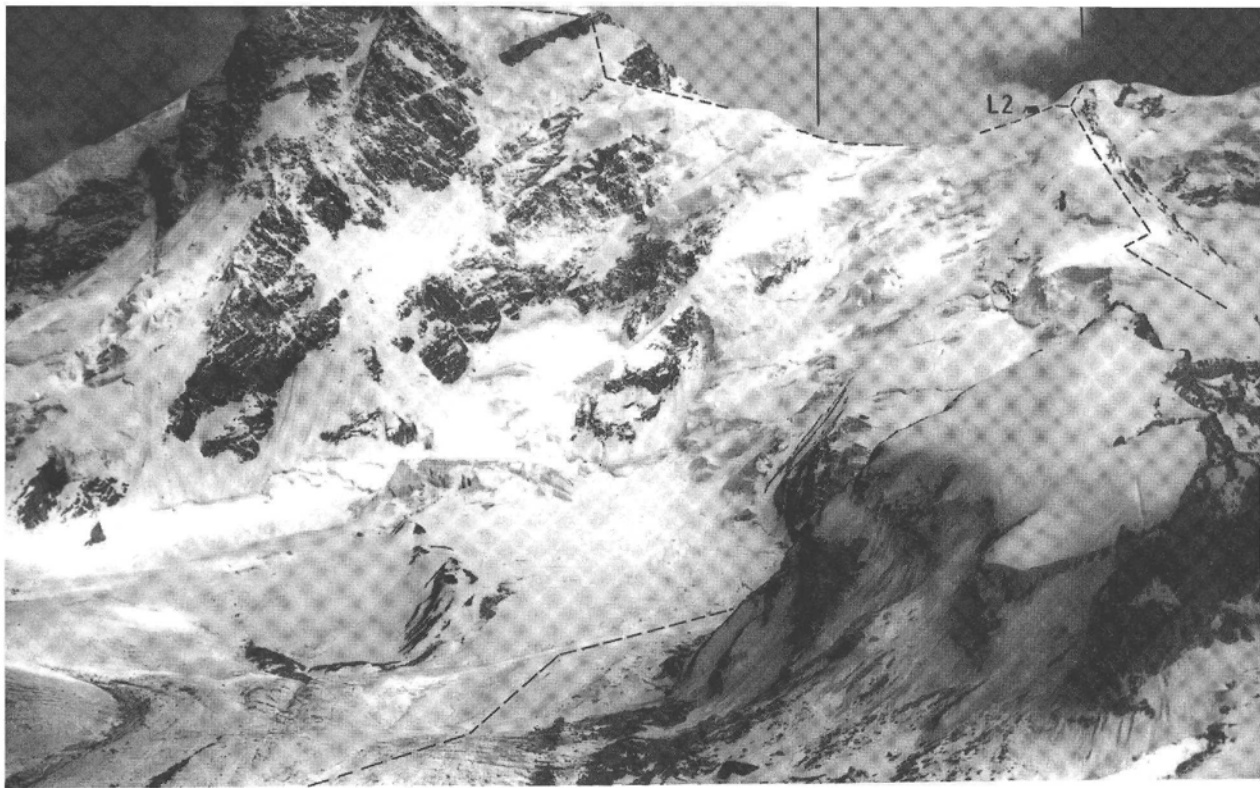
Als in den ersten Monaten des Jahres 1967 die Arbeitsbesprechungen an den Hochschulen in Graz und Leoben einsetzten, erwies es sich sehr bald, daß das geplante Unternehmen im wesentlichen nach drei Richtlinien zu organisieren war:

1. Festlegung des Arbeitsgebietes in Pakistan (Udren- und Darbantal) und in Afghanistan (Wakhan).
2. Festsetzung eines Arbeitsprogramms, das die gewählten Disziplinen sowohl fachlich als auch zeitlich koordiniert.
3. Auswahl und Anzahl der Teilnehmer.

Anhand dieser Ansätze wurde sodann ein genauer Überblick über die Vorbereitungszeit, die technischen und wissenschaftlichen Ausrüstungen und letzten Endes über die zu erwartenden Kosten gewonnen. Die Durchführung des Projektes wurde für die Sommermonate des Jahres 1970 anberaunt.

Der erste Entwurf unseres Arbeitsprogramms wurde den Rektoren und Professoren unserer Hochschulen zur Befürwortung vorgelegt, wodurch wir die dankenswerten Projektorate des damaligen Bundesministers für Unterricht, des Landeshauptmannes von Steiermark, der Österreichischen Liga für die Vereinten Nationen und der Österreichischen UNESCO-Kommission erlangten.

Das endgültig festgelegte Expeditionsprogramm fand dann schließlich auch das Vertrauen des Österreichischen Alpenvereines, so daß dieses Unternehmen zu guter Letzt



Meßbildausschnitt: Koh-e-Keshnikhan (6755 m) mit Situation der Vermessungshochbasis auf dem W-Grat.  
Aufn.: Exploration 70 Kostka

entscheidende finanzielle Unterstützung des Gesamtvereines erhielt, unter dessen Fahne es dann auch zu den fernen Hindukuschbergen fuhr.

Dieses Programm sah drei Arbeitsgruppen vor, deren Aufgaben sich untereinander unterstützten und ergänzten. Der nicht sehr üppig zur Verfügung stehende Zeitraum veranlaßte die Teilnehmer, das jeweilige Arbeitspensum einem auf die Größe der aufzunehmenden Täler von Shkhawr, Keshnikhan, Wark und Mandaras abgestimmten Zeitplan unterzuordnen (siehe Übersichtsskizze!). Die Organisation sei hier stichwortartig vorgelegt:

*Arbeitsgruppe I: Geodäsie — Kartographie*

Ebster, Kostka, Kuschel.

Kartographische und terrestrisch-photogrammetrische Aufnahme der oben genannten Täler. Triangulierung, Höhenmessungen. Aufnahmefläche etwa 240 Quadratkilometer. Photogrammetrische Aufnahme der Ortschaft Wark für die Arbeitsgruppe III.

*Arbeitsgruppe II: Geologie — Glaziologie*

Gamerith, Braslau.

Geologische Aufnahme des Arbeitsbereiches der Gruppe I. Sammlung von Gesteinsproben, glaziologische Aufnahme des Keshnikhangletschers, Festsetzung von später überprüfbaren Profilen. Teilnahme an der alle Höhenbereiche umfassenden botanischen Sammlung.

*Arbeitsgruppe III: Völkerkundliche Dokumentation der Ortschaft Wark im Wakhan Gratzl, de Grancy, Glaser, Hajatullah.*

Studium der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, Aufnahme der Siedlungsstruktur, Gebäudetypen, Grundrisse, Konstruktionen, Bewässerungssysteme als nach Osten fortgeführte Arbeit der ethnographischen Studien über Badakhshan von F.

Kußmaul<sup>4</sup>. Anlegen einer Sammlung völkerkundlicher Objekte für das Völkerkundemuseum Wien. Botanische Sammlung für das Naturhistorische Museum als Beitrag für K. H. Rechingers „Flora Iranica“<sup>5</sup> aus allen Höhenbereichen (2600 bis 4500 m).

Die ärztliche Betreuung der Mannschaft, Träger und Bevölkerung wurde Dr. G. Glaser übertragen. Um den wissenschaftlichen Gruppen den größtmöglichen zeitlichen Spielraum zu gewährleisten, wurde eine eigene Organisationsgruppe (de Grancy, Kofler, Widerhofer) geschaffen, der alle erforderlichen Vorkehrungen wie Trägerauswahl, Bezahlung, Transporte, Einrichten der Haupt- und Hochlager und insbesondere die Errichtung der Vermessungshochbasis am W-Grat des Koh-e-Keshnikhan in 6000 Meter Höhe oblag.

### *Durchführung*

Am Ende der dreijährigen Vorbereitung standen im Hof der Technischen Hochschule in Graz drei VW-Transporter für die Abfahrt bereit, in denen etwa zweieinhalb Tonnen Gepäck untergebracht waren. Die in Graz ansässigen Teilnehmer Kostka, Kuschel, Gamerith, Gratzl, Glaser und de Grancy benützten den schon vielfach beschriebenen Landweg nach Kabul. Die Teilnehmer Ebster und Kofler kamen aus Innsbruck über Moskau, Widerhofer und Braslau aus San Franzisko über Tokio mit dem Flugzeug am vereinbarten Treffpunkt an. Die weltumspannende Sternfahrt wurde von der gesamten Mannschaft pünktlich am 8. Juli 1970 in der österreichischen Botschaft in Kabul beendet.

Der behördlich bedingte Aufenthalt in der Hauptstadt Afghanistans zeitigte nach einer Woche die wichtige Einreiseerlaubnis in den Wakhan, die bedauerlicherweise eine Reisebeschränkung bis Wark enthielt. Hierdurch fiel die Entscheidung, daß das Tal von Shkhawr für die Expedition verschlossen blieb. Am 20. Juli 1970 erreichte das Unternehmen die Talbasis Wark im Wakhan.

Nach schwierigen Entlohnungsverhandlungen (die Trägerlöhne sind maßlos verdorben worden und wesentlich höher als in Pakistan! 400 Afs = ca. 150 öS/Trägertag!) wurde aus Akklimatisierungsgründen das Hauptlager im kleinsten und niedrigst gelegenen Warktal in 4000 Meter Höhe von der gesamten Mannschaft errichtet. Für die entsprechenden Aufnahmen war hier ein Zeitraum von einer Woche vorgesehen, der auch von den Teilnehmern dank der genauen Vorstudien voll genützt werden konnte. Diese einleitende Unternehmung war sozusagen als Generalprobe gedacht und bestätigte später alle getroffenen Annahmen. Sie diente aber auch vornehmlich der Einspielung des Geodätenduos Kostka-Kuschel unter den tatsächlichen Verhältnissen.

Der Organisationsstrupp „präparierte“ inzwischen das wesentlich größere Keshnikhantal, dessen Talschluß eine für das ganze Unternehmen wichtige Bedeutung zukam. Wir machten uns die Erfahrungen des Erstbesteigers S. Kutschera zunutze und wußten von seinen Bildern über den gesamten W-Grat des Koh-e-Keshnikhan Bescheid. Das in etwa 6000 Meter Höhe gelegene Gratstück bot sich geradezu als Vermessungsbasis sowohl für das Keshnikhantal selbst als auch für den dahinterliegenden, riesigen Mandaraskessel an. Dort oben mußten zwei wohlausgerüstete Zelte stehen und so eine genaue Arbeit ermöglichen! Das wäre der eigentliche Gipfel unserer Expedition.

Doch Krankheit und zögernde Höhenanpassung bringen unseren Vorstoß ins Stocken. Unser Kartograph Fritz Ebster, dem u. a. das große Kartenwerk über den Mount Everest zu danken ist<sup>6</sup>, muß nach der Aufnahme des Warktales dem ärztlichen Anraten Rechnung tragen. Auch Gedi Kofler, unser Trägermanager, kann seine Arbeit nicht vollenden. Sie müssen vorzeitig nach Österreich zurückkehren. Das Loch, das sie für uns hinterlassen, ist nur mühsam zu füllen. Da erweisen sich die Vorteile einer langen Vorbereitungszeit! Freundschaft und Vertrauen helfen weiter — jeder weiß um die Arbeit des anderen. Und es gelingt! Am 8. August steht die Hochbasis am Koh-e-Keshnikhan! Der Weg führt durch eine steile Eiswand zum Lager I in 5000 Meter und über eine endlos scheinende Firnrinne zum Hochlager II in 5900 Meter Höhe.

Kostka, Kuschel, Gamerith und Braslau kommen in das Keshnikhantal nach. Sie

haben ihre Aufgaben im benachbarten Warktal glänzend gelöst. Die ungewohnten Dimensionen sind den beiden Geodäten nunmehr vertraut. Präzise wählen sie eine Standlinie nach der anderen. Der Geologe folgt ihnen. Und dann stehen auch die Theodoliten und die gewichtigen Photoplatten vor den Zelten des zweiten Hochlagers! Die Freude über einen Gipfelsieg kann nicht schöner sein; das Ziel unserer Pläne ist erreicht!

Eine unermeßliche Rundschau auf die ersten Berge des Pamir im Norden, auf den gewaltigen Mandaraskessel und den darüber aufragenden breiten Noshag im Süden, bestätigen die Zweckmäßigkeit dieser Standlinie.

Auf dem „Panoramaköpfel“ (6006 m) werden die Theodoliten zuerst zur Aufstellung gebracht. Indessen ziehen Widerhofer und de Grancy den imponierenden W-Grat weiter, um in etwa der selben Höhe den zweiten Standpunkt zu markieren. Doch die Spur wird bis ans Ende des Grates gelegt, um darin später den Gipfel zu erreichen. Der nächste Tag gilt dem ersten Versuch. Kostka und Kuschel verfolgen mit dem Fernrohr des Theodoliten den Aufstieg ihrer Kameraden; wie sie das Ende des Grates erreichen und in die schräge Eisrampe einsteigen. Nach Stunden erreichen sie endlich in 6550 Meter das letzte Felsband und suchen nach dem Durchstieg. Als sie es nach langem Suchen gefunden haben, ist es für heute schon zu spät geworden. Also zurück!

Inzwischen werden die Arbeiten an der Hochbasis zu Ende geführt. Die beiden Geodäten handeln ruhig, konzentriert und verzichten nicht einmal hier oben auf die gewohnte Siesta hinter einem windgeschützten Stein. Meßbild um Meßbild wird belichtet, Gipfel um Gipfel mit dem Theodoliten anvisiert — nach Rußland, nach Pakistan, in die nähere Umgebung, Meßdaten gebucht, Hilfsbasen gemessen. Die beiden sind ein ausgezeichnetes Team geworden, als das sie auch am folgenden Tag beinahe mühelos die luftige Felsbarriere überwinden und den Gipfel des Koh-e-Keshnikhan (6755 m) betreten. Sie stehen mit dem Sprechfunkgerät im Zentrum der von ihnen selbst aufgenommenen Kartenfläche. Gratulationen schwirren aus allen besetzten Lagern hinauf zu den beiden blauen Punkten. „Macht's uns einen Kaiserschmarrn!“ ist die etwas banale Antwort von oben herunter. Wir sind stolz über diesen zusätzlichen Erfolg.

Der Abbruch der Lager, der Rücktransport der schweren Instrumente und Geräte, der heikle Gang mit den wertvollen Photoplatten wird zur Aufgabe der ganzen Mannschaft. Selbst der Arzt muß hinauf zur Hochbasis, nachdem er seinem Lazarett in Wark für einige Tage entrinnen kann.

Und dann ist auch das Keshnikhantal geräumt. Die Teilnehmer finden sich wieder in Wark ein, wo der allgemeinen Müdigkeit mit ein Paar Tagen dolce far niente erfolgreich begegnet werden kann. Der freundliche Ort, in dem wir eine kleine Zeltstadt stehen haben, scheint hiefür geradezu geschaffen.

Um den weiteren Aufgaben nachzugehen, wird die Mannschaft geteilt. Die Geodäten und der Geologe ziehen mit zwei unserer besten Träger in das Mandarastal — dem Abschluß ihrer anstrengenden Arbeit entgegen. Die übrigen bleiben zurück, um sich der Bevölkerung von Wark zu widmen. Die konsequenten Befragungen der Dorfbewohner gleichen gemütlichen Verhören. Unser Dolmetscher muß sich förmlich zerteilen; hier wird dem Arzt gerade wieder ein neuer „Fall“ vorgeführt, dort hat Karl Gratzl ein neues Opfer seiner Neugierde gefunden.

Eines Tages muß ein Patient in einem der für uns bisher verschlossenen Häuser von Wark besucht werden. Wir dürfen es mit unserem Doktor Sahib betreten und nützen diese Gelegenheit weidlich aus. Es wird alles gezeichnet und photographiert, was von Interesse erscheint. Langsam weicht der Argwohn von den Menschen, und sie geben uns schließlich auf alles bereitwillig Antwort. Diese dunklen, fensterlosen Räume mit dem großen Rauchabzug in der Decke über der Herdstelle, durch den ein breiter Sonnenstrahl in das Innere dringt, sind eine eigentümliche Welt.

Heute ist der 20. August — afghanischer Nationalfeiertag! Wir feiern ihn mit der Bevölkerung und veranstalten einen farbenprächtigen Tauschbazar. Hier unsere schweren Bergstiefel, bunte Seile, Messer und Feuerzeuge — dort gemusterte Strümpfe, Musik-

instrumente, Waffen und Schmuckstücke. Ein fröhliches Feilschen beginnt bei Sonnenaufgang — allseitige Zufriedenheit am Abend. Es ist der Abend vor unserem Abschied!

Die Freunde aus dem Mandaraskessel sind wieder zurückgekehrt. Die Strapazen zeichnen ihre Gesichter — doch leuchtet auch stille Genugtuung aus ihren Augen. Wir haben unsere umfangreichen Pläne glücklich zu Ende führen können.

Am 22. August verlassen wir den Wakhan.

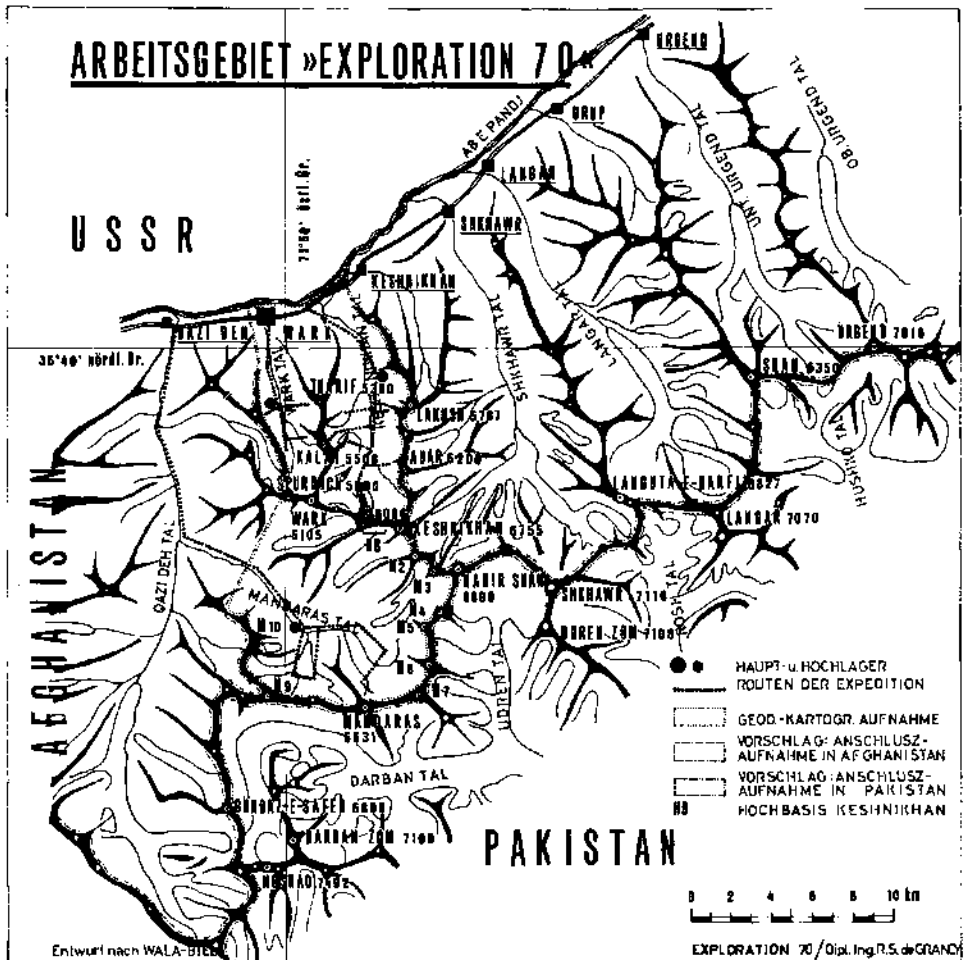
### Auswertung

Der ebenso planmäßigen Rückkehr nach Österreich folgten wenige Tage der Ruhe. Vor uns liegt die noch Monate erfordernde Arbeit der Auswertungen. Sie soll vornehmlich zwei Projekte verwirklichen:

1. Die Herausgabe des ersten Kartenblattes 1:25.000 aus dem Hohen Hindukusch im Stile der AV-Karten<sup>7, 8</sup>. Etwa 60 x 90 cm, Achtfarbedruck.

2. Herausgabe der endgültigen Expeditionsergebnisse in Buchform, als Gemeinschaftswerk aller Teilnehmer.

Zum Zeitpunkt dieses Berichtes sind sämtliche Meßdaten aus dem Keshnikhan- und dem Warktal durch den Computer gegangen und wurden, basierend auf der offiziellen Landesaufnahme, beispielsweise folgende Höhenkoten neu errechnet:



	<i>Exploration 70</i>	<i>Gruber 65</i>	<i>Wala 62</i>
Koh-e-Keshnikhan	6755	6760	7177
Koh-e-Auar	6183	—	6440
Koh-e-Lakhsh	5787	—	5786
Koh-e-Wark	6104	6130	6500
Koh-e-Spurdich	5820	—	6200

Die Auswertung der gewonnenen Meßbilder im Stereoautographen an der I. Lehrkanzel für Geodäsie der Technischen Hochschule in Graz durch R. Kostka führt zu einem Schichtenplan im Maßstab 1:10.000. Dieser wird sodann von F. Ebster und G. Moser (ÖAV-Kartographie Innsbruck) kartographisch bis zur Druckreife vervollständigt.

Für den an der geodätisch-kartographischen Aufnahme interessierten Leser seien an dieser Stelle folgende technische Daten angegeben:

*Verwendete Instrumente:* 1 Sekundentheodolit Theo 010/400g/3V-AS1, Leihgerät der Jenaoptik, Jena. 2 Phototheodoliten Zeiss-Jena TAF, Baujahr 1932 und 1938, Leihgeräte des ÖAV und der Technischen Hochschule München.

*Sprechfunk:* 4 Panasonic 27,016 MHz.

*Meßbilder:* Perutz Silbereosinplatten 13 x 18 cm, 12 Grad DIN.

*Aufnahmefläche:* ca. 200 Quadratkilometer (10 x 20 km).

*Standlinien:* 27, zwischen 2600 Meter und 6000 Meter Höhe.

*Terr.-photogrammetr. Aufnahmen:* zirka 250.

*Datenverarbeitung:* der Triangulierung auf Philips P 352.

*Meßbildauswertung:* Schichtenplan 1:10.000, 20-m-Aquidistanzen, hergestellt am Stereoautograph 1318 EL JENAOPTIK.

*Vorhandene geod. Grundlagen:* Kammverlaufsskizze Wala-Biel, Gipfelverzeichnis derselben, afgh. Landesaufnahme 1:50.000, Blätter 224 B IV und 224 B II.

*Kartogr. Auswertung:* Verkleinerung des Schichtenplanes auf 1:25.000, Felszeichnung, Gletscher, Moränen, Vegetationsgrenzen, Flüsse, Bäche, Siedlungen, Kulturfleichen usw.

H. Gamerith wird nach Vorliegen der topographischen Karte „Koh-e-Keshnikhan“ diese in eine geologische Spezialkarte 1:25.000 umzeichnen und durch Erläuterungen ergänzen. Weiters soll der Versuch unternommen werden, anhand der Ergebnisse eigener Kartierungen (Buni-Zom 1965, Yasin-Dasbar 1968, Keshnikhan 1970) und vorhandener Literatur eine Gesamtübersicht der Hochgebirgsketten zwischen der Baturamauer und dem Tirich Mir herzustellen und in Form einer geologischen Karte 1:500.000 auszuarbeiten. Außerdem werden an verschiedenen magmatischen Gesteinen des Hindukusch (Granite, Diorite, Spessartite) zusammen mit H. Kolmer vergleichende petrographische Studien durchgeführt. Diese Auswertungen erfolgen am Institut für Mineralogie und technische Geologie der Technischen Hochschule in Graz.

D. Braslau obliegt die glaziologische Beschreibung des nach N exponierten Keshnikhangletschers. Es kann sich hierbei nur um eine Zustandsdarstellung handeln, der jedoch ein vom Geodäten geschaffener Gletscherplan 1:10.000 beigelegt wird.

K. Gratzl bearbeitet die in Wark aufgenommenen völkerkundliche Dokumentation als erweiternden Beitrag zu den Badakhshanstudien von F. Kußmaul. R. S. de Grancy beschreibt die über den selben Ort gewonnenen Beobachtungen hinsichtlich der Siedlungs- und Gebäudeformen, der Grundrisse und Konstruktionen.

Die Sammlungen der völkerkundlichen Objekte wird zum gegebenen Zeitpunkt dem Völkerkundemuseum in Wien zur Verfügung gestellt werden.

Die aus den Tälern von Keshnikhan, Wark, Mandaras und Ab-e-Pandj erbrachte Herbarsammlung wurde Univ.-Prof. Dr. K. H. Rechner (Naturhistorisches Museum Wien) zur Bearbeitung und Beschreibung übergeben.

*Schlußwort*

Die auf den vorangegangenen Seiten beschriebene Forschungsexpedition hat sich sicherlich, wenn auch in bescheidenem Maße, das großangelegte „Forschungsunternehmen Nepal-Himalaja“ zum Vorbild genommen<sup>9</sup>. Das zum Ziel erwählte Arbeitsgebiet ist relativ klein, doch mußte auch hier größter Wert auf ein genaues Programm, weitreichende Koordination und exakte Organisation gelegt werden. Daß das bergsteigerische Erleben hierbei, trotz der eng bemessenen Zeit, nicht zur kurz kam, zeigt der Durchführungsbericht. Hohe Vermessungsstandlinien haben nicht nur den Vorzug eines größeren Gesichtsfeldes, es müssen hierbei eben auch bergsteigerische Ambitionen und Fähigkeiten eingesetzt werden. Eine Gipfelbesteigung ist dann, wie wir es im Wakhan-Hindukusch erleben durften, eine willkommene, nicht allzuviel Zeit in Anspruch nehmende Abwechslung.

Der Sinn dieses Berichtes soll letzten Endes aber auch in einer Werbung für die Fortsetzung unserer Arbeiten liegen. Es wäre erfreulich, fänden wir Nachfolger, die sich zum Beispiel der nach O anschließenden Täler von Shkhawr, Langar und Urgend annehmen würden. Gleichermäßen könnte man das Qazi-Deh-Tal bis zum Noshaq oder die in Pakistan benachbarten Talschlüsse des Darban- und des Udrenghletschers aufnehmen, wodurch die von uns geschaffene Kartenfläche wesentlich und unmittelbar fortgesetzt werden würde.

Die Vorlage eines genauen Programms findet in Österreich, wie wir es vielfach dankbar erfahren durften, Verständnis und tätige Unterstützung. Doch möge an dieser Stelle besonders darauf hingewiesen sein, daß es nach unseren Erfahrungen leichter ist, das Unterstützungsinteresse an der eigentlichen Expedition zu wecken, als an der sinnfälligen, ebenfalls kostspieligen Auswertung und den entsprechenden Publikationen. Diese Kosten müßten daher unbedingt schon von Anfang an veranschlagt sein.

*Quellenhinweise:*

entsprechend der Ziffern im Text

- 1 Diemberger, A.: „Bergsteiger erschließen den Hindukusch.“ Im JB des AV, Innsbruck 1965, Bd. 90, S. 164—184.
- 2 de Grancy, R. S.: „Drei Kösener im Hindukusch“, in Deutsche Corpszeitung, 65. Jg., Nr. 6, S. 276—281, Verlag Laupenmühlen & Dierichs, Bochum, Dez. 1964.
- 3 Gruber, G.: „Hinduraj-Hindukusch 1965“, im JB des AV, Innsbruck 1966, Bd. 91, S. 164—184.
- 4 Kußmaul, F.: „Badaxšan und seine Tagiken“, in „TRIBUS-Veröffentlichungen des Lindenmuseums Stuttgart“, Jg. 14, Stuttgart 1965.
- 5 Reehinger, K. H.: „Flora Iranica“, Akad. Druck- und Verlagsanstalt Graz, 1964 ff.
- 6 Arnberger, E.: „Die Kartographie im Alpenverein“, Wissensch. AV-Hefte, Nr. 22, Innsbruck und München 1970.
- 7 Finsterwalder, R.: „Die geod. und topogr. Arbeiten der Nanga-Parbat-Expedition 1934 und ihre Ergebnisse“, Deutsche Zeitschrift f. Vermessungswesen 1937.
- 8 Finsterwalder, R.: „AV-Kartographie und die ihr dienenden Methoden“, Sammlung Wichmann, Bd. 3.
- 9 Hellmich, W.: „Forschungsunternehmen Nepal-Himalaya“, in JB des AV, Innsbruck 1966, Bd. 91, S. 166—171.

# Bergabenteuer zu zweit im Hindukusch

HELGA UND RUDOLF LINDNER

Helga und mich verbindet eine lange, glückliche und erfolgreiche Gemeinschaft am Berg. Die Sehnsucht nach den „Gipfeln der Welt“, und wenn es auch nur ein unbestiegener Sechstausender sein sollte, war die natürliche Weiterentwicklung unserer Wünsche und Ziele. Diese begannen in den Heimatbergen und führten zu den schwierigsten Wegen in den Dolomiten und Westalpen. Und so wie wir stets, ganz allein auf uns gestellt, das Abenteuer Berg gesucht und gefunden hatten, wollen wir es auch im Hindukusch halten.

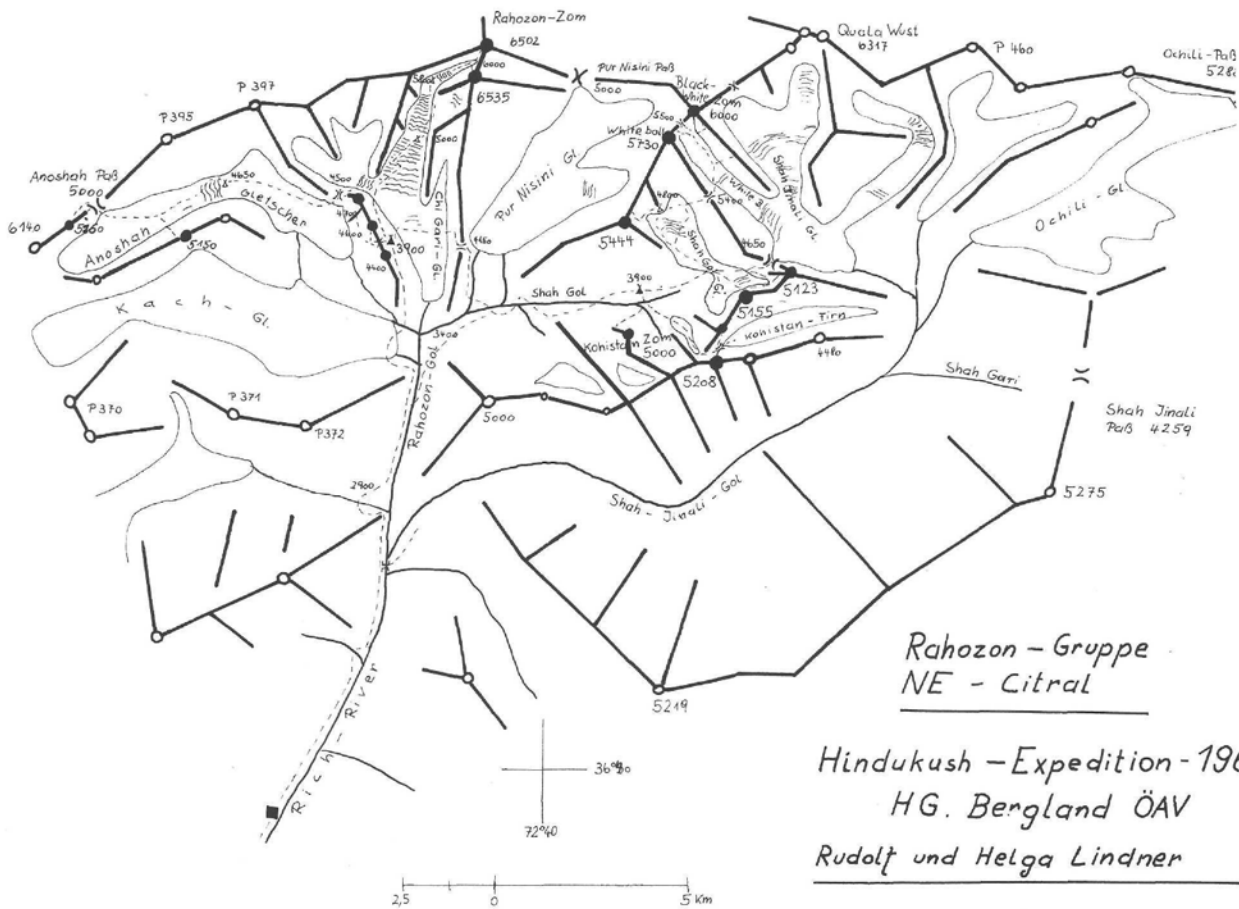
## *Vorbereitung*

„Sie und Ihre Frau allein?“ Die Öffentlichkeit war geneigt, unser Unternehmen eher als Vergnügungsreise und nicht als Expedition abzutun. Nur der Österreichische Alpenverein, im besonderen die HG Bergland, stand unserem Vorhaben von Anfang an, es sei mit Dankbarkeit vermerkt, positiv gegenüber. Sechs Monate standen uns für die Vorbereitung zur Verfügung. Beim Festlegen des Arbeitsgebietes versuchten wir, gegen möglichst viele Hindernisse gewappnet zu sein: Schwierigkeiten bezüglich Besuchsgenehmigung, Überschneidung mit anderen Expeditionen, technische Schwierigkeiten zum und am Berg, Mangel an Tragtieren und Trägern und die innerpolitische Entwicklung in Pakistan. Tatsächlich hatten wir uns mit all diesen Hindernissen, außer dem letzteren, auseinandersetzen. Wir bereiteten uns für sechs einigermaßen gleichwertige Berggebiete vor. Ein weiterer Punkt der Planung war die Beschaffung der finanziellen Mittel. Österreichischer Alpenverein, Bundesministerium für Unterricht, Land Steiermark, Gemeinde Leoben, Handel und Industrie, Freunde und Gönner förderten die Expedition. Die Beschaffung von Verpflegung und Ausrüstung stellte uns vor keine Probleme. Was die Zusammenstellung anbelangt, stützten wir uns auf Erfahrungen in den Westalpen, bei Winterhohtouren und kleineren Kundfahrten. Im Bereich der Siedlungen dachten wir uns voll landesüblich zu verpflegen. Die Apotheke stellte uns ein Arzt zusammen. Ein weiterer Punkt war die Beschaffung von Visa, Carnet und Impfpässen. Hinsichtlich des Fahrzeuges wurden wir technisch Unbelastete vor das beinahe größte Problem gestellt. Mit einem Opel Caravan, Baujahr 1961, in eher zweifelhaftem Zustand, zitterten wir kommendem Unheil entgegen.

## *Anreise*

Der Landweg nach Pakistan führt über Ankara—Teheran—Kabul—Khyberpaß nach Peshawar. Eine Strecke von etwa 7500 Kilometern, wovon nur mehr ein Zehntel nicht asphaltiert ist. Es wäre von Vorteil, sich im Fahren abzuwechseln. Doch eine Frau in Gegenwart ihres Mannes am Steuer belustigt nur in Witzzeichnungen. Kamele, Afghanen und Schafe glauben, wie auch die Fußgänger bei uns, ältere Rechte auf den Straßen zu haben. Es ist gut, sich auch auf Betonstraßen damit abzufinden. Trotz dieser Umstände, einem Raubversuch am Khyberpaß (an uns) und unheimlichen Geräuschen im Motor sind wir in zehn Tagen in Pakistan. Die Hitze im Tiefland ist für uns beinahe un-

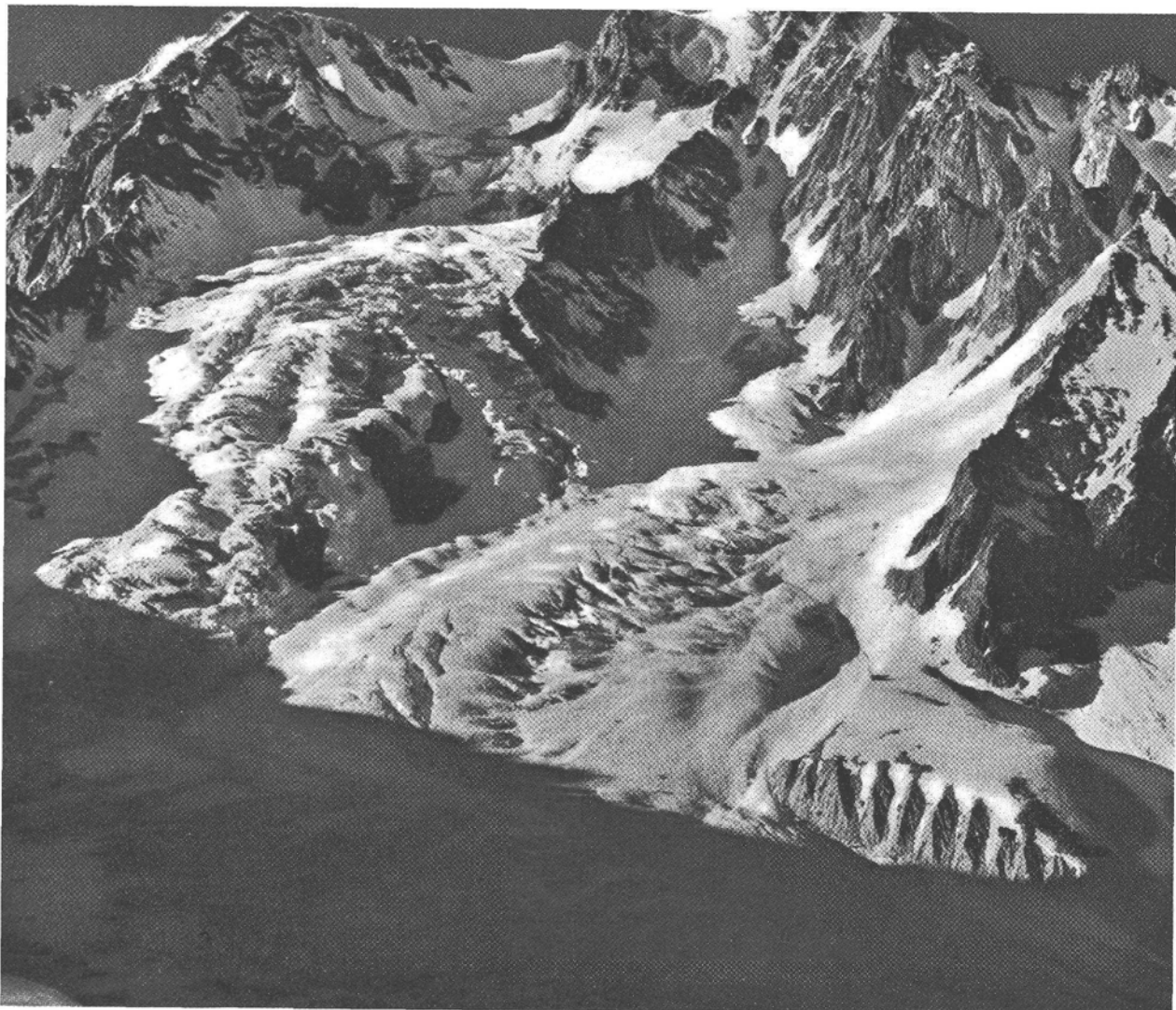




erträglich. Wenn wir aus dem Klimaraum unseres Hotels ins Freie treten, trifft uns beinahe der Schlag. Wir wechseln auf dem Schwarzmarkt Dollar in Rupien, größtenteils kleine Scheine, dann besuchen wir noch die Fremdenpolizei, die in unseren Pässen eine Aufenthaltsgenehmigung von drei Monaten vermerkt. Wir fahren weiter bis zur Ortschaft Dir, wo wir unser Fahrzeug beim Militärposten parken.

### In Citral

Ein Jeep bringt uns über den Lowaraipaß nach Citral. Wir haben einen niedrigen Preis ausgehandelt, dafür bekommen wir auch den klapprigsten Wagen weit und breit. Der Motor keucht und stottert auf der steilen Straße, bei jedem Wasserlauf füllt der Beifahrer den Kühler auf. Dabei stirbt der Motor ab, der Fahrer hüpfte mit seinen Pluderhosen vom Sitz, hantiert an der Zündspule herum, fährt kreischend hoch, weil er sich elektrisiert, dabei klappt der Motordeckel auf seinen Kopf herab. Beim nächsten Mal scheint es am Vergaser zu liegen, er versucht, ihm per Mundbeatmung, wobei ihm die Augen hervorquellen, Leben einzuhauchen. Jenseits hinab in das Mastujtal schließe ich mit meinem Leben ab. In steilen, engen Kehren, nur aus übereinandergeschichteten Steinen aufgebaut, klebt die Straße am Hang. Ohne Handbremse, bloß mit untergelegten Steinen, reversiert man in den Haarnadelkurven. Beim Überqueren der Lawnengänge schlittern die abgefahrenen Reifen über den Schnee, der turmartige Aufbau unseres Gepäcks, auf dem noch drei weitere Personen sitzen, schwankt bedenklich hin und her. Im Geiste sehe ich uns schon hunderte Meter tief abstürzen. Erst nachts erreichen wir Citral.



Rahozon-Zom von Südwesten (6535 m)

Aufn.: Rudolf Lindner

Beim Political Agent ersuchen wir um die Genehmigung für den Marsch durch das Mastuj- und Richtal und den Übergang über den Shah-Jinali-Paß in das Yarkhuntal. Wir bekommen die Erlaubnis, allerdings mit der Einschränkung, das obere Yarkhun nicht zu betreten und „nicht auf Berge zu steigen“. Wir versichern, uns nur für Menschen, Täler, Blumen und Schmetterlinge zu interessieren. Von Anfang an gaben wir uns stets nur als Touristen aus. Kein Wort von Expedition und Bergsteigen.

#### *Wunde Füße, Durst und Ruhr*

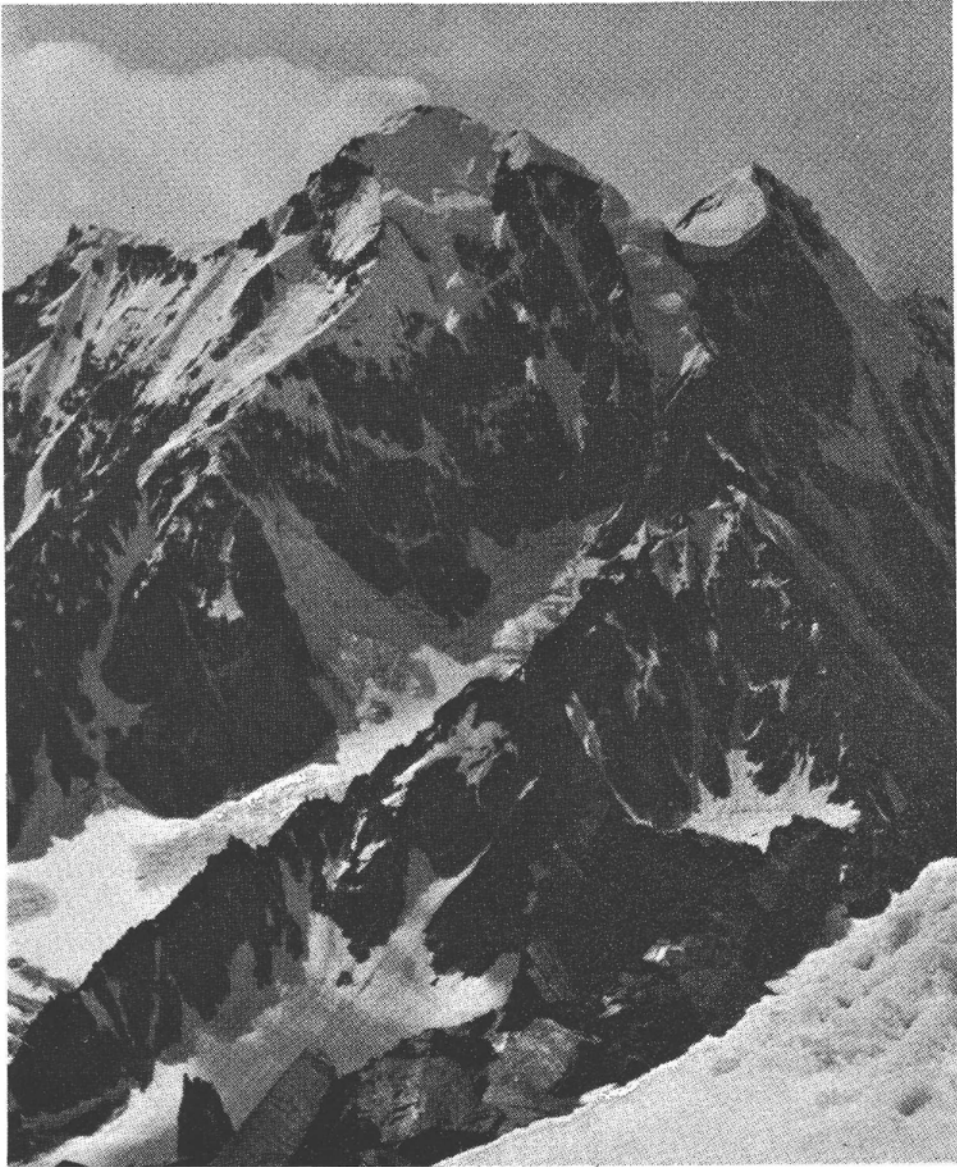
Fida ist ein Bauer aus Maroi. Er hat einen langen schwarzen Bart und schlaue Augen, ihn verpflichten wir, uns als Dolmetscher zu begleiten. Mit sechs Tragtieren beginnen

wir den Marsch. 200 Kilometer liegen vor uns, 30 bis 40 werden wir je Tag schaffen. Entlang der lehmgrau dahinschießenden Fluten des Mastujflusses, dem an seinen steilen Ufern abenteuerlich angelegten Weg folgend, wandern wir talein. Wir überschreiten einen Paß, um in das Richtal zu gelangen. Sengende Hitze, kein schattenspendender Baum, kein Wasser, taumelnde fiebernde Erschöpfung. In Uznu können wir einfach nicht mehr, wir haben uns eine Darminfektion geholt. Über 40 Grad Fieber mißt Helga bei mir. Wahrscheinlich bewahrt uns nur die gewissenhaft zusammengestellte Apotheke vor schlimmen Folgen. Vier Tage später marschieren wir weiter. Die Lasten sind nun auf zehn Träger aufgeteilt, der schmale Pfad ist oft unterbrochen und für Tragtiere unpassierbar. In einem Tag erreichen wir Phurgram, das letzte Dorf. Endlich ändert sich das Landschaftsbild. Über den kahlen, braunen Hängen wachsen weiße Berge empor, Gletscherbäche schäumen herab, und der Wind ist von kühlender Frische. Über den blaßrosa Blüten eines Rosenstrauches sehen wir das erste Mal den Rahozon-Zom. Er ist unser Hauptziel, nachdem im Noroghikuhkessel Japaner tätig sind, der Sararich einen zu komplizierten Zugang aufweist und wir das Yarkhantal nicht besuchen dürfen. Wir müssen den Noroghikuh-Gol überqueren. Mirsa Hajad, der Jäger, durchwaten als erster den Gletscherfluß. Er stützt sich auf seinen langen Stock, stemmt sich gegen die Fluten, die ihm bis zu den Hüften reichen, und setzt vorsichtig Fuß vor Fuß. Die vier stärksten und geschicktesten Träger bringen im Pendelverkehr die Lasten hinüber. Helga hält sich an meinem Rucksackriemen, und auch wir waten hindurch. Das Wasser ist eiskalt, und dabei sind die bloßen Füße besonders empfindlich gegen spitze Steine. Die Strömungsgeschwindigkeit ist groß, und in der Flußmitte habe ich das Gefühl, daß es nur noch eines winzigen Mehr bedarf, um mich wegzureißen. Neben mir spüre ich Helgas vergebliches Bemühen, sich aus eigener Kraft zu halten. Endlich haben wir die Mitte überschritten und die Strömung läßt nach. Fida kniet im Sand und betet, dann hilft ihm Mirsa herüber. Einmal verliert er den Boden unter den Füßen, verschwindet bis zum Bart in den Fluten, stumm, mit aufgerissenen zu Tode erschrockenen Augen, dann drängt er mit wilder Verzweiflung zum rettenden Ufer. In 2900 Meter Höhe, im Schutz eines Erlenwäldchens, schlagen wir ein Lager auf. Die Träger sammeln Holz, entfachen ein Feuer und bereiten ihr tägliches Mahl. Tschapati und Tee. Sie kneten Mehl und Wasser zu Teigkugeln, drücken diese zu Fladen und backen sie auf den heißen Steinplatten. Hoch über uns ragt der Rahozon in den Himmel. Er ist ein mächtiger Berg, und wenn wir ihn besteigen können, haben wir eine gute Wahl getroffen. Am nächsten Tag steigen wir weiter bergauf, umgehen einen reißenden Bach auf dem Gletscher, mühen uns über lockere Moränenhänge hinauf. Die Träger streiken. Wir versuchen es mit guten und harten Worten, wir weigern uns, ihnen den Lohn auszubezahlen, der bis zum Basislager und nicht bis hierher vereinbart wurde. Wir versprechen ein Bakschisch, und nach endlosem Palaver setzt sich kleine Karawane wieder in Bewegung.

#### *Rahozon-Zom*

#### *Im Hauptlager*

Auf einer begrünten Moräne des Chigarigletschers, in 3900 Meter Höhe, überragt vom Rahozon, steht unser Hauptlager. Fida und Mirsa sind bei uns geblieben. Während wir am Berg sind, sollen sie das Lager bewachen. Ansonsten holen sie dreimal am Tag Wasser, waschen das Geschirr, putzen die Schuhe, liegen in der Sonne und beten dreimal. Während Helga das Lager auf Komfort ausbaut, Ausrüstung und Verpflegung sortiert, gehe ich auf Erkundung. Die orographisch rechte Begrenzung des Gletschers bildet ein Felskamm. Einer der Granitzacken ist mein Ziel, da er einen guten Einblick in die SW-Flanke des Rahozon verspricht. Akklimatisiert bin ich vorerst noch schlecht, keuchend mühe ich mich über einen Blockgrat zum 4600 Meter hohen Gipfel. Wunderbar ist der



Rahozon-Zom (6535 m) vom Monte Ball (5724 m)

Aufn.: Rudolf Lindner

Ausblick von diesem zentralen Punkt über den Kach-, Anoshah- und Chigarigletscher. Im Westen stehen die Noroghikuhberge und die Lunkhogruppe, im Süden die Kohistan- und dahinter die Yarkhunkette und der Hinduraj. Unmittelbar mir gegenüber baut sich in eisdurchsetzten Felsflanken der Rahozon-Zom auf. Ein steiler, zerrissener Gletscher zieht zwischen den beiden Gipfeln hinauf. Durch diesen Bruch müssen wir einen Weg finden. Ich zeichne den vermutlich besten Weg durch das Labyrinth der Spalten und Séracs auf eine Keksschachtel. Zweifel plagten mich, ob die großen Spalten im unteren Teil und die senkrechte Séracwand im oberen zu überwinden sind. Schließlich bin ich es





2. Bruchrinne

Aufn.: Rudolf Lindner

müde, die Schwierigkeiten durch das Fernglas zu vergrößern. Ich strecke mich auf den warmen Granitplatten aus und schlafe ein. Als ein Schatten über mein Gesicht huscht, wache ich auf, ein Rabe kreist neugierig über mir. Noch einmal schaue ich hinauf zum Eisbruch. Die Schatten sind gewandert, Rampen und Mulden treten plastischer hervor, wir werden einen Weg finden. Den Grat klettere ich zurück, springe und gleite ein Schneefeld hinab und wandere im goldenen Abendlicht das Moränental hinaus zum Lager.

### *Aufbau der Hochlager*

Mirsa begleitet uns, als wir am 20. Juli zum Talschluß des Chigarigletschers marschieren. Auf zirka 4100 Meter Höhe, am Beginn des 1500 Meter hohen Rahozonbruchs, errichten wir ein Depot. Zwei Zelte, Luftmatratzen und NRC-Decken, ein Benzinkocher, Geschirr und zwei Liter Brennstoff, Seile, Reepschnüre, Eisschrauben, Felschaken, Karabiner, Pickel und Eisbeil sowie Proviant für zehn Tage. Alles, was wir für die beiden geplanten Hochlager und den Gipfel brauchen. Wir schaffen es hierher, um uns den Aufstieg etwas zu erleichtern, um uns mit diesem schrittweisen Vormarsch besser zu akklimatisieren.

Am 22. Juli steigen wir mit etwa einem Drittel des Gepäcks beladen in den Eisbruch ein. Wir folgen einer schleifenartigen Folge von Mulden und Rinnen. Der Gletscher ist blank, das Gelände aber nicht steiler als 35 Grad. Ab 4500 Meter steigen wir im griffigen Firn hoch. Wir gehen nach der Keksschachtelskizze und lassen uns von einem verlockend aussehenden Direktanstieg nicht verleiten. In einem Steilhang von vielleicht 50 Grad reißt eine Spalte nach der andern quer durch unsere Anstiegsrichtung. Wir brauchen drei Stunden, um diese Zone zu überwinden. Wir queren am Unterrand der Schründe entlang, überschreiten sie auf zerbrechlichen Brücken, reiten entlang der Oberlippe wieder in die Richtung zurück, aus der wir gekommen sind, um wieder nach einem Übergang über die nächste Spalte zu suchen. Endlich haben wir die nach rechts ansteigende Rampe erreicht, die weniger kompliziert emporleitet. Unter uns sehen wir ein Chaos von Eistürmen. Aha, die Direkte! Das Gelände wird flacher, bald sind wir unter dem Steilabbruch des zweiten Abschnittes. Hier planen wir das Hochlager I. Wir müssen ein Stück zurück, da dieser Platz zu gefährdet ist. In der Wand des Südgipfels klebt ein Hängegletscher. Ein vorgebauter Grat wirkt wie ein Lawinbrecher und leitet die stürzenden Eismassen nicht wie wir glaubten direkt hinab zum Chigarigletscher, sondern auch auf unser Plateau. Im Schutz einer Eismauer, ober der sich zwei Querspalten hinziehen, die in ihren Ausmaßen auch häusergroße Eistrümmer verschlucken, bauen wir unser kleines Makozelt auf (5000 m). Helga, die etwas schläft, wird von einem Adler, der nur zehn Meter über ihr hinwegschwebt, aufgeschreckt. Nachdem das Lager eingerichtet ist, steigen wir wieder ab.

Eingecngt zwischen Granitfeilern, steilt sich der Bruch über dem Lager I mit einer 600 Meter hohen Séracwand auf. Sie sperrt den Zugang zur großen Mulde, die hinauf zum Sattel zwischen den beiden Gipfeln zieht. Mit der restlichen Ausrüstung steigen wir vom Hauptlager wieder hinauf zum Lager I, das wir schon am frühen Vormittag erreichen. Bei der herrschenden Hitze ist an einen Weiterweg durch die Séracwand aber nicht zu denken. Aus der gleißenden Helligkeit flüchten wir unter das dunkle Leinen unseres Zeltes. Nachts schlafen wir schlecht, besonders Helga, die über starke Kopfschmerzen klagt. Zeitig am Morgen brechen wir wieder auf. In der Dämmerung lavieren wir durch ein System von Kreuzspalten, jenseits einer Senke beginnt die Séracwand. Im unteren Drittel müssen wir in der Mitte hinauf, im obersten Teil ist die rechte Begrenzungsflanke begehbar. Das verbindende Mittelstück ist der Schlüssel des Aufstiegs. Wir hasten durch die Senke. Hier liegen Lawinenreste von der Séracmauer und dem Hängegletscher 1000 Meter über uns. Wir steigen die Mauer hinauf. Erst einen

breiten Hang, dann eine Rinne zwischen abenteuerlich geformten, aller Statik spottenden Eistürmen. Wir sind nervös und zucken bei jedem Eiszapfengeklingel zusammen. Das Gelände ist 55 Grad steil. Da der Firn fest ist und Schnelligkeit die größte Sicherheit bietet, gehen wir gleichzeitig mit zehn Meter Seilabstand. Wir folgen einer Rampe, entlang einer grünschimmernden konvexen Eismauer, auf deren Schneide wir uns dann ein wenig sicherer fühlen und verschlaufen. Einen beinahe senkrechten Aufschwung klettern wir im Zackenfirn hinauf. Über uns wird die Wand immer unnahbarer. Helga sichert auf einem Schneeband im zweifelhaften Schutz eines überhängenden Eisturmes, ich quere nach rechts. Hinter einer Ecke erblicke ich die ersehnte Begrenzungsflanke. Doch dazwischen liegt noch ein Couloir, 40 Meter breit, ein Chaos von gestürzten, übereinandergetürmten Eisblöcken aller Größen. Das Seil ist aus, wir gehen gleichzeitig, was nützt hier schon sichern, nur schnell hinüber. Wir balancieren über glatte Eisbrocken, die fünfmal größer sind als wir, zuletzt mache ich einen wilden Sprung von einem labilen, klaviertgroßen Block, der sich langsam zum Umfallen entschloß. Endlich in der Rinne. Sie ist 55 Grad steil, weist griffigen Rillenfirn auf und ist von keinen absturzbereiten Séracs bedroht. Müde steigen wir hinauf. Das Tempo vorhin, die schweren Rucksäcke und die Höhe haben uns ausgepumpt. Über eine Rampe weichen wir dem aufsteilenden Abschluß aus und queren unter den roten Granitpfeilern nach links zum Gletscherboden. Wir haben den zweiten Bruch überwunden. Im aufgeweichten Firn stapfen wir den Gletscher hinauf. Nochmals treten die Flanken eng zusammen und bilden einen Eiswall. In seinem Schutz, auf einer vorgebauten Kanzel, bauen wir das Hochlager II (5800 m) auf. Das abbrechende Eis stürzt links und rechts, wie es die Lawinenbahnen beweisen, vorbei. Stein- und Eisschlag schlucken die oberhalb befindlichen großen Abrisspalten.

Noch am Nachmittag steigen wir ab, um im 800 Meter tiefer liegenden Lager I eine bessere Nacht zu verbringen. Auf dem unübersichtlichen Plateau finden wir erst unser Zelt nicht. Endlich entdecke ich dann den Eisturm mit dem charakteristischen Eiszapfenvorhang, unter dem sich das Lager duckt. Abend ist es geworden, mildes rotgoldenes Licht, dunkle Dämmerung im Tal. Um uns Gipfel ohne Zahl, über die bauschige Wolken segeln. Zwitschernd überfliegen uns zwei Bergfinken, ein wundervoller Friede liegt über der Welt. Hier sind wir schon richtig zu Hause. Das Klirren der Eiszapfen schreckt uns genausowenig wie das Zittern und Knacken unter unserem Zelt. Ich achte auf den surrenden Kocher, Helga schnitzelt Wurst in den Topf, und wir beide hoffen, daß der Schnee bald schmilzt und eine Suppe daraus wird. Durst haben wir, stundenlang werden wir noch kochen, Sanddornsaft, Milch, Pfefferminztee.

Wieder steigen wir auf zum Hochlager II. Hier bleiben nur das Zelt und die Luftmatratzen und Notproviant. Jedes Lager komplett auszustatten, wäre zu aufwendig, ja es wäre vielleicht besser gewesen, überhaupt nur ein Zelt mitzunehmen. Vormittags erreichen wir das Lager, leider können wir die Zeit nicht nützen und die sperrende Barriere über dem Zelt erkunden. Links und rechts poltert in kurzen Abständen das Eis herab. Nachmittag beginnt es zu schneien, doch nachts ist es wieder klar. Um drei Uhr morgens werden wir aufbrechen. Noch habe ich keine Minute geschlafen, zu viele Gedanken ziehen ihre Kreise.

### *Vergeblicher Versuch*

Im Licht der Stirnlampen verlassen wir das Zelt. Wir steigen ein Stück ab, um die Rampe zu erreichen, welche steil die senkrechte Mauer hinaufzieht. Grell ist der Lichtkegel auf der weißen Fläche vor uns, in der Tiefe Finsternis. Auf den Gipfeln des Lunkho und Hewad liegt ein rosa Hauch, und der Himmel darüber ist nicht mehr schwarz, sondern dunkelblau. Wir stehen auf einer schmalen Schneide, vor uns ein Hindernis, dessen Ausmaß wir im Dunkel nicht ausmachen können. Das kleine Licht

unserer Lampen huscht ratlos hin und her. Wir warten, bis es heller wird. Hoch oben am Grat saust der Wind, der Schnee rieselt in den Flanken. Vor uns, über die ganze Breite des Gletschers reichend, liegt die eingesackte Fläche einer verschneiten Spalte. Darüber eine Eismauer, überhängend, 40 Meter hoch, unmöglich zu überwinden. Wir spüren im knietiefen Pulverschnee nach links und rechts, aber es ist aussichtslos. In der Begrenzungsflanke sehen wir die einzige Möglichkeit. Von hier aus ist sie aber nicht erreichbar. Als wir wieder beim Zelt stehen, ist es acht Uhr. Zu spät, um es nochmals zu versuchen.

### *Die Nacht am Rahozon*

Noch vor Mittag hüllen sich heute die Gipfel in Wolken. Ein gelbes Licht liegt lauernd über den Bergen. Von Süden rückt es heran, flutet über die Kämme. Über dem Noroghikuh schließt sich die Wolkendecke, dort schneit es, bald auch bei uns. Helga geht es nicht gut, doch bis uns der Ernst der Lage bewußt wird, ist es für den Abstieg zum Basis- und auch Hochlager I zu spät. Im wirbelnden, unsichtigen Schneegestöber ist die Zeit für den komplizierten Abstieg zu kurz. Helga hustet und klagt über Schmerzen in den Atemwegen, einen unerträglichen Druck in den Augen, ausstrahlend auf den ganzen Kopf. Anzeichen einer Höhenkrankheit, und da ihre Augen glänzen und Wangen und Stirn heiß vom Fieber sind, habe ich entsetzliche Angst, daß sie eine Lungenentzündung bekommt. In dieser Höhe kann dies in kurzer Zeit schrecklich enden. Das Kerzenlicht flackert in der Unruhe der windbewegten Zeltwände, und die Schatten tanzen. Der Atem steigt wie eine Wolke hoch und setzt sich in Eiskristallen fest. Wenn der Sturm am Zelt rüttelt, schweben sie blinkend herab. Man muß warten. Auf was? Auf morgen, bis es Tag wird. Wenn es weiterschneit, wenn Helga nicht mehr gehen kann? Vielleicht könnte ich aus den Schistöcken eine Schleife bauen? Aber wie käme ich die Steilrinne hinab, über die Séracs und das Labyrinth der Spalten? Wenn man nur den bohrenden Gedanken entkommen könnte. Der Traum vom Gipfel ist vorbei, wenn ich nur Helga hinunterbringe. Vor dem Tagwerden koche ich noch einen großen Topf Sanddornsaft. Welche Farbe hat der Himmel? Schnee stäubt von der Eismauer herab. Helga steigt den Lagerhang hinab, das Seil läuft durch den flaumigen Pulver. Es strafft sich, und auch ich gehe. Klein, verweht, duckt sich das Zelt unter der Barriere. Auf Wiedersehen? Zweitausend Höhenmeter steigen wir ab und erreichen das Hauptlager am Abend. Der Berg ist in Wolken gehüllt. Zwischen den Granitblöcken blühen Blumen.

### *Sonne über dem Hindukusch*

Eine Woche später befinden wir uns wieder im Hochlager II. 4. August, zwei Uhr morgens, wir beginnen aufzustehen. Schmelzen Schnee, rühren Milch, Sanddorn, Zucker, Babygries und Ovomaltine zu einem Brei. Immer noch im Schlafsack liegend, versuchen wir unsere Füße in die Schichtenschuhe zu zwängen. Draußen hat es — 15 Grad. Um vier Uhr brechen wir auf. Hastig queren wir im Schein der Stirnlampen die Lawinnenrinne links des Lagerplatzes, dann eilen wir einen Hang hinauf, der Bergschrund, die sichere Flanke, welche die Eisbarriere begrenzt. Die Firnrutsche haben die Wand blankgefegt. Sie ist etwa 50 Grad steil und 150 Meter hoch. Aus der Dunkelheit fällt Helga ein Eisstück auf die Hand. Dann stehen wir auf dem flachen Gletscherboden über der sperrenden Eismauer. Es ist Tag geworden, langsam, Schritt für Schritt, gehen wir aufwärts, vor uns die sanfte Senke des Silbersattels, über der sich die Wände der beiden Rahozongipfel erheben. Wir sind am Paß, etwa 6000 Meter hoch, der Tiefblick ist eindrucksvoll. Zweitausend Meter brechen steile, eisdurchsetzte Wände nach Osten ab. Jenseits erhebt sich der Quala Wust glänzend in der Sonne, dahinter der Baba Tangi, östlichster Sechstausender im Hindukusch. Wir deponieren einen Rucksack und wenden



uns dem Nordgipfel zu. Seine gleichmäßige Eisflanke schimmert in der Morgensonne. Die geschwungenen Wächtengrate geben der Pyramide etwas Spielerisches. Wir steigen in der Flanke hoch, 50 bis 55 Grad, zuerst liegt Schnee auf dem Eis, dann können wir dem dunklen Blankeis nicht mehr ausweichen. Wir sichern die Standplätze mit Eisschrauben. Ohne Stufen klettern wir aufwärts. Nach 20 Metern eine Kerbe zum Ausruhen, weiter, wieder eine Kerbe, eine Eisschraube, die Selbstsicherung, eine Standstufe. Nach zehn Seillängen erreichen wir den Grat. Wie weit sich die Wächten nach Norden ausladen, können wir nur ahnen. Vorsichtig wühlen wir uns im Hang unterhalb der Schneide aufwärts. Wir gehen nur das halbe Seil aus und legen die Standplätze zehn Meter unter der Wächte. Wir graben einen halben Meter Schnee weg, um zum Eis und zu einer sicheren Verankerung für die Schrauben zu kommen. Einige kurze Steilaufschwünge, es ist noch immer nicht der Gipfel, sondern nur Wächtenausbildungen. Von links zieht eine Firnrippe herauf, läuft mit einem neugierlichen Aufschwung unseres Grates spitz zusammen. Steil ist der tiefe, nasse Schnee, ich arbeite mich hinauf, greife mit den Armen über die Kante. Ich kann es nicht glauben, aber es geht nicht mehr höher. Die Grate vereinigen sich, die Wand läuft zur Spitze zusammen, blendendes Weiß im leuchtend blauen Himmel. Mein Herz jubelt. Der Gipfel, der Gipfel. Meine Gedanken versuchen es zu fassen, es zu einem Wort zu formen, stammelnd: Der Gipfel! Kann man es sehen, greifen, beschreiben, dieses Glück? Vielleicht hören und fühlen, als Musik. Sie schwingt in unserem Innern. Ich ziehe das Seil ein, Helga schaut herauf, komm. Wir umarmen uns und können nichts sagen, weil die Kehle plötzlich so eng ist und die Tränen über unsere Wangen fließen. Erst später schreiten wir die sieben Meter lange Gipfelschneide ab, fotografieren, schauen auf das unübersehbare Gipfelmeer um uns. Im Westen steht der Tirich Mir, im Norden der Pic Carl Marx, im Osten die Berge des Karakorum und uns gegenüber der Südgipfel des Rahozone-Zom, in der Ferne der Hinduraj. Lange bleiben wir, es ist windstill und warm, der Abschied fällt uns schwer.

Der Abstieg erfordert unsere ganze Aufmerksamkeit. Der lockere Pulver vom Morgen ist aufgeweicht, das Blankeis ist unter der Sonneneinstrahlung wässrig und morsch und bricht unter den Frontalzacken der Steigeisen. Mehr als einmal durchzuckt mich der Schreck, wenn die Zacken abgleiten. Helga müht sich an den Standplätzen mit den Eisschrauben ab, die sie nun als Erste einsetzen muß. Im porösen Eis halten sie kaum. Wir erreichen den Silbersattel, gehen den Gletscherboden hinab bis zur Steilstufe und warten, bis die Sonne hinter dem Grat verschwindet. Dann klettern wir hinab zu unserem Lager.

### *Der Südgipfel*

Am 6. August steige ich nochmals auf das Plateau. Es ist noch völlig finster, ich folge unseren Spuren, hier gibt es keine Spalten, und ich trotte wie ein Automat dahin. Die Steigeisen kratzen über den Firn, und der Wind, der vom Sattel herabstreicht, treibt die Eiskörnchen weg. Pechschwarz ist der Himmel, tausend Sterne funkeln, aber liegt nicht schon ein Ahnen des neuen Tages jenseits des Silbersattels? Es wird zur fixen Idee, ich will zum Licht. Zum Gipfel müßte ich schon längst rechts abzweigen. Ich stapfe stur in Richtung Ost, setze mich nieder, warte, gehe weiter. Über dem Tirich liegt ein Hauch von Licht. Ist der Himmel darüber schwarz oder schon blau? Von seinem Scheitel fließt es langsam herab, und auch andere Gipfel treten aus dem Dunkel. Am Sattel warte ich auf die Sonne, für Augenblicke sind Himmel und Erde in brennendes Rot getaucht. Schöneres werde ich heute wohl nicht mehr sehen und empfinden. Auch nicht auf dem Gipfel. Unter einer Fels- und Eisflanke steige ich eine breite Rampe hinauf. Der Schnee ist windgepreßt, aber nicht so fest, daß er mich trägt. Bis zu den Knien breche ich ein. Vor mir dehnt sich eine Mulde. Ist es eine Spalte? Das Licht hier in der Nordseite ist noch zu ungewiß, um es genau zu erkennen. Ich schwenke links ab, es wird

steil, der Schnee ist hartgepreßt und gut zu begehen. Plötzlich zittert der Boden unter mir, der Hang reißt ab. Ich warte auf das Unausbleibliche. Die Schneedecke bricht in große Schollen, die wogend im nun aufgerissenen Schlund der Spalte verschwinden. Ich stehe unversehrt da, unter meinen Absätzen ist der Hang einen Meter hoch abgerissen. Nur weg hier. Außerhalb der Gefahrenzone setze ich mich hin. Keinen Schritt könnte ich mehr machen, so zittern mir die Knie. Über eine Schulter mit hohen Windgangeln zieht ein breiter Eisrücken hinauf zum Gipfel. Es ist schwierig zu schätzen, wie weit es noch bis dorthin ist. Schritt für Schritt, ohne zu rasten, steige ich empor. Da oben ragt ein Felszacken aus dem Schnee. Der Gipfel, 6535 Meter hoch. Vorsichtig klettere ich auf die zwei Meter hohe Granitnadel, die Steigeisen kratzen, meine Füße haben auf der winzigen Plattform gerade Platz. Soll ich mich ganz aufrichten? Vorsichtig! Einen Absturz wie diesen hier hinab zum Chigarigletscher habe ich noch nicht erlebt. Es erscheint mir fast senkrecht, 2550 Meter tief. Auf einer Schneekuppe ramme ich meinen Pickel hinein und mache ein 360-Grad-Panorama. Über eine Mulde gehe ich zu einem Felsrücken und baue aus Granitblöcken einen Steinmann. Bin ich glücklich? Dort drüben steht der Südgipfel, mit der Perlenkette unserer Spuren. Dort war ich mehr als glücklich. Unten sehe ich Hochlager II. Helga wird noch schlafen, es ist erst sieben Uhr. Den gleichen Weg steige ich wieder ab. Den abgebrochenen Hang und die Spalte umgehe ich rechts. Auf dem Rücken liegend, lasse ich mich hinableiten. Bald bin ich auf dem Plateau, steige die Steilflanke hinab zum Lager, wo Helga gerade aus dem Schlafsack kriecht. Neun Uhr ist es. Die Stunden abgezogen, die ich auf die Sonne wartete, war ich drei Stunden unterwegs.

Wir bauen das Lager ab, steigen hinunter zu Lager I, packen auch hier zusammen, und mit schweren Rucksäcken geht's hinab zum Hauptlager. Wir erreichen es abends, Mirsa läuft uns entgegen. „Welcome Sar! Top Sar?“ Er zeigt hinauf zum Rahozon, dessen Gipfel noch in der Sonne leuchtet. „Yes, Memsahib und ich Rahozon.“ Mirsa strahlt und er umarmt mich, legt Helga die Hand auf die Schulter. Aus der Tiefe seiner Pluderhosen holt er zwei lange Ketten hervor, auf Zwirnfaden aufgereihete ausgelöste Aprikosenkerne, und hängt sie uns um den Hals.

### *Anoshah*

Vier Tage bleiben uns noch bis zur Rückkehr der Talträger. Vom Lager I sahen wir im Grenzkamm einen schönen Sechstausender. Vielleicht wäre er noch zu machen? Wir überschreiten einen Hochsattel, müssen wieder tief hinab und sehen, daß aus unserem Plan nichts werden kann. Den ganzen Tag marschieren wir und bringen das Lager nicht höher als auf 4650 Meter. Und der Berg ist so weit weg. Wir ersteigen den Anoshahpaß, einen Übergang nach Afghanistan, und klettern auf zwei Gipfel nördlich und südlich des Gletschers. Der Anblick des Rahozon-Zorn, der von hier so unnahbar erscheint, läßt uns die heutige Enttäuschung vergessen. Am nächsten Tag sind wir mittags wieder beim Hauptlager. Die Träger sind schon da.

### *Shahgol*

Wir packen die Lasten und steigen ab. Beim Shahgol wenden wir uns wieder talein. Vor dem Purnisinibach schlagen wir das Nachtlager auf. Morgens wird der Wasserstand niedriger sein. Wir überqueren seine Fluten an einem Pendelseil. Es ist der Schlüssel zu einem Paradies. Grüne Matten breiten sich aus, Blumen, Sträucher, Schmetterlinge Wunder für uns, die wir von dort oben kommen, wo es nur Eis und Schnee gibt. Hoch oben auf einem begrünten Rücken sehen wir ein Steinbockrudel. Auf einer Wiese, knapp

unter dem Shahgolgletscher, errichten wir auf 3900 Metern das Lager. Die Träger verabschieden sich, auch Fida und Mirsa.

### *Dolomitberge*

Südlich wird das Blumental von der Kohistankette überragt. Vom Sangrich bis zum Shahgolpaß reihen sich unzählige Zacken und Gipfel. Rotgelbe Wände und Pfeiler, Eisrinnen und Hängegletscher. Sechs dieser Gipfel kann man als mehr oder minder selbständige Berge bezeichnen. 5000 bis 5200 Meter hoch. Direkt vom Hauptlager aus besteigen wir den Gipfel unmittelbar über dem Shahgolpaß. Eine Firnrinne und Firnrücken führen uns vom Gletscher zum Vorgipfel. Wir überschreiten eine überwachtete Scharte und klettern im Wassereis längst der überhängenden Felswand zum höchsten Punkt. Das Wetter ist unbeständig geworden. Ab Mittag schneit es nun jeden Tag. Helga sammelt Blumen, ich wandere den südlichen Gletscher talein. Links der „Donnernde Berg“, nach Norden hat er einen Hängegletscher, der sich in den letzten Tagen in stündlichen Abständen krachend entlud. Der Eisstaub zog im Gegenlicht wie der Schleier eines Wasserfalls herab auf die Wiesen. Über dem Gletscher breitet sich im Schutz der Wände ein grüner Hang. Eine blühende Oase über dem Eis. Weiße Anemonen, gelber Mohn, rote und blaue Polsterpflanzen. Zwischen den Steinblöcken laufen Schneehühner und vor einem Erdhügel hockt ein fuchsrotes Murmeltier. Zwei Stunden schleiche ich hinter den Hühnern her, die mich den ganzen Hang hinauflocken. Dann schwirren sie rufend und knorrend ab. Unser Kelomat hat, wie seit Wochen, auch heute kein Fleisch zu dünsten. Ich wende mich dem Berg zu, steige durch eine Rinne auf ein Plateau und ersteige die beiden Gipfel links und rechts. Punkt 5208 Meter ist der höchste Berg der Kette. Der begehrte Ausblick zur im Süden liegenden Yarkhunkette bleibt mir verschlossen. Wolken ziehen nach Norden und verhüllen auch bald meinen Gipfel.

### *Black-White-Zom*

Wir erkunden den Übergang zum Shah-Jinali-Gletscher. In der uns noch zur Verfügung stehenden Zeit ist es aber nicht mehr möglich, unser Hauptlager dorthin zu verlegen. So ist dieser Bergkranz für uns nicht mehr erreichbar. Wir wenden uns dem nördlichen Nebenarm des Shahgolgletschers zu und errichten auf einem Felsgrat in 4800 Meter Höhe ein Hochlager. Wir graben den Schiefergrat ab, schichten Platten auf, bis eine zwei Quadratmeter große Terrasse entstanden ist. Dort steht dann wie ein Adlerhorst unser Zelt. Am 19. August steigen wir hinab zum Gletscherkessel und durch eine Steilrinne, die zwischen einem Felspfeiler und einer Séracwand hinaufzieht, erreichen wir einen Sattel. Es beginnt wieder zu schneien, aber der folgende Firngrat ist weder steil noch überwacht. Plötzlich geht es jenseits wieder hinab, 5444 Meter, der Gipfel! Durch ein Wolkenloch sehen wir hinab ins Shahgol, wir stehen direkt über dem Hauptlager. 1500 Meter tiefer liegend. Im Schneetreiben steigen wir wieder ab, die Rinne ist rutschig, man sieht schlecht, und wir gehen langsam und vorsichtig. Als wir den Gegenanstieg hinauf zum Lager unter die Steigeisen nehmen, klart es wieder auf. Wolkenlos ist der Abend, wir sitzen auf den Schieferplatten vor dem Zelt. Wir wünschen uns noch viele solche Stunden in unserem Leben.

Am 20. August klettern wir durch eine Eisrinne zu einer 5400 Meter hohen Scharte. In der Dunkelheit wagen wir uns jenseits nicht hinab und warten auf den neuen Tag. Wir frieren erbärmlich in dem scharfen Wind. Endlich können wir den 60 Grad geneigten blanken Hang hinabklettern. Über den Bergschrund springen wir. Klar liegt nun der Weg vor uns. Ein flacher Gletscher zieht nach N zu einem Sattel. Darüber erheben sich

die runde Eiskuppe des Whiteball und der Black-White-Zom. Seine schwarzen Schieferfelsen heben sich gegen den weißen Firn und den blauen Himmel kontrastreich ab. Am Bergschrund massiere ich über eine Stunde lang Helgas Zehen. Im herrlich griffigen Zackenfirn steigen wir die SW-Flanke hinauf, klettern eine Felsrippe empor, ein waagrechtter Grat, rotbraune Blöcke, der Gipfel, 6000 Meter hoch. Wir bauen einen Steinmann, liegen in der Sonne und genießen den Anblick des Rahozon-Zom. Hierher nach Osten zeigt er ein wildes Gesicht. Von der scharfen Spitze dort oben haben wir diesen Abgrund geschaut. Wir steigen wieder hinab zum Gletscher (5400 m) und wieder aufwärts zum Whiteball, 5724 Meter. Was für ein herrlicher Schiberg müßte das sein. Zweitausend Meter Abfahrt zum Shah-Jinali-Gletscher. Wir klettern wieder über die Scharte und die steile Rinne hinab, die wir heute noch nachts heraufgestiegen waren. Jetzt rinnt das Wasser über das Eis, wir gehen seilfrei, aber vorsichtig. Dort drüben steht unser grünes Zelt in den schwarzen Felsen.

Am nächsten Morgen brechen wir das Lager ab und marschieren zurück zum Basislager. Kurz bevor wir es erreichen, löst sich in den Gipfelfelsen des P. 5444 eine Felsplatte. Erst poltert sie durch eine Rinne, dann stellt sie sich auf und rast über den tausend Meter hohen Hang, der gleichmäßig wie eine aufgestellte Tafel ist und dessen Schieferplättchen plan wie eine Rennbahn liegen, herab. Sie saust mit einem flatternden Singen so wahnwitzig schnell an uns vorbei, daß wir kaum mit dem Schauen nachkommen. Über die Abbruchkante zum Bach springt sie hinaus und vergräbt sich wie ein Meteor im gegenüberliegenden 50 Meter entfernten Erdhang.

#### *Kobistan-Zom — Berglandspitze*

In zwei Tagen erwarten wir die Träger. Über unserem Hauptlager erhebt sich ein zwar nur 5000 Meter hoher, aber sehr formschöner Gipfel. Sein massiger rotbrauner Felsklotz und die wie eine Krone aufgesetzte Eiskalotte haben es besonders Helga angetan. Er soll der Abschluß unserer Expedition werden. Rechts seiner Nordwand zieht eine Firnflanke hinauf, die sich zu einer Rinne aufsteilt und auf einer Schulter endet. Einer Firnschneide folgt man zu den Felsen, über diese hoffen wir die Eiskalotte und den Gipfel zu erreichen. Kaum wird es hell, schließt sich die Wolkendecke und es beginnt zu schneien. Wir sind am Beginn der Rinne. Der Ausstieg zur Schulter ist sehr steil, jenseits bricht ein wilder Felskessel ab. Wir folgen der Firnschneide, an der Kante wagen wir nicht zu gehen, man kann in dem Schneegestöber nichts sehen. So queren wir in den steilen Hang unterhalb. Sollen wir umkehren? Ober uns schälen sich schon die Felsen aus dem Grau. In einem Windkolk legen wir die Steigeisen ab. Die Felsen sehen nicht sehr einladend aus. Da rührt sich wieder dieses erbärmliche Verzagtein. Und es schneit noch immer. Willst du all diese herrlichen Tage mit einer Niederlage beenden, dich immer wieder beschimpfen, daß du zuwenig Begeisterung hattest? Der erste Aufschwung ist steil, aber überraschend griffig, und es liegt kaum Schnee. Dann folgen Platten, Bänder dazwischen. Immer gute Standplätze, Helga baut dort Steindauben, um die Orientierung beim Abstieg zu erleichtern. Umkehren wollen wir jetzt auf keinen Fall mehr. Neun Seillängen klettern wir hoch, als ober uns ein schmaler Eisschlauch sichtbar wird. Unterhalb schlage ich einen Haken, dann spreize ich über das Wassereis. Die Felsen treten weiter auseinander, und meine Hose droht zu platzen. Jetzt wären die Steigeisen nützlich, aber es geht auch ohne. Zwischen Fels und Eis ist eine handbreite Kluft. Jeweils mit zwei Hammerschlägen hacke ich eine gute Stufe. An einem Felszacken sichere ich Helga bis zum Haken herauf, dann gehe ich wieder weiter. Kein Fels mehr, hier beginnt also die Eishaube des Gipfels. Im griffigen Firn stoße ich Stufen, in den Händen halte ich den Eishammer und einen langen Profilhaken. Geschwungen wie eine Sichel, weniger steil

als es vom Tal aussah, zieht sich die Firnschneide hinauf. Es hat zu schneien aufgehört und wir stehen auf dem Gipfel. Der Wind zerreißt die Wolken, Türme und Wände tauchen aus dem Nebel, und plötzlich brechen die Sonnenstrahlen durch. Da stehen sie, die Berge, unsere Berge.

Wir waren bereit zu geben; mit aller Leidenschaft.  
Leidenschaft ist Liebe.  
Und Liebe ist mehr als alles andere auf der Welt.

*Expeditionsergebnis:*

Erstbestiegene Gipfel:

- 19. Juli 1969 P. 4600 Meter
- 20. Juli 1969 P. 4700 Meter
- 4. August 1969 Rahozon-Zom-Nord, 6502 Meter
- 6. August 1969 Rahozon-Zom-Süd, 6535 Meter
- 10. August 1969 P. 5150 Meter
- 13. August 1969 P. 5123 Meter
- 14. August 1969 P. 5155 Meter und 5208 Meter
- 19. August 1969 P. 5444 Meter
- 20. August 1969 Black-White-Zom, 6000 Meter, und Whiteball, 5730 Meter
- 22. August 1969 Kohistan-Zom/Berglandspitze, 5000 Meter

# Österreichische Karakorum-Expedition 1970

der Akademischen Sektion Wien des ÖAV

EDUARD KOBLMÜLLER

## *Übersicht:*

An der Expedition beteiligten sich neben der veranstaltenden Sektion noch die Alpenvereinssektionen Linz, Touristenklub Linz, Reichenstein, Reichenau und Steyr.

### *Teilnehmer:*

Eduard Koblmüller, Dipl.-Ing., 24, Linz, Expeditionsleiter; Dietmar Entlesberger, 28, Steyr; Gerhard Haberl, Dipl.-Ing., 24, Steyr; Christian v. d. Hecken, 26, Gmunden; Helmut Krech, 23, Wien; Erich Lackner, 22, St. Peter/Au, NÖ; Gerd Preßl, 23, Linz; Fred Preßl, 21, Linz; Heinz Thallinger, 26, Gmunden.

Alle Teilnehmer gehören der Hochtouristengruppe der Akademischen Sektion Wien an.

*Dauer der Expedition:* 20. Mai bis 16. September 1970.

*Ziel:* K 6 (7281 m) als Kulminationspunkt der Kondusgruppe im östlichen pakistanischen Karakorum.

Den Ehrenschutz hatte Herr Bundespräsident Dr. h. c. Franz Jonas übernommen.

## *Wie es zum K 6 kam*

Ende Juni 1969 richten wir ein offizielles Ansuchen um Gewährung einer Expeditions-genehmigung für den 7852 Meter hohen Khiangyang-Kish im nordwestlichen Karakorum an die pakistanische Regierung. Als Nebenziele werden in der Reihenfolge K 6 und Malubiting (7453 m) angegeben. Trotz wiederholter Interventionen bei den zuständigen pakistanischen Behörden durch die österreichische Botschaft in Islamabad erhalten wir bis Ende März 1970 keine pakistanische Stellungnahme zu unserem Gesuch.

Anfang April kommt endlich die langersehnte Entscheidung aus Islamabad: Ablehnung für Khiangyang-Kish, dafür aber Genehmigung des Malubiting für 20. Mai bis 20. Juli. Allerdings bringen wir in Erfahrung, daß der Malubiting auch zwei weiteren Expeditionen bewilligt wurde, und zwar einer japanischen Gruppe für April bis 20. Mai und der Münchner Karakorum-Kundfahrt für die Zeit nach dem 20. Juli.

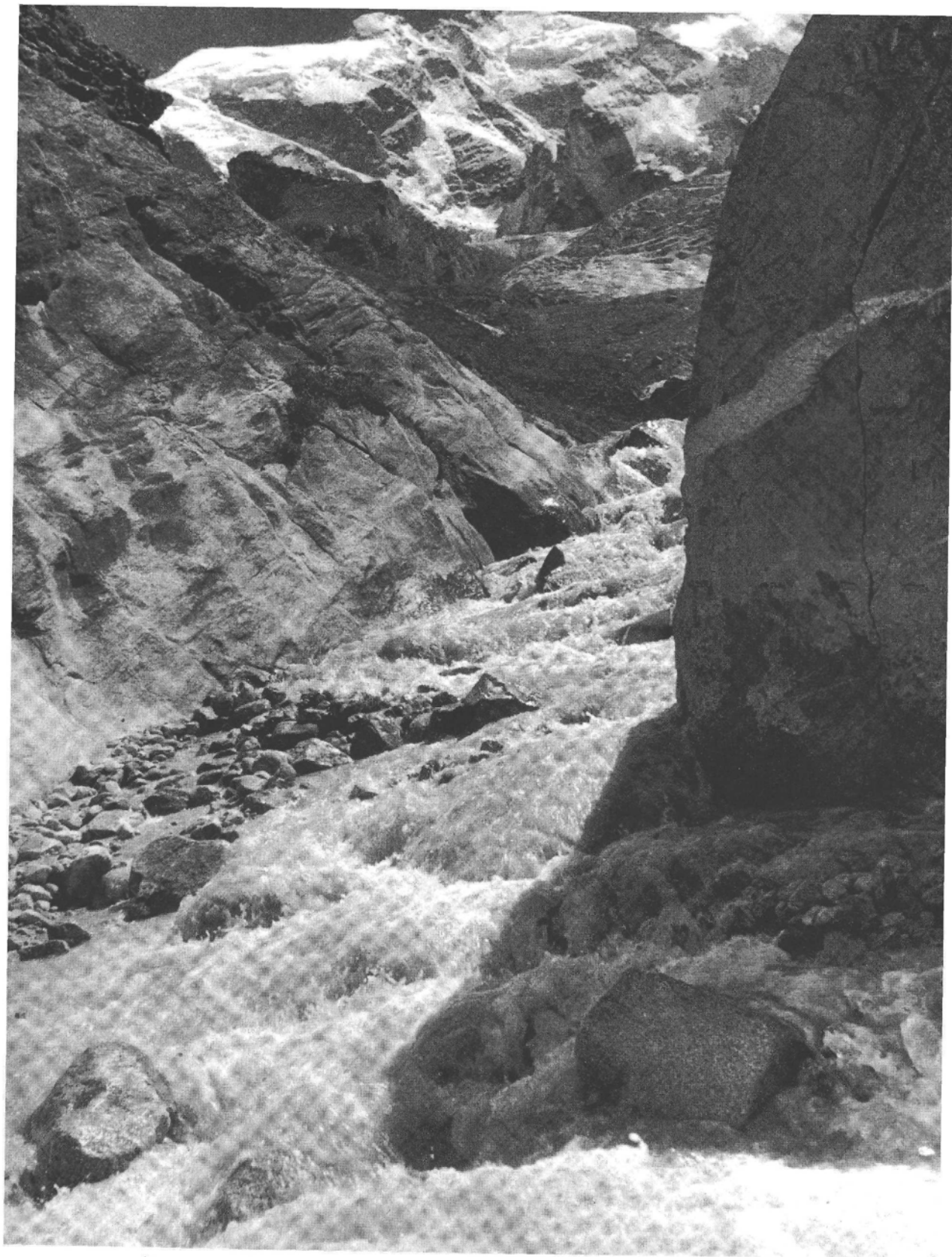
20. Mai. Wenige Stunden vor unserer Abreise erhalte ich eine Telegramm unserer Botschaft in Islamabad: „Möglichkeit, daß K 6 Ihrer Expedition zugewiesen wird, ist nicht auszuschließen.“ Da der K 6 mit 7281 Metern zwar niedriger ist als der Malubiting (7453 m), aber als außerordentlich schwieriger Berg gilt, packen wir noch rasch alles zusätzlich verfügbare Klettermaterial auf unseren Lkw, dann hat die Hektik der letzten Vorbereitungswochen endlich ein Ende. Am 20. Mai verlassen wir die Heimat.

Während acht Mann unserer neunköpfigen Mannschaft die Reise auf dem Landweg antreten, fliege ich am selben Tag nach Rawalpindi, um endlich Klarheit über unser endgültiges Expeditionsziel zu erhalten. Tatsächlich steht wenige Tage später der K 6 als Ziel fest. Der Malubiting wird der Münchner Karakorum-Kundfahrt 1970 zugesprochen, die bereits mehrere Wochen in Pakistan auf eine Entscheidung wartet, während die Japaner ihre Expedition aus organisatorischen Gründen absagen.

## *Geschichte des K 6*

Der K 6, Kulminationspunkt der berühmten Kondustürme, liegt mit einer geographischen Lage von 76°30' östlicher Länge und 35°25' nördlicher Breite im südöstlichen pakistanischen Karakorum. Im Westen wird das Massiv vom Hushetal, im Norden vom Chogolisagletscher, im Süden und Osten vom Kondustal bzw. Kondus- und Kaberi-gletscher begrenzt. Geologisch handelt es sich um ein reines Granitmassiv, eine Tatsache, die den wilden Charakter dieser Gebirgslandschaft entscheidend mitprägt.

Das Basislager der Österreichischen Karakorum-Expedition 1961 unter Erich Waschak



Zum erstenmal wird der K 6 sichtbar. Blick auf die 2000 m hohe Südwand. Genau in der Mitte des oberen Bildrandes der Hauptgipfel (7281 m) mit kleiner Wolke darüber.

stand am Kondusgletscher an der Ostseite des K 6. Neben der Genehmigung für den Mount Ghent (dessen Erstersteigung durch Wolfgang Axt auch gelang) hatte diese Expedition auch eine Bewilligung für den K 6. „Daß der K 6 von der Konduseite aus wohl kaum je erstiegen werden dürfte, war uns beim Anmarsch schon klargeworden“, schreibt Erich Waschak in seinem Bericht. Beeindruckt von der ungemein steilen Ostflanke, spricht Wolfgang Axt später sogar vom K 6 „als dem vielleicht schwierigsten unerstiegenen Karakorum-Siebentausender“, und Prof. G. O. Dyhrenfurth bezeichnet die K-6-Gruppe „als ideales Betätigungsfeld für unsere jungen Extremen“!

Ebenfalls 1961 greift „The British Royal Airforce Expedition“ den K 6 zum ersten Male ernstlich an. Von Süden, über das Nangmahtal, gelangen die Engländer an den Fuß der Südflanke, fühlen sich aber als relativ kleine Expedition den zu erwartenden Schwierigkeiten nicht gewachsen und brechen den Versuch ab. Ein Erkundungsvorstöß auf die Nordseite über den Chogolisagletscher bringt die Erkenntnis, daß an den zwei- bis dreitausend Meter hohen Granitwänden der Nordflanke jeder Versuch hoffnungslos sei.

Drei Jahre später versucht die „Berliner Karakorum-Kundfahrt 1964“ doch noch einen Weg vom Kondustal aus zu finden. Benachteiligt durch Schlechtwetter, irren sich die Berliner am Berg und scheitern in etwa 6300 Meter Höhe. Statt des K 6 hat diese Gruppe einen bis dahin unbekanntem Berg in der Nachbarschaft des K 6 angegriffen, ein Irrtum, der erst später von Dyhrenfurth erkannt und aufgeklärt wurde. Der neuentdeckte Siebentausender wird als Punkt 7040 („Berliner“) bezeichnet.

Nun bleibt es einige Jahre ruhig um den K 6, bis 1969 eine italienische Expedition („Spedizione Abruzzi“) unter der Leitung von Luigi Barbuscia die Herausforderung abermals annimmt, diesmal wieder von Süden. Nach zeitraubenden Erkundungsvorstößen entscheiden sich die Italiener für die riesige Eisrampe, die die Südwand des K 6 in Richtung des wenig ausgeprägten Westgipfels (7040 m) durchzieht und weit westlich des Hauptgipfels endet. Dies bedeutet praktisch die Aufgabe des Hauptgipfels, da der höchste Punkt des K 6 vom Westgipfel durch einen zwei bis drei Kilometer langen, ab der zweiten Hälfte äußerst schwierigen Felsgrat getrennt ist. Die Eisrampe selbst ist in ihrer ganzen Länge eisschlaggefährdet, da sie in Falllinie einer darüber befindlichen Séraczone liegt. Der Spitzenmannschaft der Italiener gelingt die Durchsteigung der Eisrampe, sie gerät jedoch knapp unterhalb des Westgipfels in einen schweren Wettersturz und muß einen dramatischen Rückzug antreten. Von diesem italienischen Versuch haben wir übrigens während unseres Unternehmens keine Kenntnis, und man kann sich unser Erstaunen vorstellen, als wir 1970 in 4100 Meter Höhe Spuren des italienischen Basislagers vom Vorjahr finden.

#### *Der lange Weg nach Skardu*

Am 2. Juni 1970 treffen meine acht Kameraden nach 13tägiger Fahrt mit unserem von der Österreichischen Automobilfabriks AG zur Verfügung gestellten Gelände-Lkw („Husar“) und einem VW-Transporter in Rawalpindi ein. Mittlerweile sind die meisten behördlichen Formalitäten und die anfänglichen Schwierigkeiten mit der Versicherung des Begleitoffiziers geregelt. Am 8. Juni wird uns Captain Gul Alam Khan als Begleitoffizier zugeteilt. Schon nach kurzer Zeit wird uns klar, welch großes Glück wir mit „unserem Gul“, wie wir den Captain kurz nennen, haben. Gul ist nicht nur ein hervorragender Begleitoffizier, er wird im Verlauf des Unternehmens unser aufrichtiger Freund.

Trotzdem sitzen wir noch eine Woche in Rawalpindi fest, denn das letzte und größte Hindernis auf unserem Weg zu den Bergen scheint zeitweise fast unüberwindlich zu sein: der Transport unseres 2500 Kilo schweren Expeditionsgepäcks nach Skardu. Die pakistanische Fluglinie PIA besitzt keine Transportflugzeuge mehr und ist gezwungen, das Gepäck mit normalen Passagiermaschinen nach Skardu einzufliegen. Pro Flug können höchstens 100 bis 200 Kilo Expeditionslasten nach Skardu gebracht werden, da die Maschinen immer voll besetzt sind; außerdem fällt etwa die Hälfte der fünf Flüge pro Woche wegen Schlechtwetters aus. Verzweifelt bemühen wir uns um einen Charterflug



oder um Extradflüge nach Skardu, doch bleiben alle Versuche vorerst erfolglos. Eine Militärmaschine kommt aus finanziellen Gründen nicht in Betracht, der Landweg über Gilgit wird trotz mehrmaligen Ersuchens vom Kaschmir-Ministerium verboten.

Endlich gelingt es mit der tatkräftigen Hilfe eines PIA-Managers, für den 16. Juni eine Passagiermaschine für den Gepäcktransport zu chartern. Bis zuletzt müssen wir wegen des Flugwetters bangen, ein Ausfall dieses Fluges hätte unbestimmte Wartezeit zur Folge gehabt, doch das Glück steht nun auf unserer Seite. Der Weg zum Karakorum, zum K 6 ist frei!

Ein traumhaft schöner Flug, hoch über dem tief eingeschnittenen Industal; und vorbei am Nanga Parbat, bringt uns nach Skardu, der letzten größeren Stadt am Südrand des Karakorum. Binnen kurzem stehen dank dem Geschick unseres Gul die erforderlichen fünf Jeeps zur Weiterfahrt bereit, und wir erreichen in halsbrecherischer Fahrt auf der engen und in atemberaubender Kühnheit in den Fels gehauenen Jeepstraße das 100 Kilometer entfernte Khapalu.

#### *Anmarsch*

Zwei Tage später. Die letzten Zeichen der technisierten Welt bleiben zurück, wir überqueren den Shyok. 96 Trägerlasten schwimmen etappenweise auf dem primitiven Eingeborenenfloß aus aufgeblasenen Tierhäuten über den Shyok. Am Nordufer verteilen wir die Trägerlasten an die bereits in Überzahl wartenden Träger, dann setzt sich unsere Karawane in Bewegung. Ein kurzes Stück folgen wir noch dem Wüstenufer des Shyok, dann biegen wir nach Norden ins Husheratal ab und erreichen am späten Nachmittag das Dorf Machalu.

Am nächsten Tag marschieren wir in einer anstrengenden 20-Kilometer-Etappe das Husheratal weiter aufwärts bis Kande, das bereits 2900 Meter hoch liegt. Die Berge zu beiden Seiten werden höher, steiler, weit im Hintergrund beherrscht der berühmte Masherbrum den Abschluß des Tales. Am 20. Juni überqueren wir den Hushe und betreten durch eine enge Schlucht das Nangmahtal, das in östlicher Richtung abzweigt. Ein Tal, dessen Tausendmetergranitwände in den Himmel wachsen, über uns zusammenschlagen scheinen. Berge tauchen auf, voll rauher, wilder Schönheit. Ins Gigantische gesteigerte Felstürme, eine namenlose Welt von hartem, rotbraunem Granit, zerrissenen Graten, steilen Eiswänden. Das Sommerdorf Nangmah, nach dem dieses Tal seinen Namen hat, liegt 3900 Meter hoch, eine Handvoll Menschen und einige niedrige Steinhütten am Rande des Gletschers.

Am 21. Juni schlagen wir in 4300 Meter Höhe, orographisch rechts des „Nangmah-gletschers“, das Basislager auf. Die Träger, die sich während des viertägigen Anmarsches vorbildlich verhalten haben, werden ausbezahlt und verlassen uns. Hochträger stellen wir nicht ein.

Direkt dem Lager gegenüber — der großartige Anblick der K-6-Südwand, zum Greifen nahe steht unser Traumziel vor uns. Im Süden kein jäh aufragender Gipfel, ohne die Eleganz eines Masherbrum, einer Chogolisa. Ein breiter, wuchtiger Stock, eine eisgepanzerte, riesenhafte Südwand, kilometerbreit, 2000 Meter hoch.

#### *Expeditionstagebuch*

Zwei getrennte Erkundungsvorstöße am 23. Juni bringen die ersten Ergebnisse:

Die von den Italienern 1969 versuchte Route über die Eisrampe ziehen wir aus den bereits früher geschilderten Gründen nicht in Betracht.

Eine direkte Durchsteigung der Südwand ist ausgeschlossen, ein Überwechseln auf die Nord (Chogolisa-)seite schwierig und wahrscheinlich nicht sinnvoll.

Als vorläufig beste Möglichkeit verbleibt eine Durchsteigung des östlichen S-Wandteiles hinauf zum SO-Grat, der direkt zum charakteristischen Gipfelturm des K 6 leitet. In diesem Fall hätten wir 1500 Meter Matterhornnordwandgelände vor uns, das mindestens 2500 Meter fixe Seilsicherungen erfordern würde.

Doch schon einen Tag später ändern sich alle Voraussetzungen. Bei dem Vorhaben, den unteren Wandteil zu erkunden, erhalten Gerhard und Gerd erstmals genaue Einblicke in die SO-Seite des Berges und entdecken eine überraschende und ideale Möglichkeit. Aus einem riesigen, östlich ans Nangmahtal anschließenden, von diesem durch einen hohen Felskamm getrennten Gletscherbecken, zieht ein steiler Hängegletscher durch die schmale SO-Wand des K 6 und endet in etwa 6700 Meter Höhe am SO-Grat.

Dieses neuentdeckte Gletscherbecken wird vom Kondustal nur durch die vom K 6 in südlicher Richtung abstreichende Kette von mehreren Granitsechstausendern (u. a. Changi — 6500 m) getrennt; der Gletscher selbst fließt in einem großen Bogen nach SO zum unteren Kondustal. Ein Übergang ins obere Kondustal über einen Paß zwischen K-6-Schulter (6600 m) und Changi dürfte möglich sein. Mit der „Österreicherroute“, wie wir diesen Weg taufen, haben wir zweifellos die beste Aufstiegsmöglichkeit gefunden.

Noch am 24. Juni wird von der gesamten Mannschaft Material zur Errichtung des ersten Hochlagers (5100 m) an den Fuß der „Österreicherroute“ getragen. Dabei gewinnen wir das erwähnte große Gletscherbecken über eine 5300 Meter hoch gelegene Scharte, deren steile Auf- und Abstiegscouloirs mit 250 Meter fixen Seilen abgesichert werden. Wir stehen mit Lager I nach Überwindung der relativ großen Horizontalabstreckung vom Basislager direkt am Einstieg der SO-Wand. Der untere Teil des Hängegletschers ist nicht gangbar, bis zu 80 Meter hohe Eistürme zwingen uns zu einer Umgehung durch ein 400 Meter hohes Eisrinnensystem an der westlichen Seite des Hängegletschers. Fred und ich stoßen bis 5900 Meter vor und errichten ein Zelt für Lager II, während Erich und Gerd in der Zwischenzeit in den Eisrinnen und Felspassagen 350 Meter fixe Seilsicherungen anbringen. Damit ist ein sicherer Zugang zum mittleren Teil des Hängegletschers geschaffen, der Weiterweg sieht gut aus. In den nächsten Tagen bauen Christian, Dietmar, Gerhard, Heinz und Helmut Lager II vollständig aus.

Die Wetterlage ist seit unserem Abmarsch in Khapalu ununterbrochen schön, wir haben ausgezeichnete Verhältnisse.

Am 30. Juni morgens beginnen Erich, Gerd und ich von Lager II den weiteren Aufstieg. Nach anstrengender Spurarbeit und Überwindung einige Steilaufschwünge und Séraczones erreichen wir am Nachmittag die Höhe der K-6-Schulter (6600 m) und damit das Ende des Hängegletschers. Am Beginn des SO-Grates finden wir einen idealen Platz für Lager III in 6700 Meter Höhe.

Mit der Erkundung und dem provisorischen Aufbau von Lager III wäre unsere Aufgabe erfüllt. Aber 600 Meter höher winkt der Gipfel, und wir fühlen uns trotz des erst kurzen Aufenthaltes im Berggebiet in guter Verfassung. Die Schönwetterperiode scheint zu Ende zu gehen, von Süden schieben sich mächtige Wolkenbänke heran. Wir beschließen, den Angriff fortzusetzen. Am 1. Juli gewinnen wir zu dritt über den stark verwächterten SO-Grat 350 Höhenmeter und stehen nach sechsstündigem Aufstieg auf einer Höhe von 7050 Metern am Fuß des charakteristischen Gipfelturmes. Nur 230 Meter fehlen zum Gipfel, der Turm liegt klar vor uns. Zuerst eine 60 Meter hohe Felsbarriere, dann in kombiniertem Gelände Querung nach links, eine steile Eisrinne, ein kurzer Grat, dann der Gipfelblock.

Doch für heute bleibt der K 6 stärker. Erschöpfung durch die Anstrengungen der letzten Tage, mangelnde Höhenakklimatisation und fehlendes Material für die extremen Felschwierigkeiten der Gipfelwand setzen dem improvisierten Blitzangriff ein Ende. Das Risiko eines Versuchs wäre nicht zu verantworten.

Schweren Herzens steigen wir zum Lager III ab, das inzwischen von Christian, Fred und Gerhard um ein Zelt und weitere Lebensmittel ergänzt worden ist.

Schlechtwetter und akute Anzeichen von Höhenkrankheit zwingen am nächsten Tag die ganze Mannschaft zu einem Rückzug ins Basislager. Zwei Wochen Schlechtwetter. Ein Versuch, Lager III zu erreichen, scheidet im Schneesturm. Tägliche Neuschneefälle machen ein Vordringen über Lager I hinaus unmöglich. Wir warten. Zwei Wochen lang.



*Die Entscheidung*

Die blaue Flamme des Benzinkochers wirft unruhige Schatten an die Zeltwände. Es ist 2 Uhr morgens, der 16. Juli 1970. Gerd und ich liegen im Zelt des dritten Hochlagers. Mit mechanischen Handgriffen ziehen wir uns an, beginnen den Rucksack zu packen. Draußen Kälte und Dunkelheit, die uns bedrücken.

„Der Tee ist heiß.“

Wir wollen heute den Weg zum Gipfel des K 6 vorbereiten.

Gestern sind wir zu viert, mit Dietmar und Gerhard, zum Lager III heraufgekommen. Wir haben die beiden Zelte gesucht, die nur mehr mit den Firstspitzen aus dem Schnee ragten. Eingeschnit, verweht. Mit den Händen haben wir zu graben begonnen, die Aluminiumschaufeln gesucht, haben weitergegraben, müde vom Aufstieg, bis am Abend ein Zelt freigeschaufelt war.

„Das zweite schaffen wir nicht mehr.“

Gerhard und Dietmar sind gestern wieder ins Lager II abgestiegen.

Die Sterne verblassen. Weit im Osten werden die Konturen der Berge schärfer, langsam dämmert der Morgen. Es ist sehr kalt. Nach einigen Schritten stehen wir am Beginn des Grates, der in einer gezackten Schneide in den Himmel zieht. Die gelbe Linie des fixen Seiles, das den ersten Eisaufschwung sichert, gibt uns Zuversicht. Langsam arbeiten wir uns mit Steigklemmen am Seil höher, die Zacken der Steigeisen stoßen hart ins Blankeis, dann wird der Grat flacher. Atempause.

Wir schalten die Stirnlampen aus, die monotone Melodie des Steigens beginnt, Schritt für Schritt. Es ist schwierig, die richtige Spur zwischen möglichen Schneebrettern in der linken Gratflanke und den weit nach rechts hängenden Wächten zu finden. Die Schneebeschaffenheit wechselt — windgepreßte Platten, dann tiefer Pulver. Ein zweiter Eisbuckel bricht den Rhythmus des Ganges, wir müssen sichern. Eisschrauben, Karabiner. Der Schnee wird tiefer — bis zu den Oberschenkeln versinken wir im lockeren Weiß. Gerd spürt fast alles. Endlich erreichen wir den Fuß des Gipfelturmes. Gedanken an die Freunde, die uns vom Lager I mit Ferngläsern beobachten.

Schon einmal — vor zweieinhalb Wochen — sind wir hier gestanden. Damals hat hier der Rückzug begonnen, die Leere der Enttäuschung hat unseren Abstieg begleitet.

„Damals sind die Verhältnisse besser gewesen.“ „Ja, weniger Schnee in den Felsen.“

Wind fegt stoßweise über den Grat, dunkelblauer Himmel. Wir versuchen es zuerst an der linken Seite der Felsbarriere, wo eine steile Felsrinne die beste Möglichkeit verspricht. Gerd bindet sich an einen Eishaken. Ich schiebe mich vorsichtig nach links. Plötzlich kein Eis mehr, nur mehr Schnee, der vom Sturm an die steilen Felsplatten gepreßt wurde. Aus. Ich finde keinen Halt, wühle im Schnee, es ist zwecklos. Wir gehen wieder ein Stück zurück, der Eishaken bleibt stecken. Noch einmal suchen wir nach einem Durchstieg. Weiter rechts durchreißt ein Rißsystem den braunen Granit. Ich binde mich wieder an das 100-Meter-Seil, lege die Steigeisen ab, steige in die Wand ein. Heute haben wir genügend Klettermaterial mitgebracht. Gerd wird mich sichern.

Der Riß ist vereist, leicht überhängend. Ich schlage die ersten Haken, Reepschnüre ersetzen Trittleitern. Ob der Haken hält? Ich blicke hinunter zu Gerd. Wie lange dieses Spiel um ein paar Meter dauert? Ich will es nicht wissen, zu langsam ist das Fortkommen. Ich pendle hinaus, ziehe mich höher. Der Seilzug schnürt die Brust ein, keuchend suche ich nach Hakenritzen. Der Fels saugt die Wärme aus den Fingern, ich darf mir die Hände nicht erfrieren! Ich ziehe die Fäustlinge an. Die Wand wird nun etwas leichter und ich komme schneller voran. Am Abend stehe ich am Beginn der Querung, die hinüber zum Schneefeld führt. Es ist zu spät zum Weitergehen, ich bin müde. Ich fixiere das 100-Meter-Seil und steige die Felsbarriere hinab zu Gerd.

17. Juli. Zu viert sitzen wir am Einstieg zum Gipfelturm, Gerhard und Dietmar sind gestern wieder zu Lager III gekommen. Schneesturm wirbelt Wolken von Schneekri-

stallen vom Gipfel herab, Nebel hüllt uns ein. In der Nacht hat das Wetter umgeschlagen. Wir gehen weiter, es ist unsere letzte Chance.

Mit Steigklemmen arbeiten wir uns am fixen Seil hoch. Dietmar kommt als letzter, stellt erschrocken fest, daß er seine Steigeisen verloren hat! Sie müssen irgendwo am Einstieg liegen. Da ein Weiterweg ohne Steigeisen unmöglich ist, trennen wir uns. Gerhard und Gerd gehen weiter, Dietmar holt die Eisen, ich warte auf ihn. Gerd und Gerhard verschwinden in der grauen Wand des Nebels. Der Quergang sieht schwierig aus. Ich bleibe zurück, verkriech mich in den Überanzug, spreche mit mir wie mit einem Freund. Schneestaub, Sturm. Langsam vertropft die Zeit.

Dietmar ist wieder da! Erschöpft, aber er hat seine Steigeisen wieder. Gerhard hat den Quergang versichert, das Seil ist eine gute Hilfe. Steiles Eis, 30 Zentimeter Pulver auf Blankeis. Dann stehen wir am Sattel, zwischen schemenhaften Wächern, die wir kaum erkennen können. Gerhard und Gerd kommen uns entgegen. Mit unkenntlichen Gesichtern, mit verzerrtem Lächeln: „Wir waren oben!“ Sie waren oben! Der Gipfel! In diesem Augenblick erlebe ich den Erfolg der Expedition.

Eine Stunde später gebe ich Dietmar auf dem höchsten Punkt die Hand. 7281 Meter. Wenige Minuten Nebel, Sturm, Schnee. Ein Stück tiefer die dunklen Flecke der Felsen auf der Nordseite, die schmalen Linien der Grate, die hinablaufen und verschwinden. Es bleibt keine Zeit für lauter Freude. Das kommt später. Wir steigen ab.

Am nächsten Tag treffen wir wieder mit den Kameraden zusammen, die im Lager II auf uns gewartet haben.

### *Zweiter Versuch und Rückmarsch*

Infolge des andauernden Schlechtwetters müssen Erich, Fred, Helmut und Christian auf einen zweiten Gipfelangriff verzichten. Erst nach einer Woche bessert sich das Wetter.

Am 27. Juli erreichen Erich, Fred, Helmut, Dietmar und ich noch einmal Lager III, das wieder vollständig im Schnee verschwunden ist. In der Nacht zum 28. Juli schlägt das Wetter abermals um, unser Wunsch, daß möglichst alle Kameraden auf dem Gipfel stehen sollen, kann nicht verwirklicht werden. Wir beschließen, die Hochlager zu räumen. 750 Meter fixe Seile, die bis auf etwa 80 Meter an den Gipfel heranführen, bleiben am Berg, da wir bei dem schlechten Wetter einen ungesicherten Abstieg nicht riskieren können.

Am 1. August, nach genau sechs Wochen Aufenthalt, verlassen wir das Basislager und erreichen innerhalb von zwei Tagen mit 60 Trägern wieder den Shyok.

Der Fluß, der beim Anmarsch relativ leicht zu überqueren war, führt nun Hochwasser und ist auf 200 bis 300 Meter Breite angeschwollen. Als die Träger ausbezahlt werden sollen, fordern sie plötzlich doppelten Lohn. Lebhaftige Verhandlungen bringen kein Ergebnis, da Gul hart bleibt und uns helfen will. Schlimmes bahnt sich an, als die Fährleute in Solidaritätsstreik treten und die Überfahrt nach Khapalu verweigern. In dieser Lage kommt uns der im ersten Moment etwas kühne Gedanke, es selbst zu versuchen. Aus zehn Luftmatratzen, Zeltstangen und Schistöcken basteln wir ein seetüchtiges Boot, dessen Jungfernfahrt sehr zufriedenstellend ausfällt. Als Ruder dienen Pickel mit aufgesteckten Schneeschaufeln. In Dietmar, dem ehemaligen österreichischen Jugendstaatsmeister im Kanadier, spielen wir unsere große Trumpfkarte aus. In einem Vormittag bringen wir in sechs Fahrten unser Gepäck ans andere Ufer. Pro Fahrt schwimmen 250 bis 300 Kilo Nutzlast plus drei Mann Besatzung (ein Mann in der Mitte, der die beiden Ruderer festhält) über den reißenden Fluß. Das Lustigste an der Sache ist, daß die ergrimmtten Fährleute nun ihrerseits den Trägern die Fahrt verweigern und einige Träger uns um eine (bezahlte!) Überfahrt bitten. Die Ausbezahlung der Träger wird schließlich vom Assistant Political Agent in Khapalu in zufriedenstellender Weise geregelt. Am 5. August erreicht die Expedition wieder Skardu.



Aufbruch von Lager I. Der Anstieg führt in die vor dem großen Eisbruch nach links ansteigende Rinne zwischen den Felsen.

#### *Wartezeit in Skardu und Heimreise*

Wer sich von uns auf eine baldige Heimreise gefreut hat, sieht sich enttäuscht. Wir sind gezwungen, uns auf eine unbestimmte Wartezeit einzurichten, da sich dieselben Schwierigkeiten ergeben wie bei der Anreise. Die PIA ist wegen Flugzeugmangels nicht in der Lage, uns oder das Gepäck nach Rawalpindi zu fliegen. Wir sind 16 Tage in Skardu eingeschlossen. Gul bombardiert die Behörden in Islamabad mit Telegrammen und Gesuchen, doch erst am 21. August kommt die Genehmigung für den Landweg. Am selben Tag fahren wir mit Jeeps auf der „Straße“ entlang dem Indus nach Gilgit. Auch von hier ist kein Flug nach Rawalpindi möglich. Wir verbringen weitere vier Tage in Gilgit, da die neue Straße im Industal blockiert ist. Schließlich beschließen wir, die alte Jeepstraße über den Babusarpaß (4170 m) zu benutzen. Von diesem Paß wird uns bei herrlichem Wetter noch einmal ein Blick auf den Karakorum vergönnt. Im Osten, kaum 50 Kilometer entfernt, der Nanga Parbat, im Norden eine Kette von weißen Bergen, Batura, Rakaposhi, Diran, Malubiting, Haramosh... Ein unvergeßlicher Eindruck.

In den frühen Morgenstunden des 28. August fahren wir in Rawalpindi ein. Einige Tage später treten wir die Rückreise nach Europa an und überschreiten am 16. September, nach fast vier Monaten, wieder die österreichische Grenze.

#### *Erfahrungen und Tips für künftige Karakorum-Expeditionen*

Daß die Erlangung einer Expeditionsbewilligung für ein Ziel im Karakorum die erste und die größte Hürde einer Expeditionsplanung darstellt, ist bekannt. Das Unangenehmste daran ist, daß eine Entscheidung in den meisten Fällen erst kurz vor dem Starttermin fällt, wenn die Vorbereitungen schon dem Ende zugehen.

Indien erteilt offenbar prinzipiell keine Genehmigungen, Pakistan nur schleppend. Gründe sind vor allem die unsicheren politischen Verhältnisse und der Kaschmir-Konflikt zwischen Indien und Pakistan. Eine Reihe von politischen und militärischen Sperrgebieten schränkt den zugänglichen Bereich im pakistanischen Karakorum stark ein. Ein breiter Sperrgürtel besteht entlang der Grenze zu China und entlang der „Sease-Fireline“ zwischen Pakistan und Indien.

In den letzten Jahren fielen die Berge nördlich und östlich des oberen Hunzatales wegen des Baues der Militärstraße von China nach Gilgit in Sperrbezirke. Die Batura-

gipfel, Khiangyang-Kish, Pumarikish und die Nordseite des Malubiting galten als Tabu. Dies könnte sich aber bereits geändert haben, da die Straße 1971 fertiggestellt werden soll.

Damit ist die Zahl noch unerstiegener, zugänglicher Karakorumsiebentausender sehr gering, was bei der großen Anzahl von Expeditionsansuchen zur Folge hat, daß manchmal ein Berg im selben Jahr mehreren Expeditionen zugesprochen wird und viele Ansuchen negativ behandelt werden. Gruppen, die die Erstersteigung eines Siebentausenders planen, bleibt heute kaum mehr eine andere Wahl, als praktisch sämtliche chancenreichen Ziele im Gesuch anzuführen oder doch zumindest mehrere Berge.

Sehr zu empfehlen ist — zusätzlich zum offiziellen Ansuchen und falls Zeit und finanzielle Mittel es erlauben — eine persönliche Kontaktaufnahme auf dem Weg über die österreichische Botschaft mit dem pakistanischen Außenministerium in Islamabad mindestens ein halbes Jahr vor der geplanten Fahrt, da von der pakistanischen Botschaft in Wien nichts Konkretes zu erfahren ist. Hat man eine Bewilligung für Gilgit oder Skardu als Ausgangsorte erreicht, so soll in jedem Fall mit Nachdruck versucht werden, die Erlaubnis für den Landweg zu erhalten, außer die PIA besitzt bereits Transportflugzeuge oder stellt Chartermaschinen problemlos zur Verfügung.

Ich habe die großen Schwierigkeiten, die einem Lufttransport gegenüberstehen, bereits an unserem Beispiel geschildert, auch hatten andere Expeditionen 1970 dieselben Probleme. Ausnahmen sind natürlich Gruppen, die das Chartern einer Militärmaschine finanziell verkraften können. Uns wurde als Preis für eine Flugstunde (und dabei wird von Hangar zu Hangar gerechnet, also auch das Be- und Entladen miteinbezogen) 5500 Rupien genannt, davon die Hälfte in Dollar.

Wie erwähnt, wurde uns eine Anfahrt nach Skardu verweigert, die Rückfahrt dann schließlich doch genehmigt. Bei der Rückreise sahen wir in Sasli, das am Indus tal an der Straße zwischen Gilgit und Skardu liegt, einen dort abgestellten Jeep, der einer tschechischen Haramosh-Expedition gehörte.

Die neue Straße von Rawalpindi dem Indus entlang nach Gilgit ist bereits weitgehend fertiggestellt und wäre auch für einfache Lkw und Kleinbusse leicht befahrbar. Man könnte daher eventuell sogar — die Erlaubnis vorausgesetzt — mit dem eigenen Fahrzeug Gilgit erreichen. Allerdings muß mit Wartezeiten bei eventuell blockierten Straßenstücken gerechnet werden.

#### Fahr- und Flugpreise 1970:

Normaler Linienflug Rawalpindi—Skardu:	Rs 80.— pro Person, Rs 1.— pro kg Gepäck
Chartermaschine Rawalpindi—Skardu	Rs 6500.—
Jeep Skardu—Khapalu	Rs 130.—
Jeep Skardu—Gilgit	Rs 250.—
Jeep Gilgit—Babusar-Paß—Kagan Valley	Rs 800.—

Mit den Trägern haben wir, wie erwähnt, mit Ausnahme des Zwischenfalls am Shyok, die besten Erfahrungen gemacht. Lasten über dem Limit von 25 Kilo wurden gegen geringes „Bakschisch“ ohne weiteres angenommen. Die von der Regierung festgesetzten Trägerpreise betragen im „hügeligen Gelände“ zur Zeit 11,50 Rupien pro Tag.

Die Etappen sind erfahrungsgemäß festgelegt, doch können durch gute oder schlechte Verhältnisse Änderungen eintreten.

Es ist bekannt, daß für den Liaison Officer Bergausrüstung derselben Qualität wie die der Teilnehmer mitzubringen ist. Mehr Schwierigkeiten können sich bei der Unfallversicherung des Begleitoffiziers ergeben, da die genaue Höhe dieser unbedingt notwendigen Versicherung aus den pakistanischen „Expeditionsbedingungen“ nicht klar hervorgeht. Die Versicherung muß unbedingt auf Rs 50.000.— für den Todesfall und auf Rs 100.000.— für Dauerinvalidität abgeschlossen werden und kann in Pakistan nicht erledigt werden.



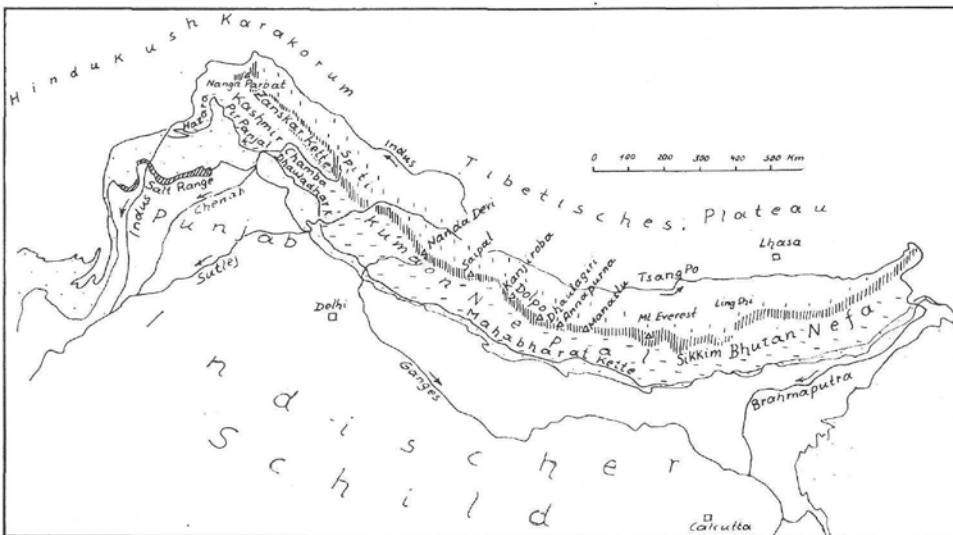
# Die Geologie des Himalaja und ihre Probleme

GERHARD FUCHS

Der Himalaja — hohes Ziel von Generationen von Bergsteigern — zog seit dem Ende des 19. Jahrhunderts besonders aus den Alpen kommende Geologen, wie Griesbach, Diener, von Krafft, Arn. Heim, Gansser, Hagen u. a., in seinen Bann. Die Alpen und das höchste Gebirge unserer Erde sind ja Teile eines gewaltigen Gebirgsstranges, der von Westeuropa bis zum Pazifik reicht.

Als Teilnehmer der Österreichischen Dhaula-Himal-Expedition 1963 arbeitete der Verfasser zum ersten Male im Himalaja (Nepal). Drei weitere, speziell geologisch ausgerichtete Forschungsfahrten (1964, 1967, 1969) führten in verschiedene Gebiete des Himalaja, von Nepal bis Hazara in W-Pakistan. Durch die großzügige finanzielle Unterstützung von seiten des „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“, des Bundesministeriums für Unterricht, des Kulturstamtes der Stadt Wien, des Österreichischen Alpenvereins, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften u. a. konnten diese Expeditionen durchgeführt werden, wofür ergebenst gedankt sei.

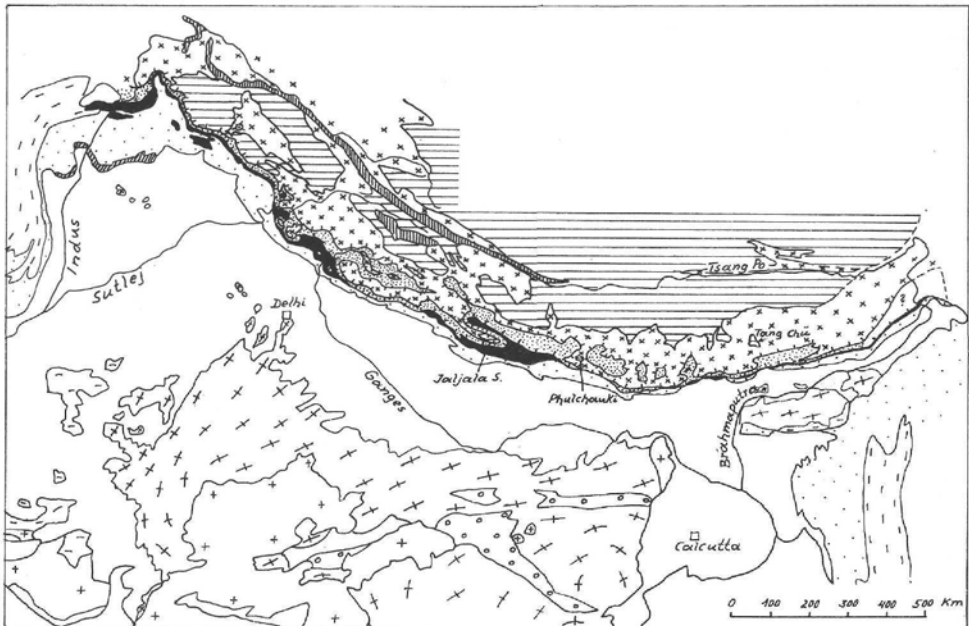
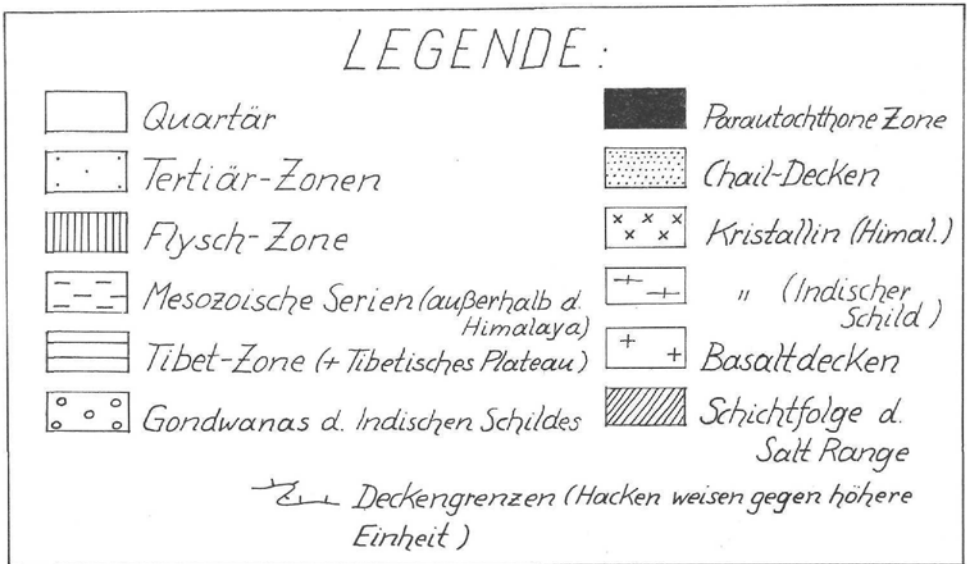
Die vorliegende Arbeit soll einen Überblick über die wesentlichen Züge des Gebirgsbaues geben. Darüber hinaus soll der Leser Einblick in die laufende Forschung erhalten und in Probleme, die noch keine endgültige Lösung gefunden haben. Es wird hier der Himalaja im engeren Sinne behandelt, also das vom Nanga Parbat im Westen bis zum Brahmaputra im Osten ziehende Gebirge, nicht der Karakorum (Abb. 1).



Geographische Übersichtskarte des Himalaja-Raumes (mit verwendeten Ortsnamen). Signaturen: enge Schrägschraffur: Salt Range; Punkte: Sub-Himalaja (und Fortsetzungen); horizontale Striche: Niederer Himalaja; enge Senkrechtschraffur: Hoher Himalaja; senkrechte Striche: Innerer Himalaja und Übergangsbereiche in das Tibetische Plateau. Abb. 1



Es läßt sich eine Reihe geographisch-geologischer Einheiten im Himalaja erkennen (Abb. 2).



Geologisch-Tektonische Übersichtskarte des Himalaja-Raumes

Abb. 2

### 1. Die Tertiärzone oder der Subhimalaja

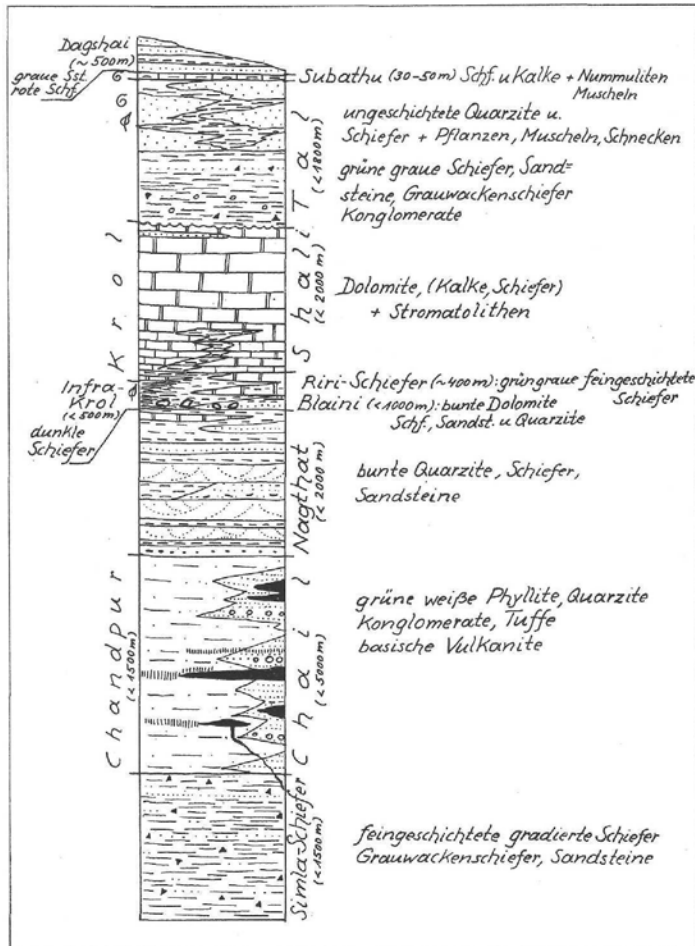
Den Südrand des Gebirges bilden aus jungtertiären Schichten aufgebaute Hügel, die sich aus dem Schwemmland des Punjab (spr. Pandschab) und der Gangesebene erheben. Die von Dschungel bedeckten Berge überschreiten nur selten die 1000-Meter-Grenze.

Die tiefer-miozänen<sup>1</sup> Sandstein-Schiefer-Folgen (Murree, Dagshai u. a.), vorwiegend Süßwasserablagerungen, haben nur im Punjab-Himalaja größere Verbreitung. Die miozän-pleistozänen<sup>2</sup> Siwaliks hingegen sind als fast lückenloses Band vom Indus bis zum Brahmaputra zu verfolgen. Ihre dicken Sandsteinbänke bedingen die markante Schichtrippenlandschaft der Siwalikzone. Ein manchmal etwas verschuppter Faltenbau ist charakteristisch.

2. Der Niedere Himalaja

Die aus älteren Gesteinen aufgebaute Zone ist an einer durchlaufenden Störung der Tertiärzone aufgeschoben. Sie ist 70 bis 100 Kilometer breit, und die topographischen Höhen liegen im Bereich zwischen 500 und 4000 Metern. N der Tertiärzone folgen höhere Ketten (Panjal-, Dhauladhar-, Mahabharatketten), dann wird das Terrain niedriger und sanfter (z. B. Nepalisches Mittelland). Hier lebt der Großteil der den Himalaja besiedelnden Bevölkerung. Gegen den Hauptkamm steigen die Berghöhen wieder an.

Die Zone ist kompliziert gebaut, und die Gesteine sind fast durchwegs frei von Versteinerungen, weshalb die ursprüngliche Schichtfolge in mühsamer Arbeit und auf der Basis regionalen Vergleiches rekonstruiert werden mußte (Abb. 3).



<sup>1</sup> Unteres Jungtertiär  
<sup>2</sup> Höheres Jungtertiär bis Quartär

Abb. 3 Idealprofil der Schichtfolge des Niederen Himalaja

Das älteste Schichtglied ist eine mächtige flyschartige Schieferfolge; die *Hazara-* und *Simlaschiefer* sind in rascher Schüttung in einem sinkenden Trog (Geosynklinale)<sup>3</sup> abgelagert worden (Abb. 3). Darüber folgen die *Chandpurs* bzw. *Chails*, mächtige Serien von phyllitischen Schiefen, Quarziten, basischen<sup>4</sup> Vulkaniten und Konglomeratschiefern. Letzte vor allem in den Chails, deren Ablagerungsraum nördlich der Chandpurs gelegen war. Hier sind im NW-Himalaja altpaläozoische Granite verbreitet. Es folgen bunte, vorwiegend rote Seichtwasserquarzite und Schiefer, die *Nagthats*. Aus ihnen gehen die *Blainis* hervor, eine ebenfalls in seichtem Wasser abgelagerte bunte Serie von Quarziten, Schiefen und Dolomiten. Im NW-Himalaja ist dieses Schichtglied noch durch Glazialsedimentgesteine (Tillite<sup>5</sup>) charakterisiert. Die *Blainis* können aber auch durch flyschartige bzw. bituminös-sulphidische<sup>6</sup> Schiefer faziell vertreten werden, die *Ririschiefer* und *Infra Krols*. Diese sind in tieferem, schlecht durchlüftetem Wasser abgesetzt worden. Bis 2000 Meter mächtige Karbonatgesteinsserien, die *Krols* und *Shalis*, überlagern die faziell<sup>7</sup> verschiedenartigen Gesteine. Auch in ihnen zeigen sich Faziesgegensätze. Die Kalk-Dolomit-Folge der *Krols* zeigt Merkmale etwas tieferen Wassers. Die Seichtwasserdolomite der *Shalis*, voll von Stromatolithen (Algenstrukturen), haben in den mittleren und nördlicheren Teilen des Niederen Himalaja weite Verbreitung. Der Shaliquarzit zeigt eine Regressionsphase<sup>8</sup> an.

Die *Talserie* transgrediert<sup>9</sup> mit zum Teil konglomeratführenden Schiefen, Sandsteinen und Grauwackenschiefern<sup>10</sup>. Im höheren Teil gewinnen Quarzite an Bedeutung. Wenn auch als Seltenheiten, so zeigen Fossilfunde doch höher-mesozoisches Alter an. Es folgen die alttertiären (paläozän-eozänen) *Subathus*, die Nummulitenkalke<sup>11</sup> enthalten. Die tiefer-miozänen *Dagshais* sind die jüngsten Ablagerungen dieses Raumes.

Ausbildung und Mächtigkeit dieser Schichtfolge zeigen bedeutende Schwankungen, woraus ersichtlich wird, daß der Ablagerungsraum bereits sehr früh in der gleichen Richtung gegliedert war wie das spätere Gebirge (NW—SE).

Die tertiäre Gebirgsbildung erfaßte den beschriebenen Sedimentstapel, legte ihn in Falten oder verfrachtete mächtige Gesteinspakete in Form von Decken<sup>12</sup> bis zu 100 Kilometer gegen S (Abb. 2, 4, 5). Die südlicheren Teile des Ablagerungsraumes wurden gefaltet, geschuppt, blieben aber mehr oder weniger *ortsgebunden* (parautochthon). Aus den nördlichen Teilen stammen die *Rukumdecke* und die überlagernden *Chaildecken*. Besonders letztere sind von W-Pakistan bis Bhutan zu verfolgen. Außer ihrem charakteristischen Gesteinsbestand kennzeichnet die *Chaildecken* phyllitische Metamorphose<sup>13</sup> (Grünschieferfazies).

<sup>3</sup> Geosynklinale sind schmale, stark sinkende Tröge, in denen mächtige Sedimentfolgen abgelagert werden. Aus diesen Senkungsgebieten entstehen dann die Faltengebirge.

<sup>4</sup> Eisen- und magnesiumreiche, dem Basalt nahestehende Gesteine.

<sup>5</sup> Tillite sind blockführende Schiefer und Sandsteine — ehemalige Moränen oder unter Mitwirkung von Eisbergen entstandene subaquatische Ablagerungen.

<sup>6</sup> Reich an Schwefelkies.

<sup>7</sup> In der Fazies — der Ausbildung — eines Gesteines widerspiegeln sich die Entstehungsbedingungen.

<sup>8</sup> Der Wasserkörper (Meer, See usw.), in dem die Ablagerung erfolgt, zieht sich zurück.

<sup>9</sup> Vorstoß und Ausbreitung eines Ablagerungsraumes über verschiedene ältere Gesteine.

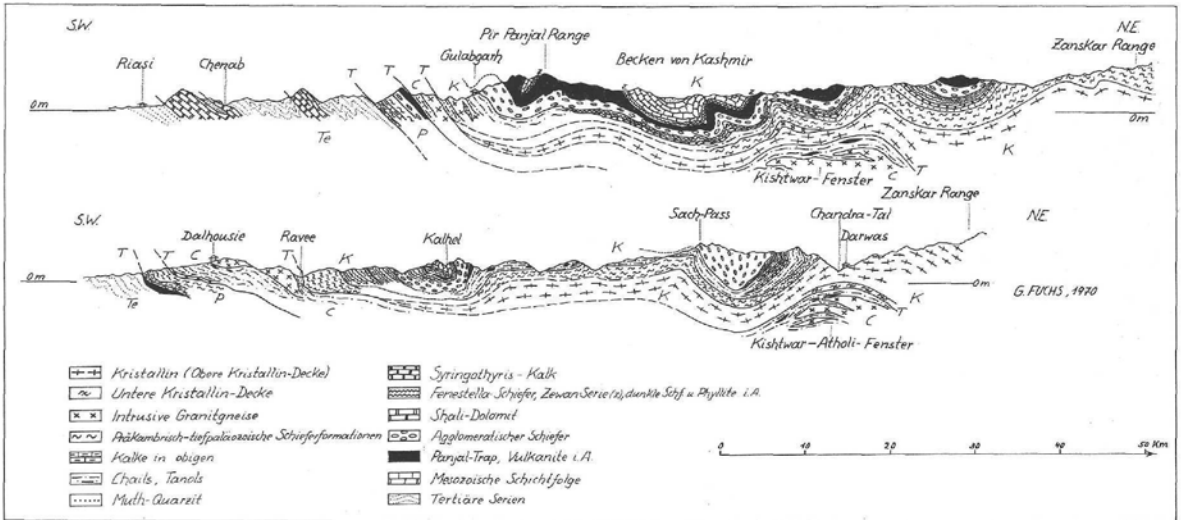
<sup>10</sup> Grauwacken sind feldspat- und gesteinsteilchenführende Sandsteine.

<sup>11</sup> Nummuliten sind Großforaminiferen (Einzeller).

<sup>12</sup> Decken sind an flachen Überschiebungsbahnen fernverfrachtete Gesteinsmassen.

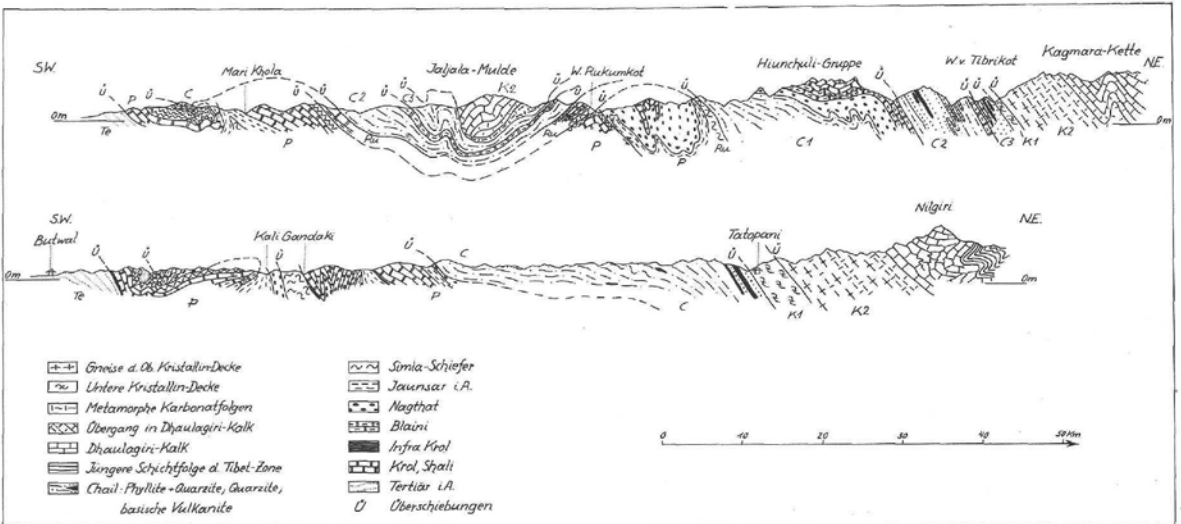
<sup>13</sup> Metamorphose ist Umwandlung von Gesteinen unter erhöhten Druck-Temperatur-Bedingungen in Zusammenhang mit Gebirgsbildung, Magmenaufstieg usw.

Es ist aber interessant, daß örtlich Teile der tieferen Rukumdecke metamorph sind, die Umwandlung in der Chaildecke jedoch gebietsweise aussetzt. Der tektonische Zugschnitt erfolgte hier schräg durch einen Bereich ausklingender Metamorphose (Frank und Fuchs 1970, Fuchs und Frank 1970).

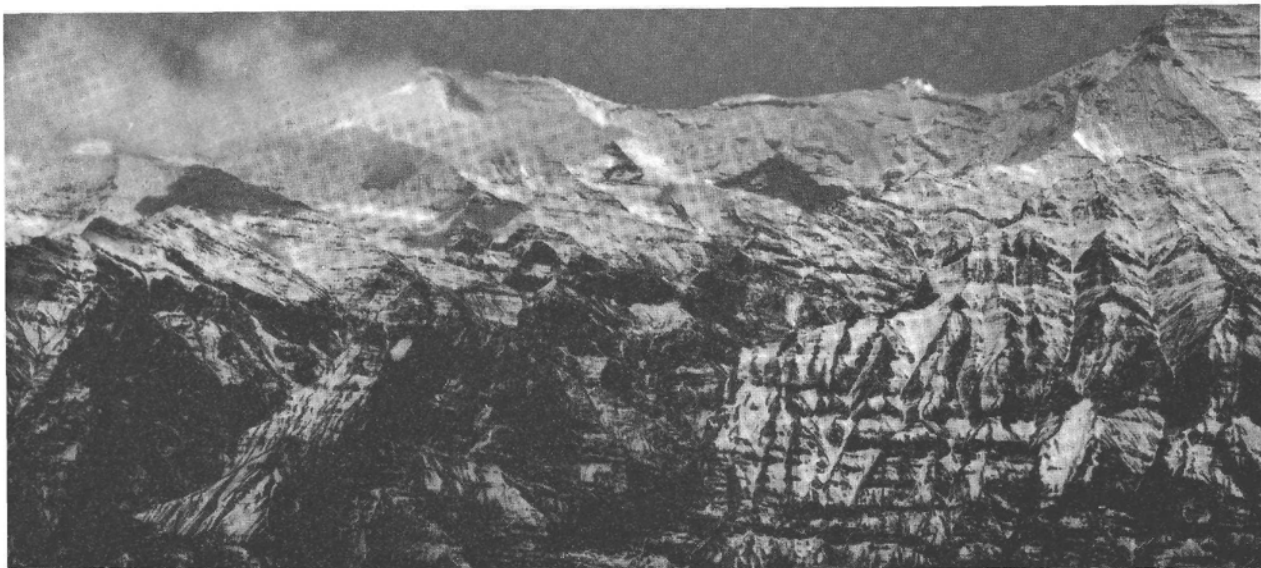


Geologische Profile durch den NW-Himalaja (Kaschmir und Chamba). Te = Tertiärzone; P = Parautochthone Zone; C = Chaildecke; K = Kristallin-(Kaschmir-)decke; T = Überschiebungen. Abb. 4

Die bisher erwähnten tektonischen Einheiten entstammen dem Ablagerungsraum des Niederen Himalaja. Es finden sich jedoch auch Reste von Decken, die aus nördlicheren Bereichen herantransportiert wurden. Die Kristallindecke baut besonders im östlichen Himalaja weite Gebiete auf; es finden sich aber fast in allen Abschnitten des Himalaja Deckschollen dieser Einheit. Wie der Name sagt, besteht sie aus kristallinen Schiefen (verschiedenen Gneisen, Marmoren u. a.). In wenigen Fällen trägt das Kristallin aber auch fossilführende Sedimentfolgen. Hier sind die Sedimentbecken von Kaschmir und Chamba (Abb. 4) zu nennen, die aber im Zusammenhang mit der Tibetzone besprochen werden. Weiters die Vorkommen an Altpaläozoikum in der Jaljalamulde (Abb. 5)



Geologische Profile durch W-Nepal (im Bereiche der Hiunchuli-Gruppe und im Kali-Gandaki-Gebiet). Te = Tertiärzone; P = Parautochthone Zone; Ru = Rukumdecke; C (1, 2, 3) = Chaildecken (1, 2, 3); K 1 = Untere Kristallindecke; K 2 = Obere Kristallindecke. Abb. 5



Die Dhaulagiri-Gruppe von N gesehen. Die Gipfelregion wird von den tiefsten Serien der Tibet-Zone aufgebaut (Dhaulagiri-Kalk). Verfaltungen sind erkennbar. Gegen den Beschauer folgen die jüngeren Serien des Paläo- und Mesozoikums. Die Gesteinsserien sind im Bereiche der N-Flanke des Dhaula Himal gegen N überkippt (Copyright Österr. Himalaja-Gesellschaft).

(W-Nepal, Fuchs und Frank 1970), von Phulchauki (Zentralnepal, Bordet 1961, S. 220) und Tang Chu (Bhutan, Gansser 1964, S. 205).

Die Kristallindecke stammt aus der kristallinen Zentralzone, also aus dem Hohen Himalaja, und ist wie dort durch fließenden Übergang mit den auflagernden Sedimentgesteinen verbunden (Jaljalamulde, Kaschmir usw.).

Nach den Fernüberschiebungen erfuhr der Deckenbau weitere Verfaltungen und wurde von weit gespannten Wölbungsvorgängen erfaßt. Dies gab dann Anlaß zur Erosion höherer Decken, es entstanden tektonische Fenster<sup>14</sup>. In Einmündungen blieben höhere Decken als Reste erhalten. Dieser Umstand ermöglicht es, die Überlagerung junger bzw. nichtmetamorpher Schichten durch ältere bzw. metamorphe Gesteine festzustellen und so die Deckennatur der höheren Einheit zu erkennen. Die geographische Lage von Fenstern und Deckschollen gibt Auskunft über die Transportweite.

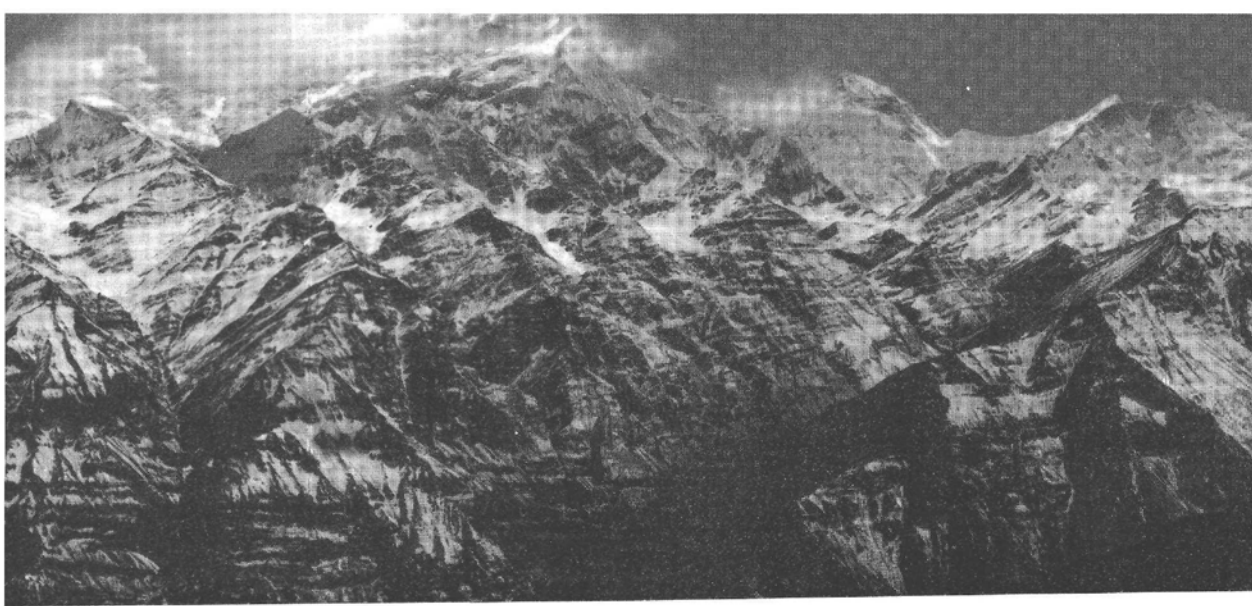
### 3. Der Hohe Himalaja

Schroff und unvermittelt erhebt sich die Südflanke des Hohen Himalaja über der Gipfelstufe des Niederen Himalaja. Die zahlreichen Ortschaften mit den umgebenden Terrassenfeldern bleiben zurück, dichter Urwald klettert die steilen Hänge empor. Darüber strahlen in der klaren Morgenluft die Eis- und Felsflanken — die Region der 8000er und 7000er —, um sich aber bald wieder hinter Wolken zu verschanzen, aus denen dann der Nachmittagsregen fällt.

Der Hohe Himalaja bildet keine zusammenhängende Kette, sondern eine Reihe von Gebirgsstöcken. Zwischen diesen bahnen sich tosende Flüsse und Ströme in engen Schluchten ihren Weg nach dem Süden.

Die Gesteine der Kristallinen Zentralzone bauen den Sockel des Hohen Himalaja auf. Gegen die Gipfelregion nimmt der Einfluß der Metamorphose allmählich ab und es erfolgt der Übergang in die nur ganz schwach metamorphen tieferen Serien der Tibetzone. Diese Gesteine bilden den Gipfelaufbau von Weltbergen, wie Mount Everest (8848 m), Annapurna (8078 m), Dhaulagiri (8172 m) und Dhaula Himal, Kanjiroba (7042 m), Saipal (7040 m) und Nanda Devi (7820 m).

<sup>14</sup> Durch die Abtragung überschobener Gesteinspakete werden die unterlagernden häufig jüngeren Gesteine freigelegt und bilden dann ein „Fenster“.



Wie erwähnt, haben einige der im Niederen Himalaja anzutreffenden Decken ihre Wurzelzone im Himalajahauptkamm. Im Gegensatz zu dem stark wechselnden, oft steil aufgerichteten Schichtfallen der parautochthonen Einheit, der wechselnden, aber meist flachen Lagerung in den Decken, wie beide für den Niederen Himalaja kennzeichnend sind, herrscht im Hohen Himalaja generell mittelsteiles nördliches Abtauchen der Schichten.

Das *Kristallin* ist tektonisch zweigeteilt. Die *Untere Kristallindecke* besteht aus Granatphyllit, Glimmerschiefer, Quarzit, Amphibolit<sup>15</sup>, Karbonatschiefer, etwas Paragneis und Augengneis. Anzeichen rückschreitender Metamorphose<sup>16</sup> sind in diesen Gesteinen verbreitet. Die Einheit ist als relativ gering mächtige Basisschuppe des Kristallins aufzufassen. Man findet sie in W-Nepal wie in Simla oder im Chandratat (Oberlauf des Chenab).

Die *Obere Kristallindecke* repräsentiert die Hauptmasse des Kristallins. Orthoaugengneise, Mischgneise, linsig-aderige Granat-Disthengneise, Karbonatgneise, Marmore und Kalkglimmerschiefer bilden einen mehrere Kilometer mächtigen Gesteinskomplex. Anzeichen rückschreitender Umwandlung sind äußerst selten.

Es ist ein im ganzen Himalaja zu beobachtendes Merkmal, daß die Metamorphose allmählich gegen das Hangende (nach oben) abklingt. Es erfolgt so ein Übergang in die überlagernden altpaläozoischen Sedimentfolgen. Dies beweist ein postpräkambrisches Alter der Gesteinsumwandlung.

#### 4. Die Tibet- oder Tethyszone

Nördlich des Hauptkammes schließt der *Innere Himalaja* an, ein einsames Bergland, das im N in das Tibetische Plateau übergeht. Die Täler sind bis etwa 4300 Meter Höhe hinauf dünn besiedelt. Die Bevölkerung ist in vergangenen Jahrhunderten aus Tibet eingewandert und hat ihre mitgebrachte Kultur bewahrt. Gebetsfahnen, Tschorten (Bildstöcke, Kapellen) und Gebetsmauern begleiten die Wege aus den duftenden Nadelwäldern der tieferen Täler hinauf in die weiten, kahlen Hochtäler und über Pässe von 5000 bis 6000 Meter Höhe.

Aus diesem Gebiet sind schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr fossilreiche Schichtfolgen bekannt geworden. Der Versteinerungsinhalt läßt enge Beziehungen zu den Alpen erkennen. Beide Gebiete waren Teilbereiche der großen Mittel-

<sup>15</sup> Hornblendereicher Kristalliner Schiefer.

<sup>16</sup> Veränderungen, die an einem höher metamorphen Gestein durch spätere schwächere Metamorphose hervorgerufen werden.

meerzone, der Tethys, daher der Name Tethys- oder Tibetzone. Es handelt sich aber um keine kontinuierliche Zone, eher um eine unterbrochene Reihe von geologischen Großmulden, in denen die erwähnte paläozoisch-mesozoische Schichtfolge erhalten geblieben ist (N-Bhutan, Dolpo in Nepal [Abb. 6], N-Kumaon, Spiti). Eine Sonderstellung nimmt die Großmulde von Kaschmir-Chamba ein (Abb. 4). In ihr ist ein Ablagerungsbereich aufgeschlossen, der zwischen der Tibetzone im engeren Sinne und dem Niederen Himalaja gelegen war. Für die Betrachtung der Schichtfolge des gesamten Himalaja sind diese Gebiete daher von besonderer Bedeutung.

In der Tibetzone wie in Kaschmir bestehen die tieferen Teile der Schichtfolge aus tausende Meter mächtigen, monotonen, daher schlecht gliederbaren Serien, die rhythmische Sedimentation widerspiegeln. Solche Ablagerungen sind für rasch absinkende Tröge (Geosynklinalen) kennzeichnend. In Kaschmir, Chamba, Spiti, NW-Kumaon und Bhutan (Sangsing La) herrscht sandig-tonige, in N-Bhutan (Lingshi), Nepal und Kumaon karbonatisch-siltig-tonige Sedimentation. Die Grenze gegen das unterlagernde Kristallin ist überall unscharf. Es finden sich Hinweise, daß von Ort zu Ort verschieden große Anteile der Basisserie metamorph geworden und dem Kristallin einverleibt worden sind. Die altersmäßige Untergrenze ist daher schwer zu fassen. Wahrscheinlich enthalten die Serien Jungpräkambrium und Kambrium. Die jüngeren Anteile sind durch Versteinerungen als kambrisch, ordovizisch, zum Teil sogar silurisch erwiesen.

Dann erfolgt ein Umschwung, den der Verfasser mit der kaledonischen Gebirgsbildung<sup>17</sup> in Zusammenhang bringt. Im Gegensatz zu der bisherigen Einförmigkeit sind nun faziell gegensätzliche Ablagerungen verbreitet.

In Nepal (Dolpo) hat der Verfasser (1967) verfolgt, wie im Devon eine Flyschserie gegen W in eine Kalk-Mergel-Schiefer-Folge und diese in einen Dolomitkomplex übergeht. Es widerspiegelt sich hier ein Verflachen des Ablagerungsbeckens gegen W. In Kumaon kennzeichnen fossilere Dolomite und Quarzite seichteste Meeresbereiche bis terrestrische Verhältnisse. Gleiches zeigt der Muth-Quarzit von Spiti und Kaschmir. Gelegentliche Verzahnungen mit fossilführenden marinen Schichten erweisen das devonische Alter. In Kaschmir gehen die Quarzite gegen S in flyschartige sandig-siltige Schiefer über (Tanols), die z. B. in Chamba den Muth-Quarzit ersetzen. In Hazara haben Quarzite, Siltschiefer usw. in den Tanols weite Verbreitung. Vom Indus an sind sie mit silurisch-devonischen Karbonatfolgen verzahnt, worauf noch eingegangen wird.

Im Unterkarbon haben dunkle, fossilreiche Kalke weite Verbreitung, die zum Teil mit Mergelschiefern und Quarziten verbunden sind (Nepal, Spiti, Kaschmir). In einigen Gebieten, wie in W-Dolpo, Kumaon, SW-Kaschmir fehlen diese Kalke. In Chamba werden sie, wie Verzahnungen am Sachpaß zeigen, gegen S durch die höheren Anteile der Tanols ersetzt. Im mittleren Karbon gewinnen dunkle Schiefer und Quarzite an Bedeutung (Spiti, Kaschmir), zu denen im höheren Oberkarbon die „Agglomeratic Slates“ hinzukommen. Diese sind durch die konglomeratführenden flyschartigen Schiefer gekennzeichnet, welche deutlich auf glazialen Einfluß hinweisen (Tillite). Es finden sich im Agglomeratic Slate aber auch marine fossilführende Horizonte, Schichten mit Gondwanapflanzen<sup>18</sup> und Tuffe, die beginnende vulkanische Tätigkeit in Kaschmir anzeigen. So bildet diese Serie ein markantes Schichtglied. Die Tanols des südlichen Kaschmir und von Chamba gehen in die ihnen auflagernden „Agglomeratic Slates“ über, was beweist, daß sie einen sehr großen Zeitraum umfassen (Ordoviz—Oberkarbon (Abb. 4).

Pflanzenführende Gondwanaschichten mit einem basalen Glazialhorizont greifen auch auf den östlichen Himalaja über (Sikkim, Bhutan).

Tausende Meter mächtige Lavaergüsse (Panjal Trap) in Kaschmir und die Tat-

<sup>17</sup> Im Altpaläozoikum (Ordoviz-Silur).

<sup>18</sup> Für den alten Südkontinent „Gondwanaland“ typische Pflanzen.





Vierfüßer-(Tetrapoden-)Fährte in oberpermischem Sandstein. Die Schichten enthalten außerdem marine Versteinerungen und Pflanzenabdrücke, was auf Ablagerung im Küstenbereich hindeutet. Dolpo, NW-Nepal (Copyright Österr. Himalaja-Gesellschaft).

sache, daß oberkarbon-unterpermische Ablagerungen in der Tibetzone fehlen (mit Ausnahme von Spiti), zeigen gesteigerte Unruhe infolge der variszischen Gebirgsbildung<sup>19</sup> an. Ob es im Himalaja selbst zu Faltungen kam, ist hingegen fraglich.

Im höheren Perm bringt eine Transgression in der gesamten Tibetzone und in Kaschmir marine Schichten über verschiedenen ältere Serien zum Absatz. Das Zusammenkommen von versteinerten Meerestieren, Fährten von Vierfüßern (s. oben) und Pflanzen zeigt küstennahe Bereiche an.

Mit dem Beginn des Mesozoikums macht sich eine kräftige Senkung des Ablagerungsbeckens bemerkbar. Es folgen gering mächtige, aber sehr fossilreiche Kalken und Schiefer der Untertrias. Die Mitteltrias der Tibetzone baut sich aus Kalken, Mergeln und Schiefern auf. In Kaschmir ist sie auch etwas sandig-siltig. Die Obertrias besteht hier aus einer mächtigen Folge von Kalken und Dolomiten. In der Tibetzone hingegen bringt die tiefere Obertrias einen Umschwung von karbonatisch-toniger zu sandig-toniger Sedimentation. In der höchsten Obertrias werden die Ablagerungsbedingungen einheitlich seicht. Der Kiotokalk mit seinen quarzitischen Basisschichten findet sich in der Tibetzone wie in Kaschmir. Altersmäßig umfaßt er Rhät, Unterjura und den tiefsten Mitteljura. Es ist interessant, daß in Hazara, das bisher eindeutig zum Ablagerungsraum des Niederen Himalaja gehört hat, mit dem Kiotokalk eine sedimentäre Folge wie in der Tibetzone einsetzt. Der Ablagerungsraum der Tethys hat offensichtlich an der Trias-Jura-Grenze von diesem südlicheren Gebiet Besitz ergriffen.

Aus dem Kiotokalk entwickeln sich dünnsschichtige Kalk-Mergel-Schiefer-Folgen mit

<sup>19</sup> Im Jungpaläozoikum (Karbon-Perm).

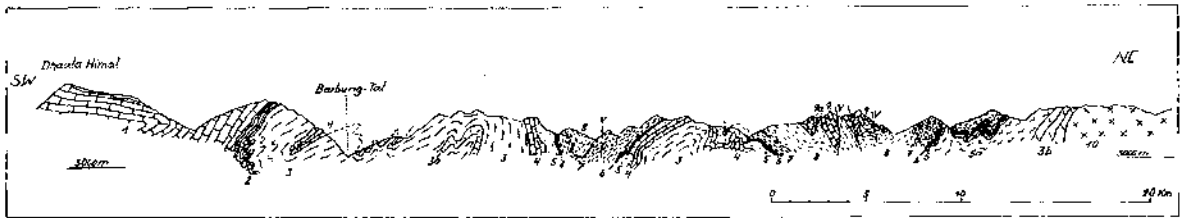


etwas Sandstein. Diese fossilreichen Schichten des Mitteljura enthalten zum Teil auch Schichtlücken.

Aus den Spitschiefern der Jura-Kreide-Wende stammen die bei den Einheimischen unter der Bezeichnung „Saligram“ bekannten Ammoniten. Sie genießen als Kultgegenstände große Verehrung und kommen im Handel bis in die Indische Ebene.

In der Unterkreide folgen Sandsteine, zum Teil mit Siltschiefern. Über Mergeln und Schiefen der untersten Oberkreide gelangt man in eine mächtige Flyschfolge (Heim und Gansser 1939). Aus dem Tibetischen Plateau sind marine alttertiäre Schichten bekannt.

In der Tibetzone wie im darunterliegenden Kristallin sind im Alttertiär gebietsweise ausgedehnte Granitstöcke aufgedrungen (Badrinath-, Mustang- und Manaslugranite). Sie haben in den durchschlagenen Schichtfolgen Kontaktmetamorphose hervorgerufen. Der beschriebene Sedimentkomplex wurde während der tertiären Gebirgsbildung gefaltet, örtlich, wie etwa in Kumaon, kam es zu Schuppenbau. Die Tektonik bleibt aber in der Tibetzone und in Kaschmir stets gut überschaubar und erreicht bei weitem nicht die Kompliziertheit des Niederen Himalaja (Abb. 6).



Geologisches Profil durch die Tibetzone von Dolpo, NW-Nepal. 1 Dhaulagirikalk (Kambro-Ordoviz); 2 Silur (?); 3 Tilicho-Paß-Formation (Devon); 3a Kalkzug in Tilicho-Paß-Formation; 3b Kontaktmetamorphe Karbonatgesteine fraglichen Alters; 4 Ice-Lake-Formation (Unterkarbon); 5 Thini-Chu-Formation (Oberperm); 5a Schiefer (vermutlich permischen Alters); 6 Untertrias; 7 Mukutkalk (Mittel- bis tiefere Obertrias); 8 Tarapschiefer (Obertrias); 9a Quarzitisserie (oberste Obertrias); 9 Kiotokalk (tieferer Jura); 10 Mustanggranit; V Verwerfungen. Das Profil ist nicht überhöht. Abb. 6

### 5. Die Indus-Narben-Zone

Ein wichtiges Strukturelement im Grenzbereich von Himalaja und Karakorum ist die Indus-Narben-Zone, mit der sich besonders Gansser 1964 befaßt. Vom Tibetischen Plateau im E, entlang des Oberlaufes des Indus bis in das Gebiet N des Nanga Parbat ist diese tiefgreifende tektonische Linie durch Oberkreide-Alttertiär-Flysch<sup>20</sup> und basische Vulkanite gekennzeichnet. An Überschiebungen sind Flyschgesteine und in sie eingebettete Schollen und Klippen permischer und mesozoischer Kalke von N her auf die Tibetzone aufgeschoben worden (N-Kumaon). Die Herkunft dieser Gesteine ist wahrscheinlich die Indus-Narben-Zone.

### Probleme der Himalajageologie

In einem Gebirge von 2400 Kilometern Länge, also der vierfachen Länge Österreichs, klaffen noch bedeutende Lücken unserer Kenntnis. Weite Gebiete sind nur mangelhaft bekannt oder erscheinen als weiße Flecke in der geologischen Karte. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn manche grundlegende Frage noch nicht befriedigend gelöst ist.

A) *Das Alter der Schichtfolge des Niederen Himalaja:* Oldham, Auden, Pilgrim, West und Wadia entwickelten die Vorstellung, daß die Folge Chandpur (Chail)-Krol

<sup>20</sup> Flysch nennt man monotone, häufig rhythmische Sandstein-Schiefer-Folgen.

paläozoisches Alter hätte. Diese in sämtlichen Standardwerken der Geologie Indiens aufgenommene Theorie wird auf Grund meiner Beobachtungen auch von mir vertreten. Holland, Valdiya brachten dagegen Einwände vor, die auch von meinem Mitarbeiter Frank übernommen werden. Nach diesen wäre die fragliche Serie *präkambrisch*.

Die Argumente der beiden Theorien seien wenigstens in knapper Form wiedergegeben.

### *I. Chandpur (Chail)-Krol (Shali) paläozoisch*

1. Am Indischen Schild, in der Salt Range, im östlichen Himalaja, in Kaschmir und der Tibetzone von Spiti sind glaziale Gesteine der permokarbonen Vereisung zu finden. Es ist naheliegend, die nicht fossilbelegten Glazialschichten des Niederen Himalaja (Blaini, Tanakki) mit obigen zu verbinden, da in jedem der Himalajagebiete nur ein Glazialhorizont festzustellen ist. Die Annahme präkambrischen Alters würde bedeuten, daß die junge Vereisung ausgerechnet im Niederen Himalaja keine Spuren hinterlassen hat, die ältere Vereisung aber nirgends in den sehr vollständigen Schichtfolgen Kaschmirs und Spitis feststellbar ist. Dies ist, da es sich um benachbarte Zonen handelt, recht unwahrscheinlich.

2. In sämtlichen Zonen des Himalaja bilden mächtige Geosynklineablagerungen die Basis der Schichtfolge. In Kaschmir und der Tibetzone konnten deren jüngste Schichten als altpaläozoisch bestimmt werden. Kaledonische Bewegungen brachten im Ordoviz-Silur einen Umschwung der Faziesverhältnisse, zum Teil zu den mechanischen Sedimenten des Muth-Quarzits und der Tanols, deren paläozoisches Alter belegt ist. Da im Niederen Himalaja ein ähnlicher Umschwung von den Simlaschiefern zu den Chandpurs und Chails überleitet, welche mit oben genannten in Gesteinsausbildung identisch sind, ist wohl auch hier das gleiche altpaläozoische Großereignis verantwortlich.

3. Ein paläozoisches Alter von Tanol-Chail und damit ein höher paläozoisches von Krol-Shali konnte ich 1969 in Pakistan direkt nachweisen. In W-Hazara überlagert die Folge Tanakki—(Blaini-)glazialhorizont—Shalidolomit wie im Niederen Himalaja Tanols (Chails). Letztere sind aber im selben Gebiet und weiter gegen W mit fossilführenden altpaläozoischen Schichten verzahnt.

Überdies konnten die Tanols auch in Kaschmir und Chamba als paläozoisch nachgewiesen werden. Wo diese charakteristische Gesteinsfolge mit Krol (Shali) auftritt, unterlagert sie stets. Es ist bisher nirgends gelungen, ein präkambrisches Alter von Chail-Tanol nachzuweisen. All dies stützt die Annahme jungpaläozoischen Alters für Blaini-Krol.

4. Im Untergrund der Gangesebene wurde bei Ölsuche die Krol-Tal-Folge durchbohrt und jungpaläozoische bis mesozoische Sporen gefunden (Mathur und Evans 1964). In den Infra Krols von Naini Tal (Kumaon) gelang indischen Geologen und Paläobotanikern zweimal der Fund von Gondwanafloren (Permokarbon) (Lakhanpal, Sah und Dube, 1958).

### *II. Die Schichtfolge Simlaschiefer—Krol (Shali) ist präkambrisch*

1. Das fast vollständige Fehlen von Fossilien und der Reichtum an Stromatolithen in den Dolomiten spricht für präkambrisches Alter der fraglichen Schichten. Es ist unwahrscheinlich, daß diese ausgedehnten Ablagerungen in unmittelbarer Nachbarschaft fossilreicher Sedimentbecken (Salt Range, Tethys) entstanden sind.

2. Die Schichtfolge des Niederen Himalaja zeigt Faziesverhältnisse, wie sie in präkambrischen Serien der angrenzenden Gebiete des Indischen Schildes und Chinas zu beobachten sind: rote Quarzite und Dolomite, Hämatit-Jaspilite<sup>21</sup>, primär aus-

<sup>21</sup> Silikatische Eisenoxyderze.

gefällte Dolomite usw. Diese widerspiegeln trockenheißes Klima. Hingegen deuten die jungpaläozoischen Gondwanaschichten des Indischen Subkontinents auf feuchtgemäßigtes Klima.

3. Die paläobotanische Untersuchung unseres Materials aus der Schichtfolge des Niederen Himalaja durch Frau Dr. Čorna (Bratislava), Herrn Prof. Dr. W. Klaus (Universität Wien) und Frl. cand. phil. I. Draxler (Geologische Bundesanstalt Wien) erbrachte primitive kugelige Mikrofossilien, wie sie aus einer Reihe sicher präkambrischer Serien bekannt sind.

4. Der Blainiglazialhorizont ist bei Simla mit den unterlagernden Simlaschiefern durch stratigraphischen Übergang verbunden. Da letztere nach Ansicht der meisten Forscher präkambrisch, jüngstenfalls frühpaläozoisch, sind, können die Blainis nicht dem jungpaläozoischen Glazialhorizont entsprechen. Präkambrische Vereisungen sind aus China und wahrscheinlich auch vom Indischen Subkontinent bekannt.

Meiner Ansicht nach sind diese Einwände gegen Theorie I nicht ganz stichhaltig:

ad II/1: Die Fossilieerheit ist aus der weitgehenden Isolierung des Ablagerungsbeckens (Fuchs 1967) sowie aus der Fazies zu erklären. Monotone Geosynklinalfolgen, bunte Sandsteine und Algendolomite verschiedensten Alters erweisen sich meist als steril. Bei der Untersuchung unserer Proben, auch solcher, die durch seltene Makrofossilien als paläozoisch nachgewiesen sind, konnte Herr Dozent Dr. H. Mostler (Universität Innsbruck) eine absolute Sterilität in bezug auf sonst verbreitete Mikrofossilien feststellen (freundliche mündliche Mitteilung). Auch die jungmesozoische Talserie oder die tertiären Formationen der Dagshais, Murrees und Kasaulis zeichnen sich durch erstaunliche Sterilität aus, ohne daß man daraus auf präkambrisches Alter schließen könnte. Trotz weiter Verbreitung im Präkambrium sind Stromatolithen Fazies- und keine Leitfossilien.

ad II/2: Der Serienvergleich zur präkambrischen Schichtfolge wird von den Vertretern der Ansicht II recht unterschiedlich gezogen, je nachdem, ob lithologische Ähnlichkeiten, Glazialhorizonte oder Stromatolithenstratigraphie höher gewertet werden. Dies und die Tatsache, daß besonders die basalen Geosynklinalfolgen des Niederen Himalaja in den zum Vergleich herangezogenen präkambrischen Serien fehlen, läßt keinen befriedigenden Vergleich zu.

Klimatische Wechsel, dokumentiert im Nebeneinander von grauen, zum Teil glazialen, und roten, in wärmerem Milieu abgelagerten Sedimenten, sind in den Gondwanas, dem Jungpaläozoikum der Salt Range wie im Niederen Himalaja angedeutet.

ad III/3: Es steht heute noch nicht fest, wie weit diese primitiven Mikroorganismen Durchläufer sind, das heißt bei geeigneter Fazies in verschiedensten Zeiten gelebt haben. Auch könnte Wiederaufarbeitung älterer Schichten in Betracht gezogen werden. In Anbetracht von I/4 steht hier Aussage gegen Aussage.

ad III/4: Dunkle Schiefer (Infra Krol) und flyschartige Siltschiefer (Ririschiefer) sind im Blaininiveau recht häufig. In Nepal, wo tausende Meter andersartiger Gesteine dazwischenliegen, wird man die genannten Schiefer kaum als Fortsetzung der Simlaschiefer auffassen. Folgen sie aber nach einer Schichtlücke über Simlaschiefer, so muß es schwerfallen, die Schichtgrenze zu entdecken.

Andererseits konnte ich in Kaschmir und Chamba feststellen, daß über den basalen Schiefen (Simla-, Dograschiefer) tatsächlich Schiefersedimentation bis ins Oberkarbon fortsetzt. Es bestehen somit zwei Möglichkeiten, die Beobachtungen von Simla zu erklären, ohne ein präkambrisches Alter von Blaini folgern zu müssen.

Abschließend kann festgestellt werden, daß in dieser komplizierten Frage noch zahlreiche Widersprüche existieren. Das Problem ist ungelöst, doch erweisen die besprochenen Argumente die Theorie I als die wahrscheinlichere.

Ein anderes noch ungelöstes Problem ist das *Alter der Metamorphose des Kristallins*. Hier werden aber die durch meinen Mitarbeiter Dr. W. Frank für die physikalische Altersbestimmung genommenen Proben vermutlich Klarheit schaffen.

Da die Metamorphose des Kristallins in den überlagernden altpaläozoischen Schichten ausklingt, muß sie postpräkambrisches Alter haben. Da sich außerdem in der Schichtfolge des Himalaja kaledonische Unruhe abzeichnet, bringt Fuchs (1967) diese mit der Metamorphose in Beziehung. Die sicher auch vorhandenen alpidischen<sup>22</sup> Umwandlungen konnten aber im Kristallin nicht auseinandergehalten werden. Da Reliktminerale fehlen, schließt Frank, daß das Kristallin rein alpidisch geprägt worden ist und daß Anzeichen kaledonischer Orogenese fehlen (S. 62 in Fuchs und Frank 1970).

Inzwischen wurde durch Frau Prof. Dr. Jäger (Bern) das kaledonische Alter eines in der Chaildecke des NW-Himalaja weit verbreiteten Granitgneises nachgewiesen (freundliche Mitteilung von Frau Prof. Dr. Jäger).

Ergeben nun Gesamaltersbestimmungen auch der Augengranitgneise des Kristallins kaledonisches Alter, so ist das Kristallin das Produkt mehrerer Metamorphosen. Das Fehlen von Relikten erklärt der Verfasser mit der Annahme, daß die jüngere Umprägung unter Druck-Temperatur-Bedingungen erfolgte, die annähernd denen der älteren Umwandlung entsprachen. Ältere Kristallinteile blieben daher stabil bis metastabil, lokale Aufschmelzungen scheinen in den feinkörnigeren Mischgneisen vorzuliegen.

Ergeben die genannten Augengneise jedoch alpidisches Alter, so war die junge Umwandlung so stark, daß ein neues alpidisches Kristallin geschaffen wurde. Dies berechtigt aber noch nicht zu dem Schluß, daß die alpidische Gebirgsbildung lediglich nicht oder fast nicht metamorphe Gesteine vorgefunden hat.

Manche der Widersprüche, die bei der Diskussion dieser grundsätzlichen Fragen aufgetaucht sind, werden aber in dem Maße verschwinden, in dem die weißen Flecken in den geologischen Karten gefüllt werden. Ich sehe daher die Hauptaufgabe weiterer Forschung in der systematischen Aufnahme der weitgehend unbekannt Gebiete, soweit sie aus politischen Gründen nicht gesperrt sind. Solche systematische Aufnahmestätigkeit wird von uns seit 1963 in W-Nepal betrieben und hat bereits eine Reihe von Aussagen zugelassen, die für die Geologie des gesamten Himalaja gültig sind.

#### Schrifttum

G.B.A. = Geologische Bundesanstalt Wien

G.S.I. = Geological Survey of India

Anden, J. B., 1934, The Geology of the Krol Belt, Rec. G.S.I., 67 (4), 357—454, Calcutta.

Bordet, P., 1961, Recherches géologiques dans l'Himalaya du Népal, région du Makalu. Edit. Cent. Nat. Rech. sci. Paris, 1—275.

Frank, W., und G. R. Fuchs, 1970, Geological Investigations in West Nepal and their Significance for the Geology of the Himalayas. Geologische Rundschau, Heft 2, 59, 552—580, Stuttgart.

Fuchs, G., 1967, Zum Bau des Himalaya. Österr. Akad. Wiss., math.-nat. Kl., Denkschr. 113, 1—211, Wien.

Fuchs, G., und W. Frank, 1970, The Geology of West Nepal between the rivers Kali Gandaki and Thulo Bheri. Jb. G.B.A., Sdbd. 18, 1—103, Wien.

Gansser, A., 1964, Geology of the Himalayas. Interscience Publishers a division of John Wiley & Sons Ltd., London, New York, Sydney, 1—289.

Hagen, T., 1959, Über den geologischen Bau des Nepal-Himalaya. Jb. St. Gall. naturw. Ges., 76, 3—48, St. Gallen.

Hagen, T., 1960, Nepal. Kümmerly und Frey, Bern, 1—119.

<sup>22</sup> Die alpidische Gebirgsbildung hat im Zeitraum Kreide—Tertiär Alpen, Himalaja und andere Faltengebirge geschaffen.

- Hayden, H. H.*, 1904, The Geology of Spiti with parts of Bashahr and Rupshu. Mem. G.S.I., vol. 36, 1—129. Calcutta.
- Heim, A., und A. Gansser*, 1939, Central Himalaya, geological observations of the Swiss expedition 1936. Mem. Soc. Helv. Sci. nat. 73 (1), 1—245. Zürich.
- Holland, T. H.*, 1908, On the occurrence of striated Boulders in the Blaini formation of Simla, with a discussion of the geological age of the beds. Rec. G.S.I., Vol. 37 (1), 129—135. Calcutta.
- Lakhanpal, R. N., S. C. D. Sab, und S. N. Dube*, 1958; Further Observations on Plant Microfossils from a Carbonaceous Shale (Krols) near Naini Tal, with a Discussion on the Age of the Beds. Palaeobotanist 7 (2), 111—120. Lucknow.
- Lexique stratigraphique international 3: Asie, fasc. 8; a. India, Pakistan, Nepal, Bhutan, b. Burma, c. Ceylon. Centre nat. rech. scient., Paris, 1—404, 1956.
- Mathur, L. P., und P. Evans*, 1964, Oil in India. Intern. Geol. Congr. 22. Sess. India 1964, 1—85. New Delhi.
- McMahon, C.*, 1885, Some further notes on the Geology of Chamba. Rec. G.S.I., vol. 18, 79—110. Calcutta.
- Oldham, R. D.*, 1888, The Sequence and correlation of the Pre-Tertiary Sedimentary formations of the Simla Region of the Lower Himalayas, Rec. G.S.I., 21 (3), 130—143. Calcutta.
- Pascoe, E. H.*, 1950, A Manual of the Geology of India and Burma. 3rd Ed., 1, Government of India Press. Calcutta, 1—483.
- Pascoe, E. H.*, 1959, A Manual of the Geology of India and Burma. 3rd Ed., 2, Government of India Press, Calcutta, 1—1343.
- Stauffer, K. W.*, 1968, Silurian-Devonian Reef Complex near Nowshera, West Pakistan. Geol. Soc. Amer. Bull., vol. 79, 2, 1968, 1331—1350. Washington.
- Valdiya, K. S.*, 1969, Stromatolites of the Lesser Himalayan Carbonate Formations and the Vindhya. Jour. Geol. Soc. India, 10, 1, 1969, 1—25. Bangalore.
- Wadia, D. N.*, 1934, The Cambrian-Trias Sequence of North-Western Kashmir (Parts of Muzaffarabad and Baramulla Districts). Rec. G.S.I., 68 (2), 121—176. Calcutta.
- West, W. D.*, 1939, The Structure of the Shali „Window“ near Simla. Rec. G.S.I., 74 (1), 133—167. Calcutta.

# Vulkanberge im Dschungel Sumatras

(Sumatrakundfahrt der Sektion Minden)

FRIEDHELM BERTELMANN, JÖRG SCHLÜTER

Frankfurt am Main. Die B-727 bereitet sich auf ihren Flug um die halbe Welt vor. Es herrscht das übliche geschäftige Treiben vor dem Start einer großen Maschine. Die letzten Vorbereitungen werden getroffen. Dann gehen die Passagiere an Bord. Die Düsen heulen auf, die Rollbahn gleitet immer schneller unter dem großen Vogel dahin, dann ein Ruck — das Fahrwerk ist eingezogen, und steil zieht die Maschine in die Höhe.

Es ist der 26. Dezember 1969, 21 Uhr. Die Lichter der großen Stadt werden schnell kleiner und verschwinden dann ganz. Die Boeing fliegt dem neuen Tag, dem anbrechenden Morgen, entgegen. Wir gewinnen an Stunden. Der Kurs liegt Ost zu Südost an. Es wird hell, die Sonne taucht über den Wolken auf. Wir überfliegen jetzt das weite persische Hochland. Dann erfolgt die Zwischenlandung in Karatschi. Das übliche Bild eines Rollfeldes am Rande der Wüste. Das geduckte Abfertigungsgebäude, eine flache Hütten, zwei oder drei zerzauste Palmen.

Die nächste Etappe ist Colombo. Auch hier wieder das gleiche Bild, nur die Vegetation ist jetzt üppiger. Beim Verlassen der Maschine schlägt uns der feuchtheiße betörende Lufthauch der Tropen entgegen. Am Rande der Piste recken Palmen ihre Wedel wie Filigranwerk in den Himmel.

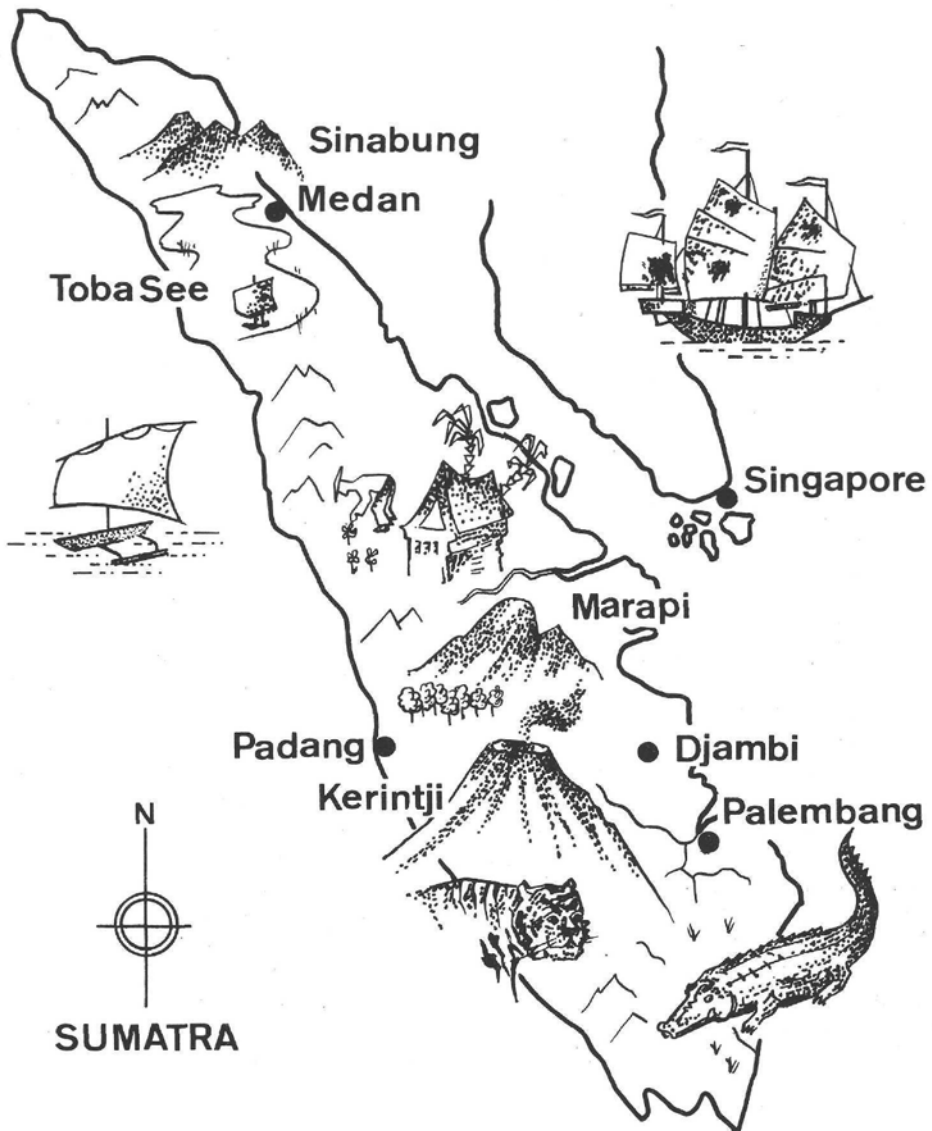
Eine Stunde später: Das letzte Teilstück, Anflug auf Bangkok. Es ist Abend geworden. Im Osten stehen große Gewitterwolken, und der Himmel leuchtet in unwahrscheinlichen Farben. Ganz weit am Horizont ist er tiefschwarz, wird dann grünlichblau und unter den Gewittertürmen purpurrot. Die Maschine wird von heftigen Böen geschüttelt. Sie verliert an Höhe und setzt zur Landung an, rollt aus. Wir sind in Bangkok. Ein heftiger Regen geht über die Stadt nieder. Es ist drückend heiß, Bangkok oder Krubkthep, wie die Thailänder sagen, ist eine von Verkehrsgewühl gekennzeichnete Großstadt. Es ist wohl nur der magische Name, der sie für die Europäer so erstrebenswert macht, aber trotzdem, das Straßenbild ist fernöstlich bunt: wellblechgedeckte und zum Teil verfaulte Hütten, dazwischen streitende und spielende Kinder, eine Menge Unrat, und alles ist überwuchert von der üppigen Vegetation der Tropen. Unten am Fluß, im Gebiet der großartigen Tempelanlagen, ist es ruhiger. Der Tempel der Morgenröte und der Tempel des goldenen Buddhas sind wohl die bekanntesten. Der Geruch von Weihrauch liegt in der Luft. Vor den Statuen knien Menschen und beten. Bunte Türme aus Glasmosaiken stehen in leuchtenden Farben, Glasplättchen ist an Glasplättchen gesetzt, und Turm steht neben Turm, und ein gelber, blauer oder roter Giebel erhebt sich neben dem anderen. Ja, Bangkok, Stadt im Fernen Osten, mit dem nach Fernweh klingenden Namen. Übrigens in der City in einem Nachtclub kostet das Bier vier bis fünf Dollar.

Wir müssen weiter, müssen zum Süden. Malaysia trennt uns noch von Sumatra, Malaysia und die Straße von Malakka. Mit der Eisenbahn soll die Fahrt angeblich unmöglich sein. Das Gerücht sagt, daß irgendwo die Strecke gesprungen sei. Warum und wieso kann man nicht sagen. Es ist eben alles ungewiß. Wir entscheiden uns, um Zeit zu sparen, die wir in den Bergen und im Urwald noch nötig gebrauchen, mit der Garuda Airlines nach Medan auf Sumatra zu fliegen, aber vor allen Dingen erst einmal heraus aus dem Dollar fressenden Bangkok. Ein Taxi bringt uns zum Flughafen.

Die Maschine fliegt ein, startet nach einer halben Stunde wieder. Unter uns liegt jetzt der Golf von Siam, dann die Berge Malaysias. Bald ist Peneng erreicht und dann der letzte Sprung über die See: unter dem Flugzeug liegt die Malakkastraße. 5000 Meter beträgt die Flughöhe, unten erkennt man drei, vier große Frachter, dann taucht die Küstenlinie Sumatras auf, zuerst weißer Sand, dann Bäume, Häuser mit rostigen Wellblechdächern. Das Rollfeld liegt am Rande des Dschungels, holpernd setzt die Maschine auf. Wir sind am Ziel — sind in Sumatra.

### *Auf den Sinabung*

Medan, kleine Hafenstadt im Norden Sumatras. Wir sitzen in einem winzigen Hotel und betrachten die Landkarte. Das erste bergsteigerische Unternehmen soll uns auf den Sinabung führen. Dann wollen wir auf den Marapi und später auf den Kerintji, den höchsten Berg der Insel.



Der Sinabung liegt in der Nähe des Tobasees. Aus seinem Krater steigen Schwefeldämpfe, sie stehen wie eine große Kumuluswolke im tropischen Himmel. Die Flanken des Berges sind, wie kann es auf Sumatra anders sein, mit dichtem Dschungel bewachsen.

Unser schwerer alter amerikanischer Wagen, den wir gechartert haben, rollt im zweiten Gang über die steil ansteigende Küstenstraße dem Bergland entgegen. Es wird Abend, wieder einmal rauscht wolkenbruchartiger Regen hernieder. Geschickt weicht der Fahrer großen Wasserlachen aus. Wir sind am Ende der Monsunzeit, aber in den Abendstunden ziehen noch regelmäßig schwere Gewitter auf. Es ist dunkel geworden, der Übergang zwischen Tag und Nacht geht, wie überall in den Tropen, sehr schnell. Die Scheinwerfer des Wagens lassen ihre Finger über eine dichte Urwaldmauer gleiten, nur ab und zu ist der Wald etwas gelichtet. Dann stehen einige Hütten aus Holz oder Wellblech am Wege. Vereinzelt flackern Feuer auf, sie brennen unter den vorstehenden Dächern der Häuser. Wieder zuckt ein greller Blitz nieder. In seinem Schein erkennt man die dicht um das Feuer gekauerten Menschen.

Es geht auf Mitternacht zu, aber immer noch frißt der Wagen Meile auf Meile der steil ansteigenden Straße. Dann wird der Weg etwas breiter, wieder tauchen Hütten auf. Steile Giebel aus Gras ragen in den jetzt regenfreien Himmel. Der Mond erscheint hinter dem abziehenden Gewölk. Große Bäume heben ihre Wipfel in die Nacht. Wir sind am Ziel, haben das kleine Dorf Brastagi erreicht. In einer primitiven Behausung finden wir Unterkunft, drei schmale harte Betten, eine notdürftige Waschelegenheit. Aber das mag genügen.

Nacht in den Tropen. Es ist wie schon so oft auf großer Fahrt unter dem Äquator, man ist totmüde, kann aber nicht schlafen. Es herrscht eine feuchte, unerträgliche Wärme, große Käfer kriechen über den Boden der Hütte. Moskitos summen ihr so sehr auf die Nerven gehendes Lied. Ja, Nacht in den Tropen. Zauberhaft schön aus der Heimat gesehen, aber in Wirklichkeit: Moskitostiche, Schweiß, kaum erquickender Schlaf.

Es wird Morgen, wir stehen schon früh wieder auf. Im Osten erscheint die Sonne über den Urwaldbergen, sie saugt Nebelfetzen aus den feuchtnassen Wäldern. Die höchsten Vulkane tragen Wolkenhauben um ihre Gipfel. Aber im Laufe des Tages wird die unbarmherzige Sonne auch diesen Schutzschild der Berge fressen.

Unser Führer, der uns den ersten Teil des Weges zeigen soll, erscheint. Die Rucksäcke, die ein wenig zu essen neben der Bergausrüstung enthalten, werden geschultert. Dann geht es los.

Der Eingeborene schlägt eine schnelle Gangart ein, kaum können wir folgen. Man muß sich erst wieder an das Bergsteigen bei großer Hitze gewöhnen. Die Temperatur beträgt in den unteren Regionen des Waldes etwa 35 Grad stickige, feuchte Hitze.

Der Pfad führt uns zuerst durch wilde Bananenstauden, verliert sich dann im dichten Gras eines Bachgrundes, steigt am gegenüberliegenden Ufer wieder steil empor und erreicht dann den Dschungel. Der Wald nimmt uns auf. Große, bunte Schmetterlinge sitzen auf den Blüten, ab und zu raschelt es in den Blättern abgestorbener Bäume. Schlangen? Sumatra ist das schlangenreichste Land der Erde. Aber es sind nur riesige Eidechsen in den buntesten Farben, die vor den Menschen die Flucht ergreifen.

Unser Führer verläßt uns jetzt, er weist noch einmal in die Richtung des Pfades, aber wo soll es auch anders hingehen? Rechts und links steht dichtester Dschungel. Wir verweilen einen Moment und trocknen den Schweiß ab. Die Taschentücher sind schon tiefend naß, aber dann geht es weiter. Der Berg wird steiler, wir überschreiten einen Höhenzug. Auf der anderen Seite des Rückens lichtet sich der Urwald ein wenig, ein Tal tut sich auf, es wird von einem Fließchen durchzogen. Rechts und links des Wasserlaufs befinden sich kunstvoll gestufte Reisfelder. Inmitten der Felder stehen einige Hütten, ihre Seitenwände sind aus Bambus geflochten, die Dächer mit Gras bedeckt. Kinder spielen vor den Häusern, die Erwachsenen arbeiten auf den Feldern. Wasserbüffel ziehen primitive Holzpflüge durch den Schlamm.



Frauen mit großen, spitzen Hüten arbeiten in der sengenden Sonne, sie pflanzen Reis. Ein Junge kommt uns entgegen, er treibt einen Wasserbüffel mit weit ausladendem Gehörn vor sich her. Wir treten zur Seite, der Junge grüßt „Selamat Tuan! Guten Tag, Herr“.

Wir müssen weiter. Jenseits des Reistales steht unser Berg. Die Sonne hat alle Nebel und die Wolken aufgesogen. Über seinem Gipfel am Krater weht nur noch die Schwefelwolke, Lavaströme ziehen zu Tal und brechen in den sonst alles beherrschenden Dschungel.

Bald liegt das Dorf hinter uns, die letzten Reisfelder bleiben zurück. Das Wasser, das aus den Wäldern kommt, riecht nach Schwefel. Wir folgen dem Wasserlauf in den undurchdringlichen Urwald. Er besteht aus riesigen, ca. 30 Meter hohen Bäumen, dazwischen ist dichtes Unterholz und verfaulte Stämme.

Das Wasser hat eine tunnelartige Röhre in den Boden des Waldes gegraben, das ist unser Weg. Es ist alles sehr schlammig und aufgeweicht. Baumwurzeln, die oft fünf Meter lang sind, überdachen den Pfad. An ihnen arbeiten wir uns in die Höhe. So geht es Meter um Meter weiter.

Die Stunden vergehen. Der Dschungel will kein Ende nehmen. Aber dann scheint es, als seien die Bäume nicht mehr ganz so hoch, das Dickicht nicht mehr ganz so dicht. Endlich stehen die Urwaldrecken nur noch vereinzelt, aber das dichte Unterholz ist immer noch da. Unterholz vermischt mit riesigen Farnen. Dann haben wir endlich offenes Gelände erreicht.

Der Aufstieg führt über einen noch nicht erkalteten Lavastrom, der aus grobem Blockwerk besteht. Dann treten die ersten Steilstufen auf, es sind fünf bis sechs Meter große Abbrüche, die in leichter Kletterei überwunden werden. Schließlich gelangen wir an einen Sattel. Erstaunt sehen wir ein aus einigen Bambusstäben angefertigtes ca. einen Meter hohes Häuschen, in dem mehrere Kokosnüsse liegen. Es stellt eine Opferstätte der Eingeborenen dar, die hier am feuerspeienden Berg die Geister ihrer Vorfahren ehren. Die Opfergaben, die auf kunstvoll gefertigten Unterlagen liegen, sind Kokosnüsse mit zwei Trinköffnungen. Sie sind mit Milch gefüllt und verbreiten einen appetitlichen, süßsauren Geruch. Neugierig setzen wir eine dieser Nüsse an den Mund. Die Flüssigkeit ist durch die Gärung alkoholartig geworden und ist auch für den europäischen Gaumen ein Genuß. Wie sich später herausstellte, waren uns die Geister der Eingeborenen trotz des Übergriffes gut gesonnen. Erfrischt treten wir den Weiterweg an, der uns in mittelschwerer Kletterei über einen Grat und mehrere Türme zum Gipfel führt.

Weit geht der Blick über die großen Wälder, das weite Land und in den noch tätigen Krater. In seiner Mitte liegt, wie ein Edelstein, ein kleiner grüner Kratersee, an dessen linkem Ufer Geysire emporstrudeln. Aus mehreren Erdspalten entweicht unter ungeheurem Lärm Schwefeldampf. Ganz intensiv leuchtender gelber Schwefel hat sich überall abgelagert.

Wir versuchen den Abstieg in den Krater, erreichen den Grund und kommen zum See. Ich gehe zu dicht an einen Geysir, Dampf und Wasser zischen auf und verbrühen mir den Arm.

Bald wird es Zeit zum Abstieg.

#### *Neujahr in einem Aussätzigendorf*

Sumatra, Land des Dschungels und der tätigen Vulkane. Über den höchsten Bergen stehen große Wolkenhauben. Es ist Abend. Wir brechen durch die letzten Meter des hohen Elefantengrases. Hinter uns liegt die Besteigung des Sinabungs. Dann ist unsere Hütte erreicht. Todmüde fallen wir auf die Betten, hören nicht mehr das monotone Summen der Moskitos, achten nicht mehr auf die handtellergroßen grellbunten Nachtfalter. Nur ausruhen und schlafen.

Am anderen Morgen, es ist der Neujahrstag 1970. Ein langer Weg steht uns bevor. Wir wollen hoch zum Turbasee, an dessen Ufern noch Reste des einst so mächtigen Batakerstammes in ihren typischen Dörfern hausen.

Die Fahrt ist beschwerlich; seitdem die Holländer die Insel verlassen mußten, ist nicht mehr das Geringste an den einstmaligen guten Straßen, die spärlich den Dschungel durchziehen, unternommen worden. Von einer Asphaltdecke ist nichts mehr zu sehen. Große Schlaglöcher reihen sich aneinander.

Wir sind schon lange Zeit unterwegs. Der Wagen fällt in das eine Loch, arbeitet sich mühsam wieder heraus, um einige Meter weiter aufs neue im Morast zu versinken. So geht das Stunde um Stunde, Kilometer um Kilometer, den lieben langen Tag.

Vereinzelt tauchen Dörfer auf. Sie stehen auf Lichtungen im Dschungel. Es sind armselige Behausungen. Die Wände bestehen aus halb verfaultem Holz, die Dächer aus Wellblech. Auch hier herrscht, wie über in den armen Ländern der Tropen, die häßliche, aber immer weiter vordringende „Wellblechkultur“.

Der schlechte Weg wird noch schlechter und unpassierbarer. Eine halb verfaulte Brücke muß überwunden werden. Langsam tastet sich der Wagen voran. Da erfolgt ein auf die Nerven gehendes Knatschen und Bersten. Eine verfaulte Planke bricht ein. Der Wagen sackt ab, er verschwindet in der entstandenen Lücke und bleibt darin hängen. Acht Meter tiefer tost wild schäumendes Wasser durch eine Schlucht. Die alten bemoosten und verfaulten Brückenträger stöhnen und ächzen. Der Wagen muß hochgebockt werden. Dann wird ein weniger verfaultes Brett losgebrochen und in die Lücke geschoben. So kann es weitergehen.

Nach langer Fahrt erreichen wir ein Plateau am Turbasee mit seinen zauberhaften Eingeborenendörfern, mit Häusern aus geschnitztem Holz und steilen Dächern aus Gras. Es sind die Dörfer der Batakas. Sie leben in Dorfgemeinschaften und opfern noch ihren alten Göttern und glauben an Geister, an die Geister ihrer Vorfahren, von denen sie noch genau wissen, wie sie aussehen. Es gibt da z. B. lange und kurze, große und kleine Geister.

Aber über das Leben in den Dörfern mag Dr. Jörg Schlüter berichten:

Welcher Zufall doch stets eine Rolle spielt. Da landen wir in Nordsumatra in dem kleinen Dorf Brasteg und wundern uns über die freundlichen Menschen, die deutsche Brocken in ihre Reden einfließen lassen. Da taucht das Wort „Kilometer“ oder „Kilo“ auf. Welche Ursache mag das haben? Des Rätsels Lösung ergibt das Wort „Pastor“. Ein deutscher Missionspfarrer wohnt in der Nähe des kleinen Ortes, wo zwei mächtige Vulkane in den Himmel ragen. Wir suchen den deutschen Pfarrer auf und werden mit großer Gastfreundschaft empfangen, zumal dieser Pastor ebenfalls aus dem Ravensberger Land kommt und das westfälische Platt genauso wie indonesisch zu sprechen versteht. So erleben wir den Neujahrstag im heißen Sumatra mit dem deutschen Pastor unter den Kerzen eines Weihnachtsbaumes. Aber das sollte nicht der einzige Eindruck am Anfang des neuen Jahres sein. Der Pastor führte uns in ein altes Karodorf, einer abgelegenen Einsiedelei, in der etwa 400 Menschen leben. Die Häuser sind doppelstöckig. Das Innere erreicht man durch kleine Luken. Jedes Haus bietet ungefähr 16 Familien Platz.

Von diesem Dorf geht es nach Lon Sil Morno. Es wird nebelig, die Reisfelder verschwinden im Dunst. Die Stimmung ist gedrückt. Plötzlich tauchen im Nebel nach einer halbstündigen Wanderung quadratisch geordnete Hütten auf, sie sind weiß gekalkt und mit Ried bedeckt. Wir begegnen den ersten Menschen, die schauen mit fratzenhaft, teilweise entstellten Gesichtern drein. Sie humpeln, haben keine Zehen mehr, schleppen sich auf Stöcken dahin. — Aussätze — bedauernswerte Geschöpfe, ausgesetzt aus allen Teilen des Landes, Java, Sumatra, Celebes und Borneo. Sie sind verschüchtert, verschwinden wieder wie Schemen im Dunst des Nebels. So sehen wir menschliches Leid in schrecklicher Form. Wir empfinden Schauern und empfinden Mitleid. Der Parrer

geht zu den Menschen, zu den armseligen, entstellten Geschöpfen, spricht mit ihnen. Sie sind dankbar über die Abwechslung und dankbar über seinen Besuch und wünschen ihm „Selanot tahmu barun“ — „Fröhliches neues Jahr“.

### *Im Tropenregen auf den Marapi*

Sibolga, Mittelsumatra. Wir verlassen vollkommen gerädert unseren Bus. 700 Kilometer Fahrt vom Tobasee nach Süden liegen hinter uns, im nächstbesten primitiven Hotel nehmen wir Unterkunft. Vor der Tür spielt sich das bunte Leben der Kleinstadt ab: Wasserträger tragen ihre Gefäße an langen Bambusstangen vorbei, Wasserbüffel ziehen träge und langsam großrädige Karren, sie sind mit Zuckerrohr oder Durianfrüchten beladen.

Neben den Wasserbüffeln traben kleine Pferdchen, sie ziehen Rikschas, oft haben sie Schwierigkeiten, mit den Beinen auf der Erde zu bleiben, da oft so viele Leute auf dem hinteren Teil des Wägelchens hocken, daß das Pferd vorne in die Höhe gehoben wird.

Dann sind die Straßen plötzlich leergefegt, ein Wolkenbruch geht über der Stadt nieder, an den Flanken der Berge hängen tiefschwarze Wolken.

Das Wellblechdach unseres Hotels leckt. Neben den Betten sammelt sich eine große Wasserlache. Nachdem wir uns in einer Wanne, in der zwei Fische schwimmen, gewaschen haben, gehen wir schlafen, denn morgen in der Frühe soll zur Besteigung des Marapis aufgebrochen werden.

Schwerer Tropenregen peitscht den Urwald, Wassermassen stürzen vom Himmel, drei bis vier Meter vor mir schlägt sich Wolfgang Schlüter durch das verfilzte Farndickicht des Bergdschungels. Nur unscharf sind die Konturen des Kameraden zu erkennen, alle Sicht schluckt der vom Himmel trommelnde Regen, er klatscht auf die großen Wedel der Farne, auf die dicken fleischigen Blätter der Bäume und auf die Dornenranken des Unterholzes, er verwandelt den Waldboden in einen brodelnden und dampfenden Morast, denn trotz der Wassermassen ist es unerträglich heiß, eine Atmosphäre wie in der Sauna.

Wir sind seit langer Zeit vollkommen durchnäßt, aber das macht nichts. Schlimm ist nur, daß die Rucksäcke und die Biwakausrüstung nicht mehr den Wassermassen standhalten. Die Fotoapparate und die übrige Ausrüstung triefen vor Nässe. Zwei Apparate sind schon ausgefallen durch Feuchtigkeit und durch Aufschlagen beim Ausrutschen und Stürzen, denn glitschig und steil ist der Aufstieg, und der Dschungel ist ein schrecklicher Gegner.

Wir sind seit Stunden erschöpft, haben uns die Hände an den Dornen blutiggerissen, die Anoraks und das Regenzeug sind zerschlissen. Das Trommeln des Monsunregens will und will kein Ende nehmen. Der Regen müßte hier in Mittelsumatra am Marapi um diese Jahreszeit schon längst vorbei sein, aber Tag für Tag branden die tiefschwarzen Wolken, vom Indischen Ozean kommend, an den hohen Bergen empor und entladen sich über den Wäldern.

Vor einer Woche am Tobasee war es ganz anders gewesen. Vom blauen Tropenhimmel brannte die Sonne, im Dschungel schwirrten große Schmetterlinge und bunte Insekten. Der Weg führte durch einen Dom von gewaltigen Bäumen, Spottvögel lärmten, und große buntschillernde Leguane suchten vor den sich nähernden Menschen das Weite.

Aber hier am Marapi ist alles anders, Nässe, Dornen, schwere Wolken und Schlamm.

Und endlich auf dem Gipfel des Berges, eine Landschaft wie auf dem Mond, eine runde Kuppel krönt den Marapi, das Gestein ist glasiert, wenn man die Hand auf den Boden legt, fühlt man die Wärme des jederzeit zum Ausbruch bereiten Vulkans. Aus Erdspalten dringen giftige Dämpfe, sie vermischen sich mit den Wasserschwadern des auf die warme Kuppel prasselnden Regens. Nur kurz ist die Gipfelrast. Wir frieren, denn hier oben, in 3800 Meter Höhe, weht ein eiskalter Wind.

Der Abstieg wird noch lang, immer wieder geht es durch den elend zermürbenden Regen. Je tiefer wir kommen, um so schwerer werden die Regenwolken, kein Wind zerreißt mehr ihre dunklen Gewebe.

Aber endlich sind wir doch wieder in Sibolga, von wo wir zum Kerintji aufbrechen.

### *Auf den höchsten Berg Sumatras, den Kerintji, und nächtliche Tigerjagd*

Wieder fhrt uns der Weg tagelang durch das wilde Bergland Westsumatras, zuerst mit dem Bus, dann mit dem Jeep.

Wir wundern uns, daß es überhaupt noch möglich ist, mit dem geländegängigen Fahrzeug voranzukommen. Immer wieder müssen Hindernisse aus dem Weg geräumt werden.

So lernen wir das Land in seiner ganzen Buntheit kennen, kommen durch die abgelegenen Dörfer, schlafen in mittelalterlich anmutenden Behausungen mit Menschen und Tieren unter einem Dach.

Früh am Morgen geht es weiter, dann mittags, in der größten Hitze, halten wir Rast. Wir wollten uns lagern, ein Eingeborener hält uns entsetzt davon ab. Wild gestikulierend macht er uns klar, daß Schlangen am Weg sind.

Eine halbe Stunde später berfahren wir eine zwei Meter lange Kobra, sie taucht vor dem Wagen auf und wird von den Vorderrädern erfaßt und ihr Rückgrat zerbrochen. Für die Eingeborenen sind Schlangen eine besondere Delikatesse.

Wir erreichen Liki, eine Teeplantage in der Nähe unseres Berges, sehen den Kerintji nun zum ersten Male. Er ragt aus dem ihn umgebenden Dschungel empor, seine Flanken sind steil. Der Gipfel leuchtet rot im Schein der untergehenden Sonne. Ein Berg, so schön wie der Kilimandscharo, großartig in der Form seiner klar emporstrebenden Linien.

Es wird dunkel, der Mantel der Nacht legt sich über den Bergdschungel, Affenherden und Vögel verursachen einen unwahrscheinlichen Lärm. Die Zeit der Dämmerung in den Tropen ist die Zeit des noch einmal erwachenden Lebens, bevor die Stille der Nacht eintritt. Ochsenfrsche quaken und Grillen zirpen, ein großer grauer Vogel streicht beutesuchend vorbei, dann wird es still, die bedrückende Stille einer Tropennacht. Aber die Menschen der Bergdrfer sind zur Tigerjagd ausgezogen.

Hoch droben im Bergdschungel gleitet eine gelbgestreifte große Katze auf Samtpfoten durch die Nacht, sie streift talwärts, erreicht den Rand des Waldes und taucht in den Teestruchern der Plantage unter. Plötzlich zerreißen drei Detonationen die nächtliche Stille. Mndungsfeuer leuchtet auf, und getroffen bricht der Tiger zusammen. Er hat seinen Abstieg aus dem schtzenden Bergurwald mit dem Leben bezahlt, denn die Jäger lagen schon auf der Lauer, um die große Katze zu schießen; drei Kugeln aus einem automatischen Gewehr, die Einschüsse genau eine Handbreit über den Vorderlufen, der kurzbeinige Sumatratiger ist tot, erlegt, ohne Risiko für die Männer, und man fragt sich: ach ja, muß das denn sein? In den Wäldern des Kerintji gibt es noch eine Menge Tiger, sie sind aber sehr scheu und greifen dem Menschen kaum an.

Am anderen Tage. Träger werden angeworben, Träger und Leute mit Buschmessern, die den Weg durch den Dschungel freischlagen sollen. Der Polizeikommandant des Gebietes gibt uns noch drei Polizisten mit, die mit Gewehren bewaffnet sind. Ohne Waffen will man uns nicht ziehen lassen: wegen der Tiger . . . ?

Einen Tag später, unsere Leute haben sich eingefunden, es sind untersetzte, kräftige Gestalten, urwlderprobt und Entbehrungen gewöhnt. Sie sind mit Waldmessern ausgerüstet und tragen an langen Stangen Körbe, in denen sich unsere Verpflegung befindet. Sie besteht zum großen Teil aus Reis. Dann kommt ein Lkw angefahren, auf ihm sitzen die Polizisten, die uns begleiten sollen. Noch einige Kilometer geht es auf dem Lkw durch die Plantage, dann sind die Wege zu Ende. Wir müssen nun zu Fuß

weiter. Nach kurzem Abschied von dem uns begleitenden Leiter der Teeplantage geht der Marsch los. Zuerst führt uns der Weg noch durch Zuckerrohrfelder und einige Bananenhaine, dann beginnt der Dschungel. Brandrodungen fressen sich in seine Mauer. Bald ist auch das vorbei, dann herrscht nur noch der unberührte Wald. Das Unterholz besteht aus großblättrigen, dickstengelligen Schlinggewächsen, die aber leicht mit der Machete abgeschlagen werden können. Nach Stunden wird der Boden trockener, Dornenbüsche und Sträucher versperren uns jetzt den Weg. Die Arbeit mit dem Buschmesser ist schwer und anstrengend geworden, wir haben kaum noch einen trockenen Faden am Leib, alles ist verschwitzt, die Temperatur beträgt ca. 38 Grad.

Die Vegetation Sumatras gehört zu den reichhaltigsten der Erde, große bunte Blumen blühen auf dem Waldboden, aber bei dem anstrengenden Marsch durch den Urwald hat man kaum noch Sinn für die Schönheit der Pflanzenwelt.

Aus der Ferne dringen Laute zu uns heran, der Lärm irgendwelcher Waldtiere, wahrscheinlich Affen. Nur langsam kommen wir jetzt noch voran, schlagen uns eine Art Tunnel durch das verfilzte und unheimlich zähe Gestrüpp. Immer wieder müssen gestürzte Bäume überklettert werden, ihre Stämme sind von Schmarotzern bewachsen.

Oft bricht man bis in die Knie in den verfaulten Moder. Von 40 Meter hohen Urwaldriesen hängen Luftwurzeln, an ihnen ranken vom Boden Schlinggewächse empor.

Langsam gewinnen wir an Höhe. Wieder ändert sich die Vegetation, große Farne sind an die Stelle der Bäume getreten, und stachelige Ranken sperren den Weg. Mücken und Insekten umschwirren uns in großen Schwärmen, und dann wird es Nacht, mit der Nacht kommt der Regen, wir sind wieder tiefend naß, ein kleines Feuer wird mit großer Mühe entzündet. Unsere Träger frieren, apathisch hocken sie in ihren nassen Sarongs um das Feuer. Wir versuchen, unter einer Perlonfolie ein wenig zu schlafen, aber daraus wird nichts, langsam kriecht auch uns die Kälte der Nacht in den Körper.

Am Morgen beginnt der Weitermarsch durch das vor Nässe triefende Farngestrüpp, das später in einen den Berg umlagernden Gürtel aus kniehohem Gesträuch übergeht.

Und wieder halten wir kurze Rast. Die wievielte schon? Die Träger essen, auch wir würgen eine Handvoll nassen Reis herunter, dann wird das Gepäck wieder aufgenommen. Die Polizisten schultern ihre Waffen, es ist wohl das erstmal, daß man so schwer bewaffnet auf einen Berg steigt. Kopfschüttelnd schauen wir die Gewehre an, und da es hier bestimmt keine Tiger mehr gibt, denn dafür sind wir schon viel zu hoch, schlagen wir den Polizisten vor, das schwere Gepäck und die Waffen hier zu deponieren oder gar selber hier zurückzubleiben und auf unsere Rückkehr zu warten. Aber ihr Führer schüttelt mit dem Kopf und erklärt mit umfassender Gebärde auf die Polizisten und Träger deutend: „Instruction, Collectiv, Monte Kerintji.“ Dann beginnt wieder der lange Marsch. Der letzte den Berg umgebende Buschgürtel muß noch überwunden werden. Er besteht aus dickblättrigem, dornigem Strauchwerk.

Es ist 'mal wieder, wie so oft auf großen Fahrten in den Tropen, dichtestes Gebüsch, fremdländische Menschen und Laute, das Bersten und Brechen des unter kräftigen Schlägen weichenden Dickichts. Und wieder vergeht ein Tag, und wieder wird es Nacht, und wieder ein primitives Biwak, ein kleines Feuer, sein Schein erhellt die wilden, abge-spannten Gesichter. Aus dem Dschungel weit unter uns klingen die Geräusche der Nacht.

Wir gehen jetzt einen ziemlich steilen Grat an, das Gestein ist rostrot und brüchig, über einen aus losem Lavagestein bestehenden Höhenrücken. Der Höhenmesser zeigt 3400 Meter, die Luft ist schon ein wenig dünn geworden. Uns, an größere Höhen gewöhnte Bergsteiger, macht das nichts aus, aber die Träger haben zu kämpfen, sie leiden unter beginnendem Luftmangel. Langsam bleibt einer nach dem anderen von ihnen zurück. Nur einer, der Führer der Polizisten, begleitet uns noch, die anderen steigen wieder einige hundert Meter ab, um auf unsere Rückkehr zu warten.



Kerintji.

Aufn.: Bertelmann

Auf einem Grattürrmchen machen wir Rast, der Blick gleitet hinunter zu unseren Leuten. Sie sind als Punkte weit unten an der Vegetationsgrenze zu erkennen. Es scheint, als winkten sie zu uns herauf. Nach kurzer Verschnaufpause geht es weiter. Wir nähern uns jetzt langsam den letzten Steilaufschwüngen des Gipfelbaus, vereinzelt Wolkenfetzen wehen vorüber, aber sonst ist das Wetter schön. Der rote Gipfel des Berges ragt in den blauen, nur mit einigen Wolken bedeckten Himmel. Unser Indonesier ist vollkommen erschöpft, er reißt sich aber zusammen, sein eiserner Wille treibt ihn vorwärts, und so erreicht er mit uns den höchsten Gipfel seiner Heimat. Hier hissen wir nach altem Bergsteigerbrauch die Wimpel des Gastlandes und unserer Heimat.

Der ca. 4000 Meter hohe Kerintji wird von einem mächtigen Krater gekrönt. Sein Durchmesser beträgt wohl 1000 Meter, er ist ungefähr 600 Meter tief. Die Wände brechen nach allen Seiten steil ab. Will man in das Explosionsmaul des Berges schauen, muß man unmittelbar an den Abbruch treten. Schwindelfreiheit ist erforderlich, denn 600 Meter sind eine gewaltige Höhe. Tief unten brodeln es, Schwefeldampf wallt auf, versperrt für einige Minuten die Sicht.

Fast eine Stunde halten wir Gipfelrast, schauen in das weite Land, sehen eine lange Kette hoher Vulkane, sehen den gewaltigen, das ganze Land bedeckenden Dschungel, und sehen weit im Westen das Meer, den Indischen Ozean.

Der Abstieg zu den unten wartenden Trägern wird noch lang, denn steil und abschüssig sind die Flanken des Berges, jeder Schritt muß geprüft werden, aber von einer eigentlichen alpinen Schwierigkeit kann man nicht mehr sprechen. Das Erlebnis ist hier anderer Art, die großen Urwälder und die einsamen Höhen, das Abenteuer des Neuen.

Als wir wieder im Tal sind, liegt die Besteigung eines wunderschönen Berges hinter uns. Wir konnten den Kerintji in den Kranz von den von uns in fremden Ländern bestiegenen Bergen einreihen.

#### *Zusammenfassung*

Dauer der Fahrt: 26. Dezember 1969 bis 3. Februar 1970.

Teilnehmer der Fahrt: Dr. Wolfgang Schlüter, Dr. Jörg Schlüter, Friedhelm Bertelmann.

Aufgesuchte Berggebiete: Nordsumatra, Gebiet am Tobasee, Westsumatra.

Bestiegene Berge: Sinabung, 2451 m (am Tobasee), Marapi, 2891 m (Westsumatra), Kerintji, 3805 m (Westsumatra).

Die besonderen Schwierigkeiten beim Besteigen der Berge Sumatras lagen in den langen Anmarschwegen über ein kaum noch befahrbares Straßennetz und bei der Durchquerung des fast undurchdringlichen Dschungels, welcher die Berge umgibt.

Der Kerintji wurde nach dem zweiten Weltkrieg zum erstenmal wieder bestiegen.

Die Zureise von Deutschland erfolgte mit dem Flugzeug über Karatschi, Colombo, Bangkok, Penang und Medan.

In Sumatra dienten gemietete Autos, Busse (der Fahrpreis ist sehr billig) und geländegängige Fahrzeuge der weiteren Zufahrt.

Am Kerintji wurden acht Träger sowie drei Leute mit Buschmessern angeworben, welche den Weg durch den Urwald freischlugen.

Außerdem wurde die Kundfahrt von drei bewaffneten Polizisten begleitet. Da es in den Wäldern am Kerintji eine Menge Tiger gibt, sollte seitens der Behörden Sumatras nicht ohne Waffen aufgebrochen werden. Die Tiger sind aber im großen und ganzen sehr scheu, so daß sie wohl keine Gefahr bedeuten.

Die Einheimischen gingen bis zur Vegetationsgrenze mit, um hier auf die Rückkehr der Bergsteiger zu warten.

Die Kundfahrt wurde besonders von den Behörden Sumatras unterstützt, was mit herzlichem Dank vermerkt sei.

## Preisliste der Alpenvereinskarten (1971)

	Ersch.- Jahr	ÖAV- Mitgl.* S	DAV- Mitgl. DM
<b>Nordalpen</b>			
<i>Allgäuer und Lechtaler Alpen</i>			
2/1	Westblatt, 1:25.000 .....	1963	27.— 3.80
2/2	Ostblatt, 1:25.000 .....	1966	27.— 3.80
3/2	Arlberg mit Skirouten, 1:25.000 .....	1956	27.— 3.—
3/2	Arlberg ohne Skirouten, 1:25.000 .....	1956	27.— 3.—
<i>Wetterstein- und Mieminger Gebirge</i>			
4/1	Westblatt, 1:25.000 .....	1964	27.— 3.80
4/2	Mittleres Blatt, 1:25.000 .....	1962	27.— 3.80
4/3	Ostblatt, 1:25.000 .....	1960	27.— 3.80
<i>Karwendelgebirge</i>			
5/1	Westblatt, 1:25.000 .....	1962	27.— 3.80
5/2	Mittleres Blatt, 1:25.000 .....	1962	27.— 3.80
5/3	Ostblatt, 1:25.000 .....	1962	27.— 3.80
8	Kaisergebirge, 1:25.000 .....	1961	27.— 3.80
<i>Loferer Steinberge, 1:25.000</i>			
9/1	touristisch .....	1925	25.— 2.80
9/2	Leoganger Steinberge, 1:25.000 .....	1926	25.— 2.80
60	Steinernes Meer, 1:25.000 .....	1969	27.— 3.80
	mit Skirouten .....	1969	27.— 4.—
14	Dachstein, 1:25.000 .....	1958	27.— 3.80
<i>Totes Gebirge, 1:25.000</i>			
15/1	Westblatt, Schönberg (Wildenkogel) .....	1967	27.— 3.80
15/2	Mittleres Blatt (Großer Priel-Tauplitz), ab 1. 6. 1972 .....	1971	27.— 3.80
16	Gesäuseberge, 1:25.000 .....	1924	25.— —
<b>Zentralalpen</b>			
26	Silvrettagruppe, 1:25.000, mit Skirouten (Neuaufgabe) .....	1969	27.— 4.—
<i>Ötztaler Alpen</i>			
30/1	Blatt Gurgl, 1:25.000, mit Skirouten .....	1949	27.— 4.—
30/1	Blatt Gurgl, 1:25.000, Syntosil .....	1965	33.— —
30/1	Blatt Gurgl, 1:25.000, Papier, mit Skiführer auf Rückseite .....	1965	35.— —
30/1	Blatt Gurgl, 1:25.000, Syntosil, mit Skiführer auf Rückseite ..	1965	44.— —
30/2	Blatt Weißkugel, 1:25.000, mit Skirouten .....	1951	27.— 4.—
30/3	Blatt Kaunergrat-Geigenkamm .....	1953	27.— 4.—
30/4	Blatt Nauderer Berge mit Skirouten .....	1954	25.— 3.—
<i>Stubai Alpen</i>			
31/1	Blatt Hochstuba, 1:25.000		
	Papier, mit Skirouten .....	1956	27.— —
	Syntosil, mit Skirouten .....	1965	33.— —
	Papier, mit Skirouten und Skiführer auf Rückseite .....	1965	35.— 4.—
	Syntosil, mit Skirouten und Skiführer auf Rückseite .....	1965	44.— —
31/2	Blatt Sellrain, 1:25.000, mit Skirouten .....	1964	27.— 4.—
31/3	Brennergebiet, 1:50.000, Sommerausgabe .....	1966	27.— —
	Winterausgabe, mit Skirouten und Skiführer, Papier .....	1966	31.— —
	Winterausgabe, mit Skirouten und Skiführer, Syntosil .....	1966	33.— —

\* Bestellung über die Sektionen



	Ersch.- Jahr	ÖAV- Mitgl. S	DAV- Mitgl. DM
<i>Zillertaler Alpen</i>			
35/1	Westblatt, 1:25.000 .....	1958	27.— 3.80
35/2	Mittleres Blatt, 1:25.000 .....	1958	27.— 3.80
35/3	Ostblatt, 1:25.000 .....	1958	27.— —
	mit Skirouten, Papier .....		27.— 4.—
	mit Skirouten, Syntosil .....	1965	33.— —
	mit Skirouten und Skiführer auf Rückseite, Papier .....		35.— —
	mit Skirouten und Skiführer auf Rückseite, Syntosil .....		44.— —
36	Venedigergruppe, 1:25.000, ohne Skirouten .....	1960	27.— 3.80
	mit Skirouten .....	1960	— 4.—
39	Granatspitzgruppe, 1:25.000 .....	1943	27.— 3.80
40	Glocknergruppe, 1:25.000, 4. Ausgabe .....	1969	27.— 3.80
41	Schobergruppe, 1:25.000 .....	1968	27.— 3.80
42	Sonnblickgruppe, 1:25.000 .....		
	mit Skirouten, Papier .....	1964	27.— 4.—
	mit Skirouten, Syntosil .....	1964	33.— —
	mit Skirouten und mit Skiführer auf Rückseite, Papier .....	1964	35.— —
	mit Skirouten und mit Skiführer auf Rückseite, Syntosil .....	1964	44.— —
45	Schladminger Tauern, 1:50.000, mit Skirouten .....	1924	25.— 2.80
61	Niedere Tauern II (östl. Radstädter und westl. Schladminger Tauern), 1:50.000 .....	1970	27.— 3.80
<b>Südalpen</b>			
<i>Dolomiten</i>			
52/2	Ostblatt, 1:100.000 .....	1925	25.— —
52/1/b	Langkofel-Sellagruppe, 1:25.000, Sommerausgabe .....	1959	27.— 3.80
	Winterausgabe .....	1959	27.— 4.—
52/1/cc	Palagruppe, 1:25.000 .....	1931	27.— 2.80
56	Lienzer Dolomiten, 1:25.000 .....	1950	27.— 3.80
<i>Karnische Alpen</i>			
57/1	Umgebung Obstanzer See, 1:25.000 .....	1927	25.— —
57/2	Umgebung Steinkar und Reiterkar, 1:25.000 .....	1926	25.— —
<b>Sonstige Karten</b>			
0/1	Schutzhüttenkarte der Ostalpen, 1:600.000 .....	1957	25.— 2.80
0/2	Mahalangur Himal (Chomolongma-Mount Everest), 1:25.000 .....	1957	44.— 3.80
	Cordillera Blanca, 1:100.000 (nur mit Wissenschaftl. Heft Nr. 17 verkäuflich, s. Seite 223) .....	1939	— —
0/3	Cordillera Blanca, 1:200.000 .....	1939	33.— —
	Minapin, Rakaposhi Range (NW-Karakorum), 1:25.000 .....	1967	27.— 3.80
	Skikarte Innsbruck und Umgebung, 1:25.000 .....		
	Papier, mit Skiführer auf Rückseite .....	1964	35.— —
	Syntosil, mit Skiführer auf Rückseite .....	1964	44.— —



Alpenvereinskarten, die nicht in dieser Liste angeführt sind, sind vergriffen und können nicht geliefert werden.

Alle Karten sind gefaltet (außer „Minapin“)